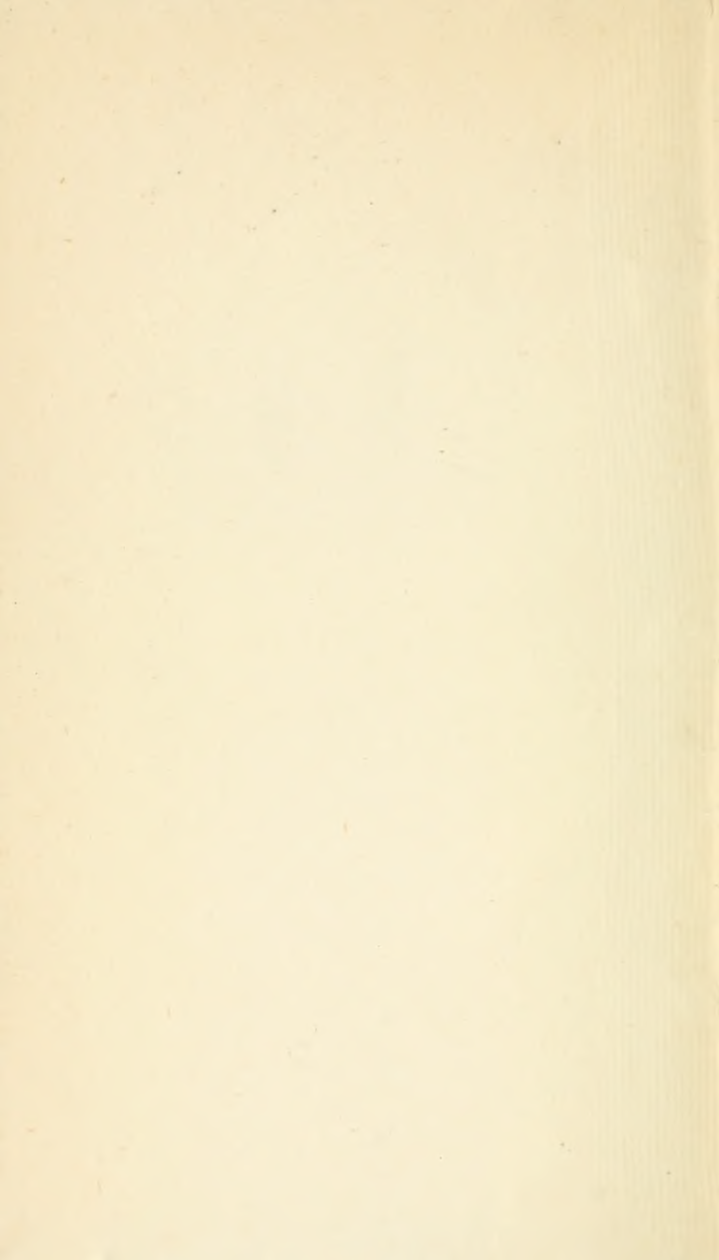
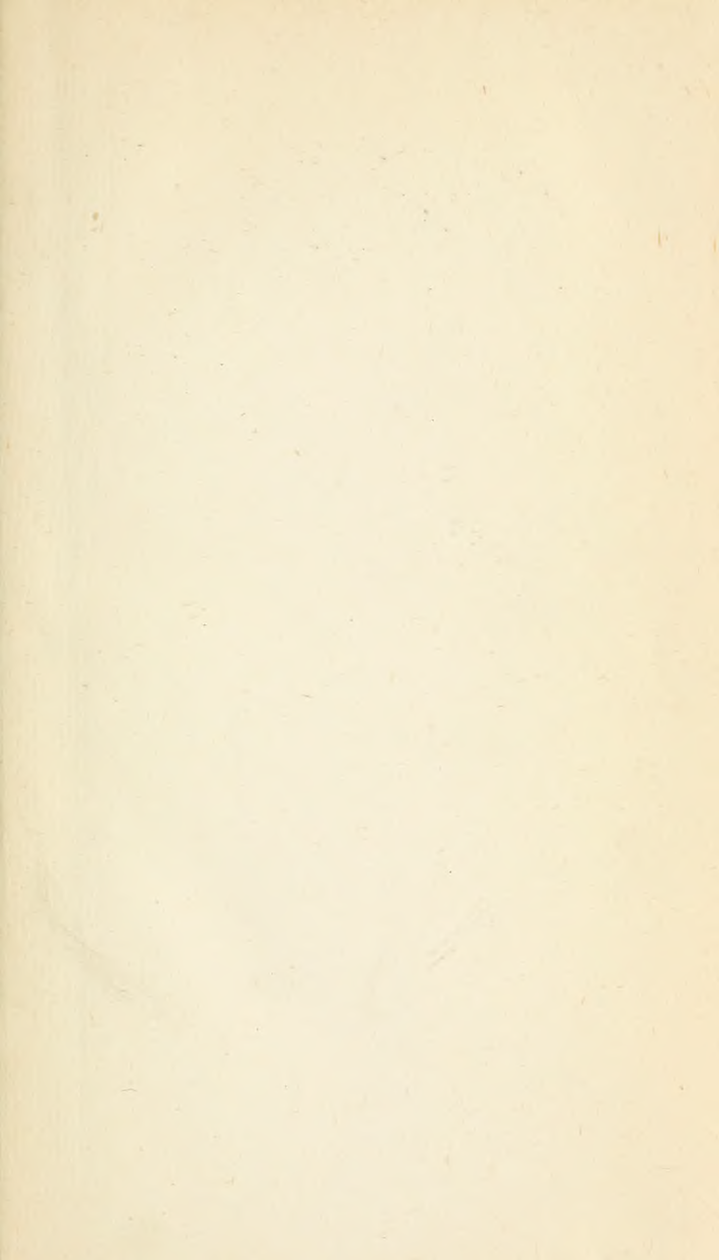
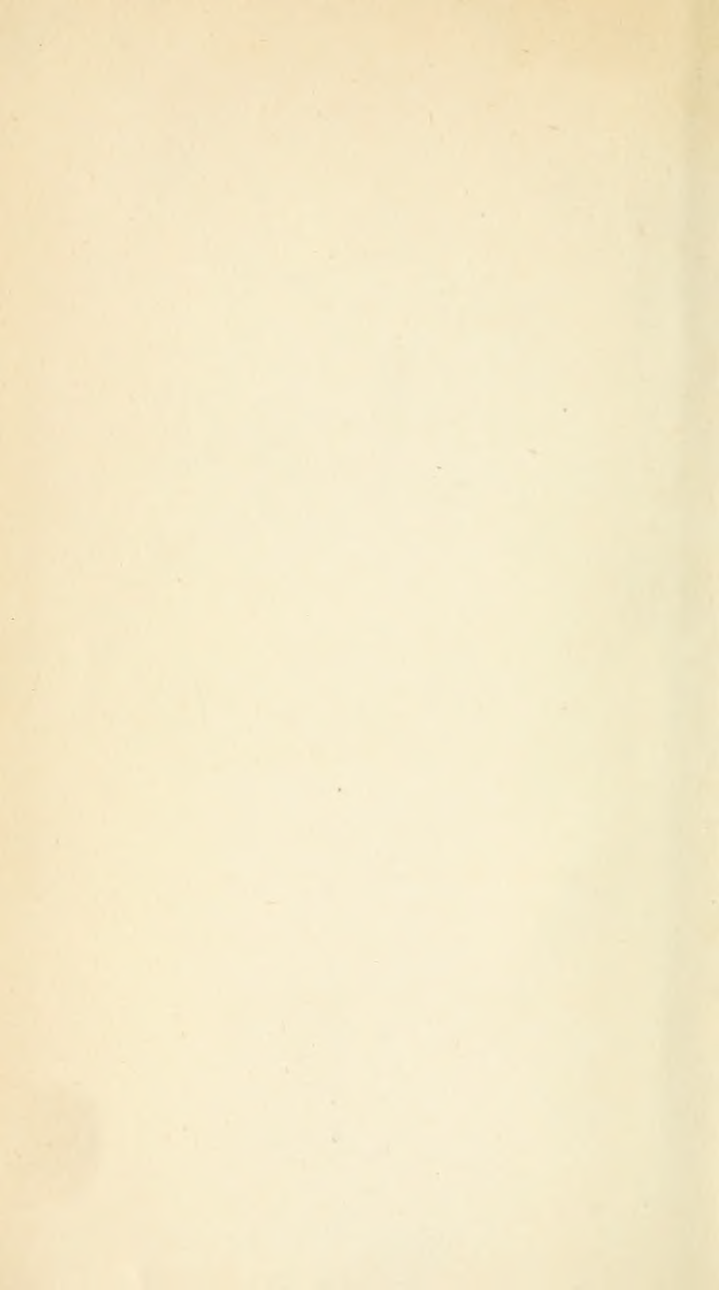

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

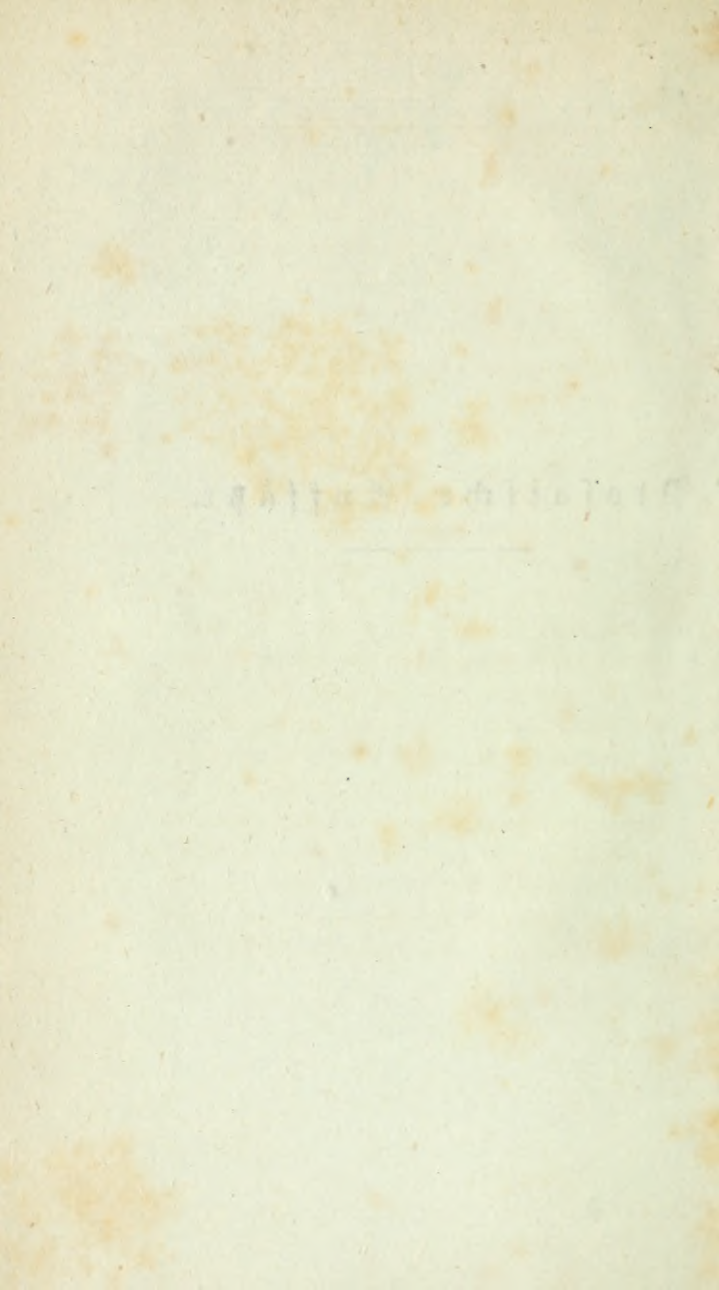


Siebenzehnter Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Prosaische Aufsätze.



Über die Travestirungen.

Quand une fois on a tournè l'Enthousiasme en ridicule, on a tout dcfait hors l'argent ét le pouvoir.

Corinne, par Mad. de Staël.

1807.

Zwey Epochen sind in der Entwickelungsgeschichte jedes Volkes, in welchen die schönste Blüthe des menschlichen Geistes sich auf zweyerley Art entfaltet, und gleichsam der Himmel mit seinen Eingebungen dem einfachen, oder dem harmonisch gebildeten Menschen am nächsten ist: der erste Beginn der Cultur und der schönste Gipfel derselben. In beyden tönen die Lieder der Sänger am lieblichsten, am reichsten. Wie Wesen höherer Art erscheinen sie unter den starken ungezähmten Gemüthern; die Töne ihrer Harfen stillen die empörten Geister, be-

sänftigen die stürmenden Leidenschaften, und richten alle Seelenkräfte des halbwilden Volks auf erhabene Heldengestalten der Väter, die im Elysium, in Walhalla, oder in den Nebeln des Hochlandes als Vorbilder der Enkel, als Muster der Nacheiferung schweben. Dann stirbt der Held freudig, wenn der Dichter seinen Nahmen den Winden übergibt, dann strömen im Saale des Alcinous und bey den lärmenden Gastmahlen der Freyer Penelopens die hochgeehrten Sänger Lebenslust, Muth, Verachtung der Gefahr und begeisterte Freude in's Herz der Hörer. Die heiligen Sänger sind die ersten Erzieher des Volks, die ersten Weisen, die ersten Tugendlehrer.

Aus jenen Perioden tönen uns Homers und Ossians Lieder, viele Gesänge der Bibel herüber, und beynahe jedes Volk hat seine alten Helden und Göttergeschichten, an denen, wie seltsam und ungeheuer sie manches Mahl seyn mögen, sich die Einbildungskraft der Enkel entzündet, ihr Herz erwärmt, und den Glauben an Menschengröße, an heldenmüthige Tugend, an aufopfernde Vaterlandsliebe u. s. w. wie eine heilige, unbezweifelte Tradition erhält.

So wie nach und nach die Cultur fortschrei=

tet, verstummt der Mund der Dichter. Die himmlischen Götter ziehen sich zurück, nachdem sie für die erste Bildung des Menschengeschlechtes das Ihrige gethan hatten. Der folgende Zeitraum vergeht stürmisch unter dem harten Kampfe der alten Rohheit mit der wachsenden Bildung. Endlich siegt diese; der menschliche Geist übt sich in Erfindung von Wissenschaften und Künsten, deren Zweck es ist, die Bequemlichkeiten und Verschönerungen des Lebens herbey zu schaffen, bis endlich die Kräfte des Verstandes, der Einbildungskraft und die körperlichen Fähigkeiten, in vollkommenen Einklang gebracht, den Menschen auf jene schöne Stufe erheben, die das goldene Zeitalter jedes Volkes ausmacht. Jetzt kehren die Sänger wieder und in ihrem Gefolge alle schönen Künste; die Blüthenzeit ist da, jedes Gefühl wird angeregt, jede Kraft geübt, jeder Keim entfaltet. In dieser Epoche der Kraft und Fülle wird nun gedacht, geschrieben, gedichtet, gebildet, weil der Geist drängt, weil man etwas im Herzen trägt, das man seinen Mitbürgern sagen möchte, weil Ideale in den Seelen leben, deren göttliche Gestalt man gern vor Anderer Blick zaubern, deren tiefes Gefühl man gern in Anderer Busen er-

regen möchte. Aus dieser Epoche schreiben sich in jedem Volke die schönsten Erzeugnisse in den Künsten und vielleicht auch in den Wissenschaften her.

Aber die Zeit rollet rastlos fort, der Frühling entschwebt, und der Gipfel der schönen Cultur ist eine Bergspitze, keine Ebene. Unaufhaltsam führt der Weg wieder abwärts, wenn auch nicht wieder in das tiefe Thal, aus dem wir erst mühsam empor gekommen, so doch in eine Niederung, aus der wir uns vielleicht künftig auf eine noch höhere Spitze erheben werden. Aber sicherlich ist es nicht mehr jene freundliche Höhe voll Lusthainen, voll Blumen, voll sprudelnder Quellen, voll harmonischer Kehlen, die wir verlassen haben. Auf schroffem Felsengipfel weit umher schauend und die Länder der Welt tief unter ihren Füßen mit klarem Blicke durchmessend, thront die ernste Wissenschaft. Dorthin werden wir einst gelangen, wir werden genau erkennen, scharf sondern, richtig schließen; aber auf dem schroffen Felsengipfel liegt auch Schnee, der nur selten am Strahle der kalten Sonne der Wahrheit schmilzt, und die allzudünne Luft, in der sich alle Gegenstän-

de deutlich zeigen, läßt die Brust sich nicht frey erheben, und tödtet den Lebenskeim.

Es gehört nicht zu dem Plan, der dem gegenwärtigen Aufsatze zum Grunde liegt, dieses Bild weiter auszumahlen. Genug, wir sind auf dem lieblichen Gipfel gewesen, wie andere Völker vor uns. Aber

> Die Blume vergeht,
> Die Frucht muß treiben;
> Der Mensch muß hinaus
> In's feindliche Leben,
> Muß wirken und streben,
> Und pflanzen und schaffen,
> Erlisten, erraffen; *)

denn in einem Volke, wie in jedem Einzelwesen wiederhohlt sich der allgemeine Typus der Natur. — Jetzt tritt das ökonomisch-industriöse Zeitalter ein, jetzt gilt es, zu gewinnen, um zu genießen, jetzt drängt nicht mehr das glühende Gehirn oder das tief erregte Gefühl an dem Schreibepulte; nicht die begeisterte Phantasie reicht dem Künstler Meißel und Palette. Der Buchhändler braucht zur nächsten Messe

*) Schillers Lied von der Glocke.

ein Werk von so viel Bogen oder Banden, der reiche Schwelger, der übermüthige Parvenu bestellt eine Statue, ein Portrait, um seine Zimmer, weil es jetzt zum Tone gehört, eben so achtlos damit zu schmucken, wie einst mit Niederlände: Taveten und Javanischen Vasen; und beyde zahlen gut und promvt. Das ist der Beruf des Dichters, des Künstlers, das die Begeisterung, die den Idealen in seiner Brust Wirklichkeit gibt. *) Es wäre anmaßend und undankbar gegen so viele edlere Gemuther, diese Bemerkungen als einen allgemeinen Satz, der keine Ausnahmen leidet, aussprechen zu wollen. Noch gibt es Lieblinge der Musen, die die heilige Flamme in ihrer Brust nicht dazu entweihen, um das Feuer auf ihrem Herde damit zu unterhalten. Keine Zeitperiode, keine Gattung der Wesen ist so scharf begrenzt, daß sie sich nicht unmerklich in die nächststehenden verlieren sollte, und niemand kann dann sagen, wo jene aufhörte und diese anfing; aber es ist

*) Wie viel sich in Rücksicht der bildenden Künste hier seit 14 Jahren in's Beßere verändert hat ist wohl kaum nöthig zu bemerken.

gewiß nicht zu gewagt, wenn man behauptet, daß der Einfluß des ökonomisch-egoistischen Zeitgeistes, dieses allverehrten Götzen, dem fast in jeder Brust eine Flamme oder ein Flämmchen zu Ehren lodert, sich besonders in der schönen Literatur, und in dieser hauptsächlich auf der Schaubühne zeigt. Vielleicht fällt auch dieser Einfluß gerade in diesem Fache am meisten auf, weil die Nebenabsicht des Nutzens den reinen Begriff der Schönheit stört, weil ein Kunstwerk, wie eine Blume, nur gefallen, nur rühren soll, ohne Eigennutz, ohne Rücksicht, weil selbst der letzte Endzweck des Schönen — Lauterung des Gemüthes — nur mittelbar aus ihm hervorgehen soll. Es ist ein einträgliches Fach, kleine Komödien, Operetten u. s. w. zu schreiben. Nicht jedem hat die Muse bey seiner Geburt gelächelt, daß er sich fähig fühlte, etwas zu leisten, das in stiller, einfacher Größe durch sich selbst gefallen könnte. Tausenderley Intriguen, Charaktere u. s. w. sind bereits so oft verbraucht, daß das Publikum kein Vergnügen mehr daran finden kann; denn es sucht sein Vergnügen meistens nur im Neuen. Da verfällt denn der speculirende Verstand jener Geister auf die seltsamsten Ausgeburten:

Komodien in ein oder zwey Personen, mit zwey Worten, Komödien auf dem Dache, vor den Fenstern, wandelnde Tempel, ganze Menagerien, halbe Regimenter zu Fuß und Pferd, eroberte Festungen, brennende Schlösser, und endlich die Travestirungen jener Meisterwerke, die seit Jahren oder Jahrhunderten der Gegenstand der Bewunderung aller besseren Menschen waren. — Alles muß helfen, um etwas Neues, Überraschendes, Niegesehenes hervor zu bringen. Das Volk lauft haufenweise in diese Stücke, die Casse wird gefüllt, der Autor bezahlt, und der Zweck der Kunst erreicht; aber welch ein elender verächtlicher Zweck, wie unwürdig der Kunst und einer gebildeten Nation! Unter allen Mißgriffen und Nothbehelfen unvermögender oder niedriger Geister scheint mir keiner so entwürdigend für die Kunst und zugleich so allgemein schädlich, als die Travestirungen. Wenn in Parodien ein geringfügiger Gegenstand mit allem Aufwande von Pathos und Feyerlichkeit erhoben und dadurch lächerlich gemacht wird, so sehen wir in diesem komischen Bestreben nur eine Wiederhohlung dessen, was täglich um uns in der wirklichen Welt geschieht; wir belächeln es, greifen wohl auch in unsern

eigenen Busen, und lernen beschämt, wahren Werth von falschem scheiden. Doch wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß ich je auf unseren Bühnen eine Parodie aufführen gesehen hätte. Desto reicher sind wir seit einigen Jahren an Travestirungen. Wir haben einen travestirten Äneas, Telemach, eine Alceste, sogar einen travestirten Werther. In diesen Stücken wird ein altbekannter, würdiger Gegenstand, ein Heldenbild, auf dessen hervorragende moralische oder pathetische Größe tausend und tausend Blicke mit Achtung und Liebe gerichtet waren, dem ein göttlicher Augenblick in der Brust des begeisterten Genies das unsterbliche Leben gab, den die Kunst mit allen ihren Reizen schmückte, den ganze Generationen oder Völker als das Urbild irgend einer Tugend, einer höheren Geisteskraft verehrten, von seinem Standorte herab gerissen, in den Staub getreten, mit lächerlichen Lumpen behangen, und dann in dieser Entstellung dem Publicum als ein Gegenstand des Spottes dargestellt. Das, was uns einst entzückte, wird nun mit Verachtung angesehen, was in besseren Seelen edle, große Gefühle weckte, erregt nun unser Gelächter, und wir wundern uns vielleicht selbst, wie wir einst so begeistert vor diesem Ideale stehen

konnten, das nun bey näherer Besichtigung nichts, als eine Puppe aus Stroh und Lappen ist.

Der Jüngling, der in den Schulen seinen Homer und Virgil mit glühender Seele las, und die Göttergestalten treu in der reinen Brust bewahrte, der vielleicht die Anregung zu mancher guten That, wenigstens zu manchem edlen Vorsatz aus dem vertrauten Umgange mit jenen Geistern erhielt, das Mädchen, dem aus der alten Geschichte, aus dem Telemach, in einer Alceste, Antigone, Penelope, ein Urbild höherer weiblicher Würde vorschwebte, sehen nun auf der Bühne ihre verehrten Muster als lächerliche Fratzen erscheinen. Der Nimbus verschwindet, der sie vor ihren Blicken sonst umgab, der Heros sinkt zur gewöhnlichen Menschheit, oft noch unter sie herab, und unwillkürlich kettet, selbst wenn ein besseres Gemüth von diesen Eindrücken nicht vergiftet wurde, eine komische Idee, ein lächerlicher Zug, ein drolliger Ausdruck sich geheim, aber unabtrennbar, an das ehemahls reine, verklärte Bild. Äneas ganz von Butter *), Fenelons jugendlicher

*) — — Die Torte war
Der Kochkunst größtes Wunder;

Held, der am Donauufer strandet, und von den Marktweibern mit Schimpfworten überhäuft wird *), Dido, die den abgebrannten Trojanern ein Zwölfkreuzerstück als Almosen zu geben befiehlt **), werden sich uns zeigen, so oft wir ihre Gestalten vor unserem Blicke vergegenwärtigen. Die Macht des Lächerlichen ist zu groß, unsere Begeisterung ist entflohen, unser Herz erkaltet; und nimmermehr werden jene Ideale uns zu sich in ihren Himmel erheben, aus dem sie ein unseliger Witzling vor unseren Augen herabgerissen hat.

Ist es aber gut, ist es rathsam, in unserem Zeitalter die kühlen Herzen ganz erstarren, den letzten Rest von möglicher Begeisterung für Schönes und Gutes durch die unwiderstehliche Macht des Spottes aus den engen, selbstsüchtigen Gemüthern zu verscheuchen? Vielleicht

---

Sie präsentirte Trojens Brand,
Und oben auf den Flammen stand
Äneas, ganz von Butter.

Blumauers Äneis.

*) Der Anfang des travestirten Telemach.

**) Im ersten Theile des travestirten Äneas, wie er hier gegeben wurde.

war das Gegentheil nie nöthiger, als eben jetzt. Jetzt, wo Zerstreuungssucht, Luxus, Verachtung alter Formen, Gleichgültigkeit gegen Religion, Vaterland und sittliche Pflichten den Menschen so sehr isolirt, und den Glauben an menschliche Tugend so wankend gemacht haben, jetzt sollte man dahin streben, diesen Glauben durch erhebende Vorstellungen von Größe der Seele und seltener Willenskraft fest zu halten, und dem speculirenden Zeitgeiste durch Empfindungen zu steuern, die den Menschen aus den engen Beschränkungen seines Ich's heraus auf einen höheren Standpunct stellen könnten, von dem aus er mehrere Glieder der großen Kette zugleich übersehen und sich überzeugen könnte, daß er nicht der Mittelpunct eines kleinen Kreises, sondern ein mitwirkendes Rad in der großen Maschine sey, der er sich durch jede seiner Kräfte und Fähigkeiten verpflichtet halten muß.

Fürchte ja niemand, daß allzu häufige Vorstellungen dieser Art die Phantasie unserer Jugend zu sehr entzünden, und ihr Glück durch träumerische Ideen von vollkommener Menschheit zerstören würden. Die Zeiten sind vorbey; — und wenn auch noch hier und dort ein zartes oder kräftiges Gemüth Ideale in seiner Brust

trägt, und sie, verblendet, außer sich sucht, so ist der Fall äußerst selten, und dieß Wesen würde auch ohne Bücher und Theaterstücke denselben Weg der Entwickelung gegangen seyn. Die großen Vorstellungen lagen in ihm, und es bedurfte keiner äußeren Anregung, um sie zu erzeugen. Früher oder später wird es von der rauhen Wirklichkeit ergriffen werden, und die luftige Begleitung *) wird entfliehen. Wenigstens wird das Mädchen, das geliebt zu seyn wünscht wie Lotte, oder an die Möglichkeit eines **Sir Charles Grandison** glaubt, nicht ihr Herz für eine gangbare Waare ansehen, und mit klugem Bedacht an den Meistbiethenden verhandeln.

Da also diese Besorgniß bey niemand, der mit klaren Blicken die Welt um sich her, wenigstens in einer großen Stadt, beurtheilen kann, eintreten wird, jene Gefahren uns aber leider nur zu oft und bey jedem Schritte in die Augen fallen, so wäre nichts dringender, nichts wünschenswerther, als daß Dichter, und besonders Schauspieldichter, Schauspieler, andere

---

*) Schillers Ideale.

Schriftsteller, kurz alle, denen der göttliche Funke in ihrer Brust ein unverletzlicher Beruf ist, unmittelbar mit ihren Mitburgern, ihrem Zeitalter zu sprechen, diesen schönen Ruf in seiner ganzen Wurde fuhlter, daß sie es unter derselben hielten, etwas zu sagen, zu singen oder vorzustellen, was nicht jenen edlen Zweck hatte, und fur Schmach, fur Entwürdigung, sich zu den elenden Kunstgriffen herab zu lassen, womit ein schiefer Witz und Geldbegierde den Mangel der Begeisterung zu ersetzen streben. Am wirksamsten könnten die Schauspieldirectionen auf diesen Zweck hinarbeiten, wenn sie einige Zeit hindurch minder ihre Casse als die Bildung der Nation zu ihrem Augenmerke machten. Wenn jene pöbelhaften Vorstellungen, jene unseligen Travestirungen auf die Theater verwiesen würden, wo ihnen nur der Pöbel zusieht, wenn, statt so vieler mittelmäßiger und schlechter Stücke, öfters die Meisterwerke älterer und neuerer Zeit vor den Blicken des gebildeteren Publicums wiederhohlt würden, wenn Merope's mütterliche Zärtlichkeit, Regulus hohe Vaterlandsliebe, Tancreds romantischer Edelmuth, Romeo's und Juliens heldenmüthige Liebe, Don Cäsars tu-

gendversöhnender Tod *) vor unsern Augen oft und würdig erschienen, die Göttergestalten müßten nach und nach auf unsere Einbildungskraft, auf unsern Geschmack, und endlich auf unser Gemüth wirken. Einzelne schöne Stellen würden sich dem Gedächtnisse einprägen, und bey schicklichen Gelegenheiten, vielleicht wie eine Stimme vom Himmel, in der zweifelnden oder trauernden oder strauchelnden Seele ertönen. Der öftere Anblick kräftiger Gemüther, die durch einen edleren Beweggrund, als Speculation und Sinnenreiz, in Thätigkeit gesetzt werden konnten, die Beobachtung von Menschen, die fühlten, wie wir, und doch nicht handelten, wie wir, müßten unsere Willenskraft beschämend erheben, und uns endlich die Möglichkeit, gut zu seyn um des Guten willen, für mehr als einen kindischen Traum ansehen lehren. Dann träten die schönen Künste und ihre Priester wieder in ihre angestammte Würde, dann würden sie wieder die Lehrer, Bildner und heiligen Sänger seyn; der schöne Glaube, daß die Götter sie vorzüglich lieben und eine Gottheit in ihrer

---

*) In der Braut von Messina.

Brust wohnt, würde wieder lebendig werden, das veredelte Publicum gern und häufig jene Vorstellungen besuchen, und so denn auch endlich die Directionen bey dem besseren Geschmacke ihren Vortheil finden.

Über den Reim.

1807.

Vor einiger Zeit ging ich in einer unserer besuchtesten Straßen an einer sehr schönen, nach dem neuesten Geschmacke verzierten Kutsche vorbey. Die Eleganz der Formen, die Niedlichkeit der Arbeit zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich betrachtete sie genauer. Die Kutsche selbst, der Kasten des Wagens, war hellgelb, das Gestell von dunkeler Farbe, und mit eben so dunkelem Tuche war der Wagen inwendig ausgeschlagen. Am Gestelle liefen überall feine Linien von mehreren hellen Farben hin, unter welchen die Farbe der Kutsche, das frische Gelb, die herrschende war. In den Schnüren und Quasten, in den Fransen und Verzierungen des Innern, überall war helles Gelb eingewebt, und das Hervortreten dieser Farbe an unzähligen Or=

ten, aber immer in kleinen Massen, rief auf eine angenehme Art die Hauptfarbe der Kutsche selbst zurück, ohne durch Überladung zu beleidigen.

Mir machte diese Bemerkung ein besonderes Vergnügen, und ich fing an, über die Quelle desselben nachzudenken. — Da fand ich denn, daß es in der Übereinstimmung der Theile zu dem herrschenden Hauptbegriffe des Ganzen, die dennoch der Mannigfaltigkeit keinen Eintrag that, und in einer dunkelen Beziehung einer leisen Erinnerung an eine schon gehabte Vorstellung bestand. Ich wollte noch weiter nachsinnen, als es, wie eine Stimme in meinem Innersten, rief, »das ist der Reim für's Gesicht;« und ich fand, daß die Stimme Recht hatte.

Wenn wir die angenehme Empfindung zergliedern, die uns der Reim verursacht, und ihrem Ursprung in den Tiefen unserer Seele nachspüren, so finden wir, daß sie gerade aus derselben Quelle herrührt. Übereinstimmung der einzelnen Theile, ohne der Mannigfaltigkeit zu schaden — dunkele Anregung schon gehabter Vorstellungen — Erinnerungen an einen vorher gegangenen Eindruck, und um es noch weiter zu vergleichen, es ist so ziemlich einerley mit

dem Vergnügen, das uns ein wohlgesetztes und tiefsinnig gearbeitetes Musikstück verursacht, wo das Thema mit Wahl und Kunst bald hier, bald dort in den verschiedenen Stimmen wieder vorkommt, und uns mit angenehmer Anregung den ersten Anfang in die Seele zurück ruft.

Doch so wie alle Eindrücke, die wir durch das Gehör erhalten, die Seele gewaltiger aufregen, als die klaren Begriffe, die sie durch das Auge empfängt, so sind auch die Wiederhohlungen ähnlicher Klänge zarter, tiefer, eindringender, als die Wiederhohlungen ähnlicher Farben; und wo diese uns bloß das Vergnügen des Bemerkens geben und unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, da regen jene unbestimmt aber stark unser ganzes Wesen an.

Je schöner abwechselnd, je öfter ohne Überladung, je überraschender und am unvermutheten Orte der Reim wiederkehret, je angenehmer fühlen wir uns dadurch bewegt; nur muß man wünschen, daß durch diese künstlicheren Formen nicht der Deutlichkeit, dem Sinne und der Empfindung Gewalt geschehe, wie es leider nur zu oft der Fall ist, wenn ungeübte Hände sich's anmaßen, das zarte Saitenspiel zu handhaben. — Ihnen wird es zu schwer, ihre Gefühle und

Gedanken in diese feinen Gewande zu kleiden; indessen, es ist Mode, Sonneten, Terzinen, Stanzen zu verfertigen, und so muß denn entweder die Melodie des Versbaues dem schroffen Gedanken, oder die Deutlichkeit des Vortrages der schwer erreichten Form geopfert werden.

Wem es aber gelingt, diese lieblichen Formen in ihrem melodischen Zauber darzustellen, und sie dem Gedanken anzupassen, so, daß dieser bestimmt und richtig, wie eine schöngezeichnete Bildsäule durch die zarte Bekleidung durchschimmere, dann wird auch unserem Gehör auf eine ganz besonders angenehme Art geschmeichelt, und die Seele in lieblichen Gefühlen angeregt.

Das Sonnet scheint mir, so wie die künstlichste Form, so auch den beschränktesten Gebrauch zu haben. — In vierzehn Zeilen soll ein Gedanke, eine Empfindung deutlich, vollständig und sehr bedeutend eingeschlossen liegen, und von diesen vierzehn Zeilen sollen acht in vier Reimpaaren verschränkt seyn. Eine unendlich schwere Aufgabe für die deutsche Sprache! Die wenigen vollkommen gelungenen Muster dieser Art, unter einer Legion verunglückter, sind wohl der sprechendste Beweis für die Schwierigkeit dieser Form. Auch scheint sie mir nur eigentlich

für den epigrammatischen Inhalt zu passen. Ich verstehe aber hier unter Epigramm nicht bloß die beschränkte Art des Witzspieles, die nach Französischer Sitte eine Pointe haben muß, sondern die zarten, kleinen Blüthen, deren so schöne in den Griechischen Anthologien vorkommen, eine feine Empfindung, ein Compliment, ein Gleichniß, u. s. w.

Zum Muster stehe hier eines von einem Dichter, dem es vielleicht vor vielen geglückt ist, seine Gefühle in dieser Form auszusprechen, und der zu wenig in seinem Vaterlande gekannt ist — Herrn Carl Streckfuß.

Mein stilles Wesen, ohne Glanz und Prangen,
Spricht schüchtern nur sich aus in meinen Blicken.
Sie ruh'n auf dir mit himmlischem Entzücken,
Und sagen meine Lieb' und mein Verlangen.
Nur Ein Mahl — Ein Mahl möcht' ich dich umfangen,
Nur Ein Mahl dich an diesen Busen drücken!
O möchte Ein Mahl mich dein Arm umstricken,
Dein Mund im heißen Kuß' an meinem hangen!

O möcht' ich Ein Mahl nur, von Wonne trunken,
Zur reinen Flamme süße Worte finden,
Gern wollt' ich dann im Grab mein Loos erfüllen.
So sagen dir des Auges viele Funken —
O möchtest du doch ihren Sinn ergründen!
Denn nimmer wagt mein Mund, ihn zu enthüllen.

Was anders, als die dreymahlige Wiederhohlung desselben Klanges in zweyerley Abwechselungen und der schnell auf einander folgende Schlußreim, der durch den weiblichen Ausgang mild und forttönend gleichsam ins Unendliche schwebt, geben der Stanze so viel Schönheit, Würde und Gewalt über das Gemüth? Wie auf Fittichen fühlt man sich von dem dreyfachen Reimpaare getragen, und eben so leicht und stark erhebt sich die Seele durch sie zu erhabenen Ideen, als sie lieblich gewiegt in schmeichelnden Gefühlen auf ihnen fortschwebt.

Unmöglich können zum Belege des hier Gesagten schönere Stanzen gewählt werden, als die von Göthe in seinen Geheimnissen; nur ist die Wahl schwer und der Raum beschränkt. — So stehe denn hier die nächste beste:

Schon sieht er sich dicht vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt — und lispelt leise Worte
Der Andacht, die aus seinem Herzen quillt.
Er steht und sinnt; — was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt, und es verklingt das Läuten.

Wie angenehm beschäftigt uns in Stoll-

bergs Romanze »die Büßende« die kunstreiche Stellung des oft wiederkehrenden Reimes!

Hört, ihr lieben Deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

Schon die vier ersten Zeilen vergnügen das Ohr durch die Stellung der Reime, da zwey gleiche zwischen andern zwey gleichen eingeschaltet stehen. Die fünfte überrascht durch den nochmahls gehörten Anklang; — mit Erstaunen und hoher Lust vernehmen wir ihn in der sechsten Zeile wieder, und dann schließt die Strophe fest und bestimmt mit zwey männlichen Ausgängen. Dieser dreyfache Wiederhall des zuerst gehörten bewegt uns sonderbar wie ein Echo in Gebirgen, das den bekannten Schall von Gipfel zu Gipfel, von Felsenwand zu Felsenwand schlägt, und den Hörer mit Verwunderung und Vergnügen erfüllt.

Nicht so volltönend und ernst, aber ganz einzig an Lieblichkeit und süßer Melodie ist der

schwebende, überraschend wiederkehrende Reimwechsel in folgendem Beyspiele:

Ich trinke Frühlingsluft mit langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust dem weichen Grase schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Dem Lenz mit Liebe lohnen
Möcht' ich sein liebend schönes, weiches Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise;
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Seh' ich einst minder lieblich die Gestalten
Des grünen Hains, hör' ich der Quelle Kosen
Mit mind'rer Lust, erbleichen mir die Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen taumelnd aus den Zweigen.—

Es ist wirklich Nachtigallengesang; und wie sie, auf Zweigen hier und dort sitzend, sich wechselweise antworten, und ihre süßen Laute in lieblichen Wiederhohlungen durch die Dämmerung des Haines flistern, so hören wir in diesem lieblichen Gesange die süßen Reime bald dort bald da wiedertönen, und ein holder Zauber umfängt unsere Brust. Auch dieß Gedicht ist von Herrn Streckfuß, und steht in dem

Musenalmanache für 1805, den er in Gesellschaft des Herrn Treitschke in Wien bey Degen heraus gegeben hat.

Ich glaube nicht, daß diese Auseinandersetzung irgend jemanden, der Sinn für die zarte Harmonie des Verses und Reimes hat, zu kleinfügig und zu weit gesucht scheinen werde. Geben wir auf uns selbst Acht, wenn wir ein glücklich gereimtes Gedicht lesen hören, ob nicht dieß Wiederkehren der bekannten Töne, dieses Anklingen dunkeler Erinnerungen, diese geheime Melodie, die im Innersten unsers Wesens unaufhörlich forttönt, indeß die lebhafteren Seelenkräfte sich bestimmt und anschauend mit dem Inhalte beschäftigen, einen großen, einen wahrhaft zauberischen Reiz über das Gedicht verbreiten. Und wenn wir das fuhlen, dann wollen wir die lyrischen Sylbenmaße der Griechen recht sehr ehren, und die Dichter nicht minder, welche durch eine glückliche Nachahmung derselben unsere kräftige Sprache erhoben, bereicherten und veredelten; aber eben so dankbar wollen wir jenen seyn, die durch Nachbildung der lieblichsten aller Formen, der Italiänischen, aus dem starren, festen Felsen

unserer Sprache Blumen hervor lockten, deren Möglichkeit vor fünf und zwanzig Jahren niemand geahnet hatte, und die, indem sie den Fels mit lieblicher Weichheit bekleiden, auch der glücklichen Dichter Haupt mit unverwelklichen Kränzen schmücken.

Über die Corinne der Frau von Stael.

1807.

Die Corinne der Frau von Stael ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß vielleicht niemand, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht, sowohl in Frankreich als Deutschland leben wird, der sie nicht gelesen hätte; und kein Journal existirt, das nicht ein Urtheil darüber enthielte. Nachdem also das lesende und kunstrichtende Publicum sich seit einigen Monathen in Lob und Tadel, schiefen und wahren Meinungen darüber erschöpft hat, wäre es eben so anmaßend als unnütz, über den Werth dieses Buches, als Buch, etwas zu sagen — dieses Buches, das kein noch so scharfes oder so hämisches Urtheil von dem hohen Standorte, den es mit Recht behauptet, wird herab ziehen, und mit dem unseligen Mittelgute vermengen kön-

nen, das mit jeder Messe die Welt überschwemmt. Dieses leidige Mittelgut, das freylich weder Neid noch Tadel erregt, der ganzen Welt verständlich und angemessen ist, ist es eben, was man so gern zum Maßstabe alles literarischen und menschlichen Werthes machen möchte, mit dem man so gern eine Linie ziehen, alles, was darüber ist, für excentrisch und vom Bösen erklären, und das, was diese Linie mit leichter Mühe erreicht, für das Hochste und Beste gelten machen möchte.

Also kein Wort von dem Buche als Buch, als Product eines glänzenden Genie's und höchst eigenthümlichen Charakters, der sich in jeder Ansicht und Bemerkung eigen und selbstständig ausspricht. Nur als Schriftstellerinn zur Schriftstellerinn, oder vielmehr als Frau zur Frau wünschte ich mit der Verfasserinn zu sprechen; und da das, was ich ihr zu sagen habe, mein ganzes Geschlecht betrifft, das so viel Recht hat, auf sie stolz zu seyn, so erlaube ich mir, es öffentlich und unter meinem Nahmen zu sagen. Von jeher waren mir anonyme Recensionen zuwider.

Mehr als die genialischen Kunstansichten, die die Corinne enthält, mehr als die tiefem-

pfundenen Schilderungen des menschlichen Herzens, zog mich die Individualität der Verfasserinn an, und ich fühlte eine unwiderstehliche Neigung, mir durch die Zusammenstellung der Corinne und Delphine ein richtiges Bild von ihr und ihrer Denkweise, besonders in Rücksicht auf unser Geschlecht, zu entwerfen. Es kann keinem Weibe gleichgültig seyn, was eine der vorzüglichsten ihres Geschlechtes über den Werth und die Bestimmung ihrer Schwestern denkt; es kann es um so weniger in der jetzigen Zeit, wo man in so vielen Schriften boshafte und ungerechte Ausfalle auf jedes Weib findet, das neben der Sorge für Kuche und Haushalt noch eine edlere Verwendung ihrer Kräfte kennt.

Delphine sowohl als Corinne sind vorzügliche Frauen, die sich weit uber die meisten ihrer Schwestern erheben; sie stehen auf einem erhabenen Standorte, und sind doch von Seite des Herzens und seiner Schwächen so ganz weiblich und anziehend geschildert, daß man durch ihre Vorzuge nicht abgeschreckt wird, sie recht innig zu lieben. Aber nicht allein das Übergewicht des Geistes in Rücksicht der Bildung, sogar das Übergewicht der Festigkeit und Entschlossenheit ist in beyden Buchern auf Seite der

Frauen. Delphine, so weich, so liebevoll ihr Charakter ist, hat den Muth, sich über jedes Vorurtheil wegzusetzen, wenn der Zweck, den sie sich vorgesteckt hat, gut ist; sie hat die Kraft, nicht allein ihre Vortheile, sondern so gar — was oft sehr gute Menschen nicht vermögen — die öffentliche Meinung aufzuopfern, wenn es gilt, einem theuern Freunde wesentlich zu nutzen, oder sonst ein würdiges Ziel zu erreichen, das in himmlischem Lichte vor ihrer Seele schwebt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob sie recht oder vielmehr klug daran thut, — genug, es ist ein kraftiger Charakter, dem seine Stärke doch nichts an der Milde und Weichheit benimmt. Wie schwach steht dagegen Leonce neben ihr! er, der bey vieler körperlicher Tapferkeit und ritterlicher Tugend so gar keine Kraft des Gemüthes, keine Macht in sich hat, sich über die lächerlichsten Vorurtheile und das armselige Geklatsch der großen Welt, die so selten die edle Welt ist, hinaus zu setzen, der das Gluck eines höchst liebenswürdigen Wesens, das sich ihm willenlos hingibt, seinem Götzen, dem Qu'en dira-t'on, schlachtet, und von seiner Mutter, der listigen Vernon, und einem falschen Scheine sich zur Heirath mit einer An=

dern, die er nicht lieben, nicht einmahl achten kann, hinreißen läßt!

Wir haben in der Corinne ein paar Charaktere, die so ziemlich das Gegenstück der vorhin genannten abgeben können, die Heldinn des Buches, und ihren Geliebten, Lord Nelvil. Corinne, durch Geist, Phantasie, Talente, Schönheit und Edelmuth so hoch uber die meisten Menschen — nicht allein uber ihr Geschlecht, erhaben, tritt ganz aus den Schranken ihrer weiblichen Bestimmung. Die Verhältnisse, die Sitten des Landes, in dem sie lebt, erlauben ihr, eine Lebensweise zu ergreifen und fortzusetzen, die nicht bloß in England, die sie uberall (Italien nach der Frau von Stael ausgenommen) dem gerechtesten Tadel aussetzen wurde. Daß sie es in Italien thut, wirft einen mildernden Schleyer darüber; aber unwillkürlich fühlen wir uns geneigt, ihr, wenn sie zuerst auf dem Triumphwagen erscheint, und zuletzt, wo sie halbsterbend noch eine Declamation ihrer Verse halten läßt, und den unglücklichen Nelvil sie anzuhören zwingt, eine zu große Eitelkeit, Gefallsucht — und Rachgier zuzuschreiben. Oswald, ihr gegenüber, zartfühlend, tapfer, menschenfreundlich, unterliegt einer beynahe

an Aberglauben grenzenden Verehrung für das Andenken und den Willen seines verstorbenen Vaters, die ihn, wie eine fixe Idee, beherrscht, ihn dahin bringt, ein Mädchen zu heirathen, das er nur wenig liebt, sich von einer steifen, etikettevollen Frau, der Lady Edgermond, zu diesem Schritte drängen zu lassen, und ohne Rücksicht das Glück eines sehr vorzüglichen Weibes, die ihn über Alles liebt, zu zerstören. So sind denn in beyden Romanen nur bey etwas veränderten Charakteren beynahe dieselben Verhältnisse und Verwickelungen. Delphine und Corinne — Leonce und Oswald — Frau von Vernon und Lady Edgermond, — Mathilde und Lucile stehen einander gegen über; ja sogar die vorsichtige, weltkluge Frau von Artenas finden wir auf gewisse Weise durch die Edgermond wiedergegeben, die als Nationalrepräsentant der Englischen Sitten anzusehen, und eben so Oswalds Schutzgeist bey der unüberlegten Wahl seines Herzens ist, wie dort Frau von Artenas Delphinen durch ihren klugen Rath vor manchem falschen Schritte zu bewahren sucht.

Weder Delphine noch Corinne würden — mich dünkt, das könnte man ohne Sehergabe prophezeyhen — wenn das Schicksal ihre Wünsche

erhört hätte, mit dem Manne ihrer Wahl glücklich gewesen seyn. Noch eher ließe sich von Delphinens weicherem Charakter ein kluges Fügen in häusliche und bürgerliche Verhältnisse erwarten, wie sie denn mit ihrem ersten Gatten Albemar ganz zufrieden gelebt hatte. Corinne aber war zu weit aus der weiblichen Sphäre geschritten, um in irgend einen häuslichen Zirkel zu passen. Das fühlt sie in klaren Augenblicken selbst, und wünscht nicht, mit Oswald verheirathet zu werden. Aber auch Delphinens Lebensansichten sind zu sonderbar, um sie in der beschränkten Wirksamkeit des Weibes dauerhaftes Glück genießen zu lassen.

Warum hat nun Frau von Stael schon zwey Mahl Frauen dargestellt, die durch höhere Geistesbildung und einen kühneren Schwung des Charakters gleichsam unfähig zu ihrer wahren Bestimmung, zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten geworden sind, und sich dadurch von allem Anspruch auf häusliches Glück ausgeschlossen haben? Warum ist der scharfe Contrast zwischen Corinnen und ihrer Schwester Lucile aufgestellt, deren Einfachheit an Einfalt, deren Schüchternheit an Blödigkeit grenzet, und die dennoch einen so vollständigen Sieg über ihre

glänzendere Schwester davon trägt? Warum stehen die beyden Männer, Trotz ihrer übrigens schätzbaren Eigenschaften, so tief unter den beyden Frauen? Und woher kommt endlich diesen die unendliche Liebe, die rücksichtlose Leidenschaft für Wesen, die ihnen keine wahre Achtung einflößen können? Sollte Frau von Stael wirklich haben zeigen wollen, daß jede Erhebung des weiblichen Geistes über die allgemeinen Bedürfnisse der Küche, der Handarbeit und Kinderstube als Wärterinn (denn zur Erziehung gehört etwas Höheres) gefährlich und ein Abweg sey, der uns unserem Glücke entführt? Sollte sie uns zu erkennen geben wollen, daß eine geistreiche Frau sich nur zu leicht auch über den Mann erhebe, und daß ihre Leidenschaft, die, Trotz der Vernunft, noch immerfort in ihrer Brust für einen untergeordneten Gegenstand lebt, sie unglücklich machen müsse?

Es ist mir unmöglich, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, dieser Meinung beyzustimmen. Ich bin überzeugt, daß bey einer gehörigen Eintheilung der Zeit jedes Frauenzimmer Stunden genug finden würde, die sie der Ausbildung ihres Geistes widmen könnte, ohne auch nur Eine ihrer Berufspflichten zu

vernachläßigen; ich bin ferner überzeugt, daß nicht sowohl die höhere Geistesbildung, schimmernde Talente und entschiedene Vorzuge, als vielmehr der verkehrte Gebrauch derselben das Weib ihrer wahren Bestimmung entfuhren. So bald alles, was wir lernen, üben, denken, dem höchsten Zwecke — nicht nur des Weibes, sondern des Menschen untergeordnet wird — dem Zwecke moralischer Veredelung; so bald das gebildetere Weib auch eben darum das bessere Weib, die verständigere Hauswirthinn, die erfahrnere Erzieherinn, die treuere verläßlichere Freundinn des Mannes seyn wird: so werden alle Klagen über die falsche Richtung und die schädlichen Folgen der höheren Cultur des weiblichen Geschlechtes wegfallen.

Noch trauriger wäre es vielleicht, wenn diese Cultur das Verhältniß zwischen Mann und Weib stören müßte, wenn dann jene süßen Gefuhle, von denen Frau von Stael selbst mit so viel Wärme spricht, für uns verloren gingen! Sie selbst sagt: Il »(Oswald) avoit pour elle ces soins protecteurs qui font le plus doux lien de l'homme a la femme, Corinne n'etoit pas comme la plupart des femmes facilement effrayée par les dangers possibles

d'une route; mais il lui etoit si doux de remarquer la sollicitude d'Oswald, qu'elle souhaitoit presque d'avoir peur a fin d'être rassurée par lui « (T. II. p. 60.) und späterhin: »Ah! ne faut il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets dechirants, qui s'attachent à ces jours, ou elles etoient aimées — ou a tous les momens elles se sentaient soutenues et protegées « Soll dieß Gefühl denn nur der körperlichen Stärke, dem physischen Schutze gelten? Soll das Weib den, der sie muthig vertheidigt, nicht auch mit inniger Achtung betrachten können? Wird sie glücklich seyn, wenn sie, indeß er ihr den Arm leiht, ihre körperliche Schwäche zu unterstützen, ihm so oft ihren Kopf leihen muß, um seine geistige zu verbessern? Trauriges Loos des Weibes, wenn sie keine Wahl hätte, als zeitlebens in den engen Schranken der allgemeinen weiblichen Bildung zu bleiben, oder ihre Fortschritte mit dem Verluste ihres häuslichen Glückes und einem der süßesten Gefühle ihres Herzens zu erkaufen! Doch genug von diesem Gegenstand, über den sich weit mehr sagen ließe, als der Raum dieser Blätter gestattet! Ich erlaube mir zum Schlusse nur noch eine einzige Bemerkung.

Die Religion, als positives Gesetz, als Offenbarung, beschränkter und bestimmter als die natürliche Religion, die, wie ich glaube, nur sehr guten Menschen zum hinreichenden Grundsatz und Motiv ihrer Handlungen dienen kann, zeigt sich in der Delphine selten; und wo sie sich zeigt — in Mathildens Charakter, im Kloster der Frau von Ternan, bey Theresens Einkleidung, ist ihre Gestalt abschreckend, menschenfeindlich, gehässig, daß wir eher geneigt wären, sie zu verwünschen, als zu segnen. Freundlicher erscheint sie in der Corinne, unter einer glänzenden Außenseite — aber leider mehr als Aberglaube! Corinne selbst, so aufgeklärt sie sonst denkt, trägt hier die Erbsünde ihres Landes; sie ist bigott, ohne religiös zu seyn, sie macht mit gewissenhafter Strenge die Ceremonien mit, ohne über ihren Werth oder Zweck nachgedacht zu haben, ohne Rührung, ohne bleibende Wirkung auf ihr Herz. Man erinnere sich hierbey an den Auftritt in der Peterskirche am Charfreytage, und überhaupt an die Schilderung dieser Feyerlichkeiten. Nur ein einziges Mahl auf dem Englischen Schiffe zeigt sich die Religion in einem würdigen Lichte; und diese unendlich

schöne Stelle verfehlt auch gewiß ihres Eindrucks nicht auf jedes wahrfühlende, von keinen Vorurtheilen gegen das Christenthum eingenommene Herz. Warum hat nun Frau von Stael diesen mächtigen Ressort im menschlichen Herzen nicht öfter benutzt, oder vielmehr, warum hat sie ihn, dieß einzige Mahl ausgenommen, beynahe immer von einer widrigen Seite gezeigt?

Ich glaube nicht, mit meinen Fragen diese geistreiche Frau beleidigen, oder einen Zweifel über die wahre Achtung, die ihre Schriften mir fur ihr Genie eingeflößt haben, erregen zu können; und so schließe ich mit leichterem Herzen, indem ich alles gesagt habe, was mir seit der Lesung der Corinne recht ernstlich angelegen hatte.

Die Tropfsteinhöhle in Blasenstein.

1 8 0 9.

In einem der schönen Almanache, die bey Herrn Degen heraus kamen, und welche nebst mehreren Reisebeschreibungen auch die mahlerische Reise durch Griechenland enthalten, befinden sich unter den vielen trefflichen Kupferstichen auch zwey Blätter, welche die berühmte Grotte auf Antiparos, einer der Inseln des Archipelagus, vorstellen. Ich erinnere mich, vor sehr vielen Jahren schon in einem auswärtigen Almanach eine sehr dichterische Beschreibung dieser Höhle gelesen zu haben. Die in dem dießjährigen Wiener = Taschenbuch ist freylich minder poetisch, und erfüllt das Gemüth nicht mit so erhabenen Bildern; dafür mag sie das Verdienst größerer Wahrheit und Genauigkeit haben. Auch enthält sie eine sehr

deutliche Erklärung über die Entstehung der Stalactiten und Stalagmiten, welche die wunderbaren Decorationen dieser Höhle ausmachen.

Sehr lebhaft erinnerte mich diese Beschreibung an eine vaterländische Naturseltenheit, die aber, leider! wie so vieles, was wir eigen besitzen, entweder gar nicht beachtet, oder im Vergleiche mit den ausländischen Merkwürdigkeiten gering geschätzt wird, indessen andere Nationen sich ein angelegentliches Geschäft daraus machen, alles Gute, was sie besitzen, nach seinem wahren Gehalt und oft noch darüber hinaus geltend zu machen, wie die Erfahrungen der neuesten Zeit beweisen.

Diese Naturseltenheit ist die Tropfsteinhöhle von Blasenstein, ungefähr eine Tagereise von hier, auf dem gräflich Palffy'schen Gute dieses Nahmens.

Wenn man auf den Feldern zwischen Wien und dem Kahlenberge spazieren geht, da, wo auf einer Seite mäßige Berge, mit Wäldern gekrönt und mit schönen Landhäusern geziert, sich über Weingärten und Kornfeldern erheben, die ihren langgestreckten Fuß bedecken und sich lieblich in die fruchtbare Ebene verlieren, und auf der andern Seite der vielarmige Strom

langsam zwischen Auen und bluhenden Gärten hinunter fließt, da begrenzt jenseit des Stromes und der Auenwelt eine Reihe blauer Hügel die Aussicht. Deutlich unterscheidet man unter ihnen die runde Form des Haimburger Berges und den spitzen Schloßberg von Preßburg. Der letzte linker Hand, die letzte Höhe gegen die unabsehbare Flache des Marchfeldes zu, ist der Berg, an welchem Blasenstein liegt; und daraus ist zu schließen, wie gering die Entfernung von Wien, und wie sonderbar es eben darum ist, daß beynahe niemand auch nur eine Ahnung von der Existenz dieser Höhle hat.

Mich fuhrte ein Zufall vor sechs oder sieben Jahren in jene Gegenden, und mit großer Gefalligkeit wurde mir die Hohle gezeigt. Da ich aber damahls nicht von fern den Vorsatz hatte, eine Beschreibung davon zu machen, so unterließ ich es gänzlich, mich nach topographischen oder mineralogischen Bestimmungen zu erkundigen, die mir vielleicht auch an Ort und Stelle wegen meines Mangels an Vorkenntnissen dieser Art wenig genutzt haben würden. Ich faßte bloß das Bild der Grotte sowohl als der ganzen Gegend auf, und jetzt erst, nach so langer Zeit, tritt es, durch jene Griechische Schwester-

grotte geweckt, wieder aus dem Dunkel der Erinnerung hervor, — halb verwischt, halb undeutlich, und folglich sehr unvollständig. Nur so vermag ich es wiederzugeben; und dieß sey zugleich meine Entschuldigung bey denen, welche in ähnlichen Beschreibungen mit Recht größere Deutlichkeit und bestimmte Angaben fordern. Indessen, da mein Zweck kein anderer ist, als geschicktere und besser ausgerüstete Beobachter auf diese Naturseltenheit aufmerksam zu machen, so hoffe ich, für die Unvollständigkeit meiner Erzählung Nachsicht zu erhalten.

Der Weg nach Blasenstein — wenigstens der, den ich machte — geht durch's Marchfeld, bis an die Österreichische Grenze, den Fluß March, sodann auf Ungarischen Boden durch einige Dörfer, deren Nahmen mir nicht mehr gegenwärtig sind, nach dem gräflich Palffy'schen Schlosse Malatzka. Auffallend ist der tiefe äußerst feine Wellsand, der hier einen großen Theil des Bodens bedeckt, und in welchem nur eine dürftige Vegetation fortkommt. Vielleicht war diese ganze Strecke in wechselnden Zeiten das Bett der flachuferigen March, die sehr viele Verwüstungen anrichtet. Auch der angenehme, schattenreiche Park um das niedliche Schloß her-

um hat manche sandige Stellen, in welchen man nur mit Beschwerde gehen kann, und auf der Straße ging in einem sehr nassen, regenhaften Sommer das Rad an vielen Orten halb schuhtief im Sande. Man erzählte uns, daß in trockenen Jahren hier oft kaum fortzukommen sey, und besonders die Winde, die den leichten Sand aufregen und mit sich fortführen, den Reisenden unendlich beschwerlich fallen.

Hinter Malatzka führt der Weg ungefähr drey Stunden lang durch einen ziemlich schönen Föhrenwald, der dem sandigen Boden gleichsam zum Trotze entsteigt, und den Wanderer in wohlthätigen Schatten nimmt. So wie man aus dem Föhrenwalde heraus ist, verliert sich nach und nach der Wellsand, diese traurige Spur ehemahliger Verwüstungen, und vor dem Blicke erhebt sich eine Kette von waldigen Hügeln, deren frisches Grün mit den freundlichen Dörfern, die an ihrem Fuß aus Büschen hervor schimmern, das Auge erquickt und das Herz öffnet, das so lang in der Einförmigkeit der Fläche keinen Gegenstand zur Beschäftigung fand. Hier liegen Berneck, Kuchel, Stampfen, lauter gräflich Palffy'sche Stammgüter, und

in angenehmer Abwechselung geht diese Hügel- und Dorferkette bis nach Preßburg.

Blasenstein, am Fuße des letzten Hügels linker Hand, besteht aus wenig Häusern, die sich zum Theil an den Rücken des Hügels lehnen, hinter welchem eine waldige Schlucht sich öffnet, und den Wanderer gleichsam in das Innere der lebendigen Bergwelt zu locken scheint. Schon in einiger Entfernung zeigt sich das Haus des Gestütdirectors; denn hier ist ein sehr ansehnliches Gestüte, das dem Grafen Palffy gehört. Viele hundert Füllen und Mutterpferde weiden in abgesonderten Hürden auf der weiten, grasigen Ebene, und in den Ställen bewahrt man die prächtigen Beschäler auf. Auch hierüber weiß ich nach so langer Zeit keine nähere Auskunft zu geben; nur das weiß ich noch, daß mir die ganze Anstalt sehr verständig eingerichtet, und in jedem Betrachte sehenswerth schien.

Hinter dem Hause des Directors erhebt sich nun der Berg, der in seinem Schooße die Tropfsteinhöhle birgt. Auf seiner Spitze liegt das alte Castell, das, so viel ich mich erinnere, nicht mehr bewohnt ist. Es sollen Tempelherren hier gehauset haben. — Die Wahrheit dieser Behauptung mögen Geschichtskundige erörtern; nur

zu gern bevölkert der romantische Sinn des unverdorbenen Menschen jede Ruine mit den Schatten der Vorwelt, und besonders mit den Schatten dieses geheimnißvollen, unglücklichen Ordens. Der Berg ist nicht hoch, ungefähr so wie der, welcher bey Mödling die Trümmer der alten Burg Mödling trägt, auch so kahl, und nur hier und da mit Nadelholz bewachsen. Am Fuße des Berges ist der Eingang in die Höhle. Was dem Ganzen zwar an Bequemlichkeit unendlich zusetzt, aber an natürlichem Reiz und Zauber für die Phantasie nimmt, sind die Kunst, die Menschenhand, die hier überall sichtbar werden. Eine Thür verschließt den Eingang, der Weg ist geebnet, sicher geht man zwischen seltsam geformten Massen von Tropfstein durch, nicht Fackeln, die Eine Parthie grell erleuchten, während sie die andere in schaurigeres Dunkel hüllen, und so eine Art von mystischer Erhellung hervor bringen, sondern kleine, in die Felsenwände eingepaßte Leuchter tragen Kerzen, und erhellen gleichmäßig, bequem und sehr deutlich die wunderbar geformten Gemächer und Abtheilungen der Höhle. Auf leichten Treppen steigt man in den über einander liegenden Grotten

auf und nieder, und kann sehr gemächlich hier alle Spiele der Natur bewundern.

Nach den verschiedenen Formen, in welchen hier die Stalactiten und Stalagmiten sich entweder zu Säulen und luftigen Pfeilern verbinden, oder umgestürzten Trümmern von alten Gebäuden gleichen, oder, umgekehrten Pyramiden ähnlich, von den Decken der Gewölbe in kühnen Massen herab hangen, hat die schöpferische Einbildungskraft die verschiedenen Gemächer benannt; und man findet wirklich bald flüchtigere, bald treffendere Ähnlichkeiten zwischen der Naturscene und dem Nahmen, den man ihr beylegte. Es ist hier eine Capelle, ein Saal u. s. w. und in der ersten auch ein Altar.

Es i st, sage ich! — es w a r, ist der eigentliche Ausdruck; denn in der langen Zeit von sieben bis acht Jahren sind gewiß hier große Veränderungen vorgegangen. Eine solche Tropfsteinhöhle ist im Kleinen ein Bild der schaffenden und zerstörenden Natur im Großen. Stets erzeugt sie Neues; das Alte stürzt ein, und seine Trümmer bilden neue Schöpfungen. An jeder Pyramide von seltsam geformtem, halbdurchsichtigem, grauweißem Kalksteine, wie sie da von den Decken der Gewölber herab strotzen,

hängt noch ein feuchter, beweglicher Tropfen; er sickert entweder ein, und sein Verdünsten setzt der oberen Pyramide (dem Stalactiten) etwas zu, oder er fällt herab — in welcher Richtung es nun seyn mag — und bildet sich zum Stalagmiten, der aus unzahligen solchen herab gefallenen und unten vertrockneten Tropfen aufgebaut, in wunderbaren Gestalten empor steigt, um sich entweder mit dem Stalactiten zur Säule zu vereinigen, oder wie kleine Glerscherspitzen vom Boden empor zu starren. Endlich wird die obere Pyramide zu schwer; sie stürzt herab und zerschlägt das empor strebende Geschlecht, das sich von unten zu ihr hinauf heben wollte, oder die allzukühnen empor ragenden Stalagmiten fallen um. Und auf alle diese zusammengestürzten Ruinen tropfen neue bildende Flüssigkeiten herab, und es wird eine neue Gestaltung der Dinge daraus.

So geht es in's Unendliche fort; und diese Ansicht des ewig währenden Bildens und Schaffens, dieses Belauschen der Natur in ihrer geheimen Werkstätte ist, wie mich damahls dünkte, einer der größten Reize, den die Betrachtung einer solchen Höhle gewährt, wenigstens für den, der, wie ich, keine naturhistorischen Un-

tersuchungen anzustellen, sondern sich nur dem Eindrucke, den das Ganze auf sein Gemuth macht, hinzugeben vermag.

Die Höhle soll sechzig Klafter tief seyn. Ein Hirtenknabe, der auf dem Berge seine Herde hüthete, ließ von ungefähr einen Stein in ein Loch, das er vor sich sah, fallen. — Der Stein fiel tief; der Knabe horchte, er hörte das Geräusch noch lange, und theilte seine sonderbare Entdeckung mit. Man wurde aufmerksam, suchte nach, und fand endlich diese Grotte, die allem Anscheine nach beynahe das ganze Innere des Berges einnimmt.

Das ist nun alles, was ich von dieser Grotte zu sagen weiß; aber ich würde mich freuen, wenn diese einfache, und, wie ich wohl fühle, sehr mangelhafte Erzählung einen Naturforscher veranlassen möchte, zweckmäßige und gründliche Untersuchungen darüber anzustellen, oder einen Freund der Natur bestimmte, diese Gegend, die schon an und fur sich freundliche Reize hat, zu besuchen, und so eine Naturseltenheit unsers Vaterlandes, und eine schöne, gemeinnützige Anstalt, die Stüterey, bekannter zu machen.

Maria Zell.

1811.

Eine wohlthätige Stimmung, durch die Zeitumstände erzeugt oder wenigstens genährt, ruft seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit unserer Landsleute von der Bewunderung des Auslandes zurück, führt sie mit sanfter Hand in's Eigenthum, lehrt sie betrachten, was sie besitzen, und schätzen und lieben, was die Vorsicht ihnen reichlich geschenkt hat. Bessere, kräftigere Geister weisen uns mit stolzem Muth auf eben diese Bahn, auf der sie bereits glänzend voran schreiten. Vaterland und vaterländische Schätze werden uns bekannter, und die Gegenden, in welchen unsere schönsten Tage, die Tage der Kindheit, verflossen sind, uns nun auch in anderen Beziehungen theuer. Schon ist in geschichtlicher, naturhistorischer und geographischer Hinsicht sehr vieles gethan worden, schon knüpfen sich an die

Burgen, Städte, Schlachtfelder des Vaterlandes geschichtliche Erinnerungen, schon sprechen unsere Pflanzen, Gebirge und Naturscenen, von gefühlvollen Reisenden und Naturforschern beschrieben, uns lebhaft an. Alles bekommt Bedeutung und Beziehung. Nicht mehr so achtlos, wie sonst, geht der Österreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerschöpflich reiche Natur sein Land geschmückt hat, und erwirbt sich die Achtung des Auslandes, weil er sich selbst achten gelernt hat.

Auch unsere schönen Gegenden, der mannigfaltige Reiz, der das Land in lieblicher Abwechselung von Gebirgen und Flächen ziert, werden seit einigen Jahren betrachtet. Häufige Reisen, besonders zu Fuß, fangen an, zu den feineren Vergnügungen gebildeter Menschen zu gehören. Zeichner und Mahler reisen umher, und kommen mit schönen Landschaften bereichert zurück, die in denen, welche diese Gegenden nicht kennen, die Lust erwecken, sie ebenfalls zu sehen, und bey jenen, welche sie gesehen haben, angenehme Erinnerungen zurück rufen. Vielleicht ist unter den kleineren Reisen, die man zu Wagen in dem kurzen Zeitraume von fünf oder sechs Tagen zurück legen kann, keine, welche so viel-

fache Abwechselung an sehenswürdigen Gegenständen, so schöne, das Gemüth ansprechende Ansichten darböthe, als die Reise von Wien nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steyermark. Zwar besitzen wir schon in den Zeichnungen auf einer Reise von Wien bis Triest (ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) eine sehr anziehende Beschreibung dieses Weges; aber erstens ist jenes kleine Buch bey weiten nicht so bekannt, als es zu seyn verdiente, und zweytens kann jede individuelle Ansicht, mit Treue und Wärme aufgefaßt, doch auch, wenigstens durch Zusammenstellung, einigen Werth haben. In dieser Zuversicht unternehme ich es, die Reise von Wien nach Maria Zell für das Taschenbuch *) zu beschreiben. Vielleicht erregt sie hier oder dort den Wunsch, diese reizenden Gegenden zu sehen und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Der schönere Weg geht nicht der Poststraße nach über St. Pölten, sondern über Mödling, Heiligenkreuz, u. s. w., jene Straße, welche die Pilger von Wien bey der großen Procession am Maria Himmelfahrtstage nehmen. Bald verläßt

*) Des Herrn von Sartori.

man die einförmige Fläche, und dicht hinter Mödling nimmt ein enger Felsenpaß den Wanderer auf. Rechts hinüber, von der Fläche aus sichtbar, liegt die alte Feste Lichtenstein; links schauen in die Thalschlucht selbst die wenigen Überreste einer noch viel älteren Ruine, der Burg Mödling, herab, wo einst Österreichische Herzoge vom Babenbergischen Stamme gewohnt haben sollen. Diesen Felsenpaß sowohl, als das darauf folgende lachende Thal, den Brühl, mit Wiesen, Wäldern und artigen Landhäusern wechselnd, zu beschreiben, würde überflüssig seyn. Jeder Bewohner Wiens kennt sie; und im Allgemeinen sind sie dennoch nicht so bedeutend, um eine besondere Erwähnung zu verdienen.

Das Anziehendste sind die Anlagen, die der regierende Fürst Johann von Lichtenstein in dieser Gegend, die zum Theile seinen Nahmen trägt, angefangen hat. Breite schöne Straßen verbinden die Feste Lichtenstein, die Burg Mödling und ein Monument, welches der Fürst den gefallenen Österreichischen Helden in den Schlachten bey Aspern und Wagram hat errichten lassen, und das auf dem Gipfel des höchsten waldigen Berges, in dem Brühl weit herum sichtbar, steht, mit einander, und machen die ganze

Gegend umher zu einem großen Park, dessen Parthien nicht mühsam angelegte Häuschen, Tempelchen u. s. w., sondern wahre Überbleibsel der Vorwelt, in Trümmern zerfallene Burgen und giganteske Gebäude sind.

So wie man den Brühl verläßt, vertiefen sich die Thäler, die Berge (wenn man auf dem Wege nach Maria Zell diese Hügel so nennen darf) werden höher, die Ansichten interessanter. Heiligenkreuz, eine Cisterzienserabtey, die man nach anderthalb oder zwey Stunden erreicht, liegt nicht schön. Ein schmales, nicht tiefes Thal, von grasigen Hügeln umgeben, umschließt das Stift und das Dorf, zu wenig wild, um dieser engen Begrenzung einen romantischen Charakter zu geben, und doch zu drückend, um freundliche Bilder zu gewähren. Im Stifte selbst werden ein großer Kreuzpartikel und der bleyerne Springbrunnen als Merkwürdigkeiten gezeigt. Wichtiger ist, daß Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog von Österreich aus dem Babenbergischen Stamme, hier begraben liegt. Das vaterländische Taschenbuch für 1811 enthält seine Lebensgeschichte, von Meisterhand entworfen; und es wäre daher überflüssig, hier noch etwas über diesen heldenmüthigen Fürsten

zu sagen. Ewig zu bedauern bleibt, daß seine Statue, in Lebensgröße auf dem Grabsteine ruhend, bey den Einfällen der Türken ganz verstümmelt und entstellt worden ist.

Von Heiligenkreuz über Alland bis zum Hafnerberg geht der Weg bald durch engere bald durch weiter gedehnte fruchtbare Thäler, mit waldigen Hügeln begrenzt. Auf dem Gipfel des Hafnerberges steht eine niedliche Kirche, deren weiße Mauern vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes schon von weiten die Blicke auf sich ziehen. Wenn der Gipfel erreicht ist, senket sich die Straße im Zickzack sanft den Berg hinab. Sie ist erst vor zehn Jahren vom Kaiser Franz angelegt worden. An manchen Orten mußte sie untermauert, an manchen in den Felsen gesprengt werden, um ihr die erforderliche Breite und Festigkeit zu geben. Am Fuße des Hafnerberges liegt der Flecken Altenmarkt. Hier hält man gewöhnlich an, um zu speisen, indessen die Pferde gefüttert werden.

Nach dem Essen geht der Weg durch immer schönere Gegenden bis zu dem niedlichen Markte Hainfelden. Man kommt hier meistens schon gegen Abend an. Die Sonne sinkt hinter wal-

digen Bergen hinab, die Wiesen kleidet tieferes Grün, der Gelsenbach begleitet und durchschneidet zuweilen die einsame Straße. Immer höhere Berge steigen bey jeder Wendung derselben empor — allmahlich wird es dämmernd; einzelne Landleute kehren mit dem Pfluge vom Felde zurück, in den Hütten entglimmen Lichter, hier und dort lodert durch die Dämmerung das Feuer vom häuslichen Herd. Am tiefen Blau des Himmels treten einzelne Sterne hervor, und nur die Spitzen der Berge zeichnen sich noch deutlich in der helleren Luft, in welcher der letzte Wiederschein des Tages glänzt.

So fährt man still durch die stille Nacht; immer enger wird das Thal, immer steiler die Berge zu beyden Seiten. Jetzt hat man den Punkt erreicht, wo die Wallfahrtsstraße sich mit der Poststraße vereinigt, und nun rauscht auf einmahl, statt des flach ausgegossenen Baches, die wilde Traisen durch die Finsterniß neben dem Wagen her. Man ist tief in engen Waldthälern eingeschlossen. Der Nachtwind sauset geheimnißvoll durch die Bäume, die Sterne des Himmels spiegeln sich in den Fluthen der Traisen, und unzählig verstreut, hier am

Wege, und dort im nächtlichen Gebüsche, flimmert des Feuerwurms grünliches Licht, bald beweglich durch die Dunkelheit schwebend, bald das Gras umher mit stillem Glanze bestrahlend.

Der weißliche Schein von Mauern zeigt endlich, daß man sich einem bewohnten Orte nahe; das laute Brausen des Wassers über Räder und Wehren, das Pochen der Hämmer verkünden die Nähe von Eisenwerken.

> Des Wassers und des Feuers Kraft
> Verbündet sieht man hier;
> Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
> Umwälzt sich für und für.
> Die Werke klappern Nacht und Tag,
> Im Tacte pocht der Hämmer Schlag,
> Und bildsam vor den mächt'gen Streichen
> Muß selbst das Eisen sich erweichen.
>
> Schiller.

Es ist Lilienfeld und die Gewehrfabrik, deren zahlreiche Gebäude bereits eine Art von Dorf ausmachen. Man fährt mitten durch. Nun erheben sich, halb sichtbar durch die Dunkelheit, die großen Massen des Cisterzienser-Stiftes Lilienfeld, das im vergangenen Herbste ein Raub der Flammen geworden ist. Aber hier ist dem Wanderer nicht bestimmt zu bleiben, und

der Weg geht durch ein zu dem Stifte gehöriges Gebäude durch, und man fährt auf's neue zwischen Bergen und Wäldern an dem Ufer der Traisen fort bis zu dem einsamen Wirthshause, Am Steg genannt, das eine starke Viertelstunde vom Kloster in einem engen, aber höchst lieblichen Thale liegt. Hier findet man ein freundliches Haus, reinliche Zimmer und Betten und sehr ordentliche Kost. *) Das Geräusch der Traisen, die wenige Schritte vom Hause vorbey strömt, das Sausen des Windes im nahen Walde wiegen in sanften Schlummer.

Am Morgen ist die Scene verwandelt. Heller Sonnenschein zeigt die Reize des schönen Thales; der erste Blick fällt auf grün bekleidete Berge, wo sonnige Wiesen und reiche Wälder wechseln. Balsamische Luft weht von da herüber; man fühlt sich zu regerem Leben erwacht, und mit froher Erwartung noch höherer Freuden setzt man die Reise fort.

Wenn es die Zeit gestattet, bleibt man auch wohl einen Tag hier, und besieht die Merkwürdigkeiten des Stiftes, die Kirche, das alte Dor-

*) Diese Bemerkung paßt jetzt nicht mehr, denn jenes Wirthshaus ist ganz herabgekommen.

mitorium, wo im dreyzehnten Jahrhunderte, nachdem Herzog Leopold vom Babenbergischen Stamme es gestiftet hatte, die ersten Mönche noch alle zusammen in dem hallenden langen Saale schliefen, bis die Strenge des Winters in den Waldgebirgen sie belehrte, daß hier nicht der milde Himmel des südlichen Frankreichs walte. Auch die Gewehrfabrik ist sehenswerth; und überhaupt geht hier leicht ein schön genossener Tag zwischen Betrachtungen und Spazierengehen hin.

Am Morgen der Abreise wird früh aufgestanden. Noch ist die Sonne nicht im Thale erschienen, obwohl die Spitzen der Berge schon von ihren Strahlen vergoldet sind. Nebelschleyer heben sich aus den tiefen Thälern, und ziehen, vom Morgenhauche getragen, an den schwarzen Wäldern hinauf, zerfließen auf den Gipfeln der Berge in unsichtbaren Duft, oder bilden kleine Wölkchen, die leicht durch die tiefblaue Luft segeln. Man fährt ab; feuchtkalt weht es aus den schattigen Thälern her, aus welchen noch kein Sonnenstrahl die Nachtkühle verscheucht hat. Gern hüllt man sich in schützende Gewänder, und schaudert doch immer fort. Endlich steigt die Sonne empor; sie er-

scheint auf den Gipfeln der Berge. Mild und belebend fällt ihr goldenes Licht in das verschlossene Thal, und schimmernd mit tausend Tropfen, die an den zarten Halmen schwanken, liegen die Waldwiesen vor uns. Die Sonne trinkt den Thau auf, und wie leichter Rauch schwebt es nun über dem Grase, wie der Rauch eines Morgenopfers, mit dem die stillfeyernde Natur den Schöpfer ehrt.

Immerfort am Ufer des Waldstroms, der uns den Weg in die hohen Gebirge weiset, aus denen er kommt, wendet sich die bequeme Straße durch mannigfaltig gekrümmte Thäler, die bald hell im Sonnenscheine strahlen, bald mehr als zur Hälfte von himmelnahen Felsen beschattet sind. An Einem Orte steigt der Weg am Abhange eines Berges durch Tannenschatten empor; tief unten durch die Bäume, die den Abhang begleiten, sieht man den Waldbach dahin strömen, bis der Weg sich wieder senkt und gemächlich am Ufer fortläuft.

Türnitz ist nun der nächste Ort, ein freundlicher Flecken, in einem rings begrünten engen Thale. Indessen den Pferden Heu gegeben wird, umringen Frauen mit allerley niedlicher Drechslerwaare den Wagen; sie biethen Strickröh-

chen, Nadelbüchschen, Tobaksdosen, Bonbonieren, alles zierlich aus wohlriechendem Wachholderholze geformt, auch Rosenkranze und Heiligenbilder, die uns zuerst erinnern, auf welchem Wege wir uns befinden, zum Kaufe an.

Gern nimmt man diese artigen Kleinigkeiten, die meistens sehr wohlfeil sind, und denkt dabey an seine Freunde; denn es ist Sitte, jedem Hausgenossen und jedem wertheren Freunde etwas von Maria Zell, oder wenigstens von der Reise dahin, mitzubringen. Uber dieß ist noch im Anfange des Fleckens ein Drahtzug angelegt, den man besehen, und, während die Pferde sich erhohlen, die Zeit recht angenehm zubringen kann.

Drey Viertelstunden hinter Türnitz ungefähr werden die Felsen kahler, schroffer. Es öffnet sich ein schmales Thal, durch welches der Bach strömt; und auf seinen beyden Ufern liegen eine Menge netter Häuser und Häuschen, wie ein zerstreuetes Dorf. Das ist die Glasfabrik. Am überraschendsten schien mir jederzeit der dem schönen Wohnhause gegen über liegende Garten. Auf einer Anhöhe, halb in die Felsen gehauen, laufen schmale Gänge mit Blumenbeeten und Pfirsichbäumen hin, und in dem

der Mittagssonne geöffneten Treibhause prangen hier, mitten im Gebirge, am Fuße der Alpen, manche Blumen der milderen Zonen. Es lohnt der Mühe, hier abzusteigen, und die Fabrik zu besehen, das Schmelzen in der vulkanischen Gluth des Ofens, in die man nicht hinein zu sehen im Stande ist, die Behandlung des flüssig gluhenden Glases, wie eines dehnbaren Teiges, das Biegen in Formen, und endlich, wenn das Glas fertig ist, alle die Vorrichtungen, um es zu schmücken, indem es geschliffen, geschnitten, oder brillantirt wird.

Eine Stunde hinter der Glasfabrik schließt sich auf einmahl das Thal. Kein Ausweg erscheint — aber senkrecht steht der himmelnahe Annaberg vor uns; und obwohl er bis zum Gipfel mit Feldern, Büschen und Wiesen begrünt ist, faßt den Wanderer doch eine Art von Grauen, wenn er bedenkt, daß nur über ihn der Weg fortführen kann.

Nicht leicht wird der Contrast des friedsamen Dörfchens auf dieser schwindelnden Höhe und der Gedanke, zu ihm empor klimmen zu müssen, seine Wirkung auf das Gemüth des Reisenden verfehlen. Mit einer seltsam gespannten Stimmung betritt man den Fuß des Ber-

ges. Hier hält unter einem Strohdache die Vorspann, deren man bedarf, um diesen und die folgenden Berge zu befahren. Meisten Theils werden die eigenen Pferde ausgespannt, und gemächlich vom Kutscher über die Berge geführt oder geritten, und man fährt mit den fremden, die des Bergsteigens besser gewohnt sind. Um die Schönheiten dieses Theiles der Reise zu genießen, muß man aber den Wagen verlassen, und zu Fuße den Berg empor klimmen. Auch hier, wie so manches Mahl im menschlichen Leben, verschwindet die gefürchtete Beschwerlichkeit bey genauer Kenntniß, und man sieht, daß man sich von einer Idee hat schrecken lassen, der die Wirklichkeit nicht entspricht.

In weiten Krümmungen, langsam und gemächlich, schwingt sich der Weg um den Berg herum. Zuerst begleiten uns an beyden Seiten Häuserreihen, die nach und nach einzeln werden, und endlich ganz aufhören.

Üppige Kornfelder wallen, von einem frischen Bergwinde durchschauert, am Abhange hinab. Links umfangen uns die willkommenen Schatten eines reichen Waldes; — man steigt fröhlich aufwärts, bleibt athmend stehen und

sieht mit Lust auf den zurück gelegten Weg und die Gegend umher, auf die Wohnsitze der Menschen, die da unten so klein und unscheinbar liegen, auf die wallenden Saaten und auf die gegen über stehenden Berge, wo lebendige Hecken die Wiesen und Felder einfriedigen, und so den ganzen grünen Rücken wie in Gartenbeete theilen. Ungefahr in der Mitte des Weges im kuhlesten Schatten rauscht ein heller Bergquell aus einem Stein am Wege hervor; die schönsten, seltsamsten Blumen, die der Flachenbewohner nicht kennt, umduften seine klare Fluth. Hier ruht man eine Weile im Genuße dieser hohen, schönen Natur, noch schöner durch die Einsamkeit und hehre Stille, die uns umgeben.

Die Sonne steht hoch am Mittage, wenn man am Fuße des Annabergs ankommt. Es ist Sommer, gewöhnlich Julius oder August — die bequemste Zeit zu Gebirgsreisen — und man muß den größten Theil des Weges in der offenen Sonne machen, da der Wald die Straße nicht überall begleitet. Dennoch fühlt man keine Ermüdung. Leicht und belebend wirkt die reine Gebirgsluft. Hier, erhoben über den Qualm und Dampf der niederen Atmosphäre,

in besseren Regionen, scheint auch die Last des Körpers weniger zu drücken, der freye Geist seine Fesseln weniger zu fühlen. Man steigt rasch empor; und wenn auch der Sonnenstrahl die Wangen brennt und Schweiß die Stirne decket, so reicht das Fächeln des stärkenden Windes hin, diese vorüber gehende Gluth zu kühlen.

Eben verkündet die Glocke der kleinen Capelle auf dem Berggipfel die Mittagsstunde, wenn man das Dörfchen erreicht, und so, wie man nun den langen Weg zurück gelegt und den himmelnahen Berg erstiegen hat, der, wie man glaubt, der höchste rund umher seyn muß, siehe! so erhebt sich hinter ihm die kahle, seitwärts gebogene Spitze des noch viel höheren Ötschers, und man sieht sich mitten in der Alpenwelt.

Hier auf dem Annaberge wird Mittag gemacht. Frische Erdbeeren, kaum bluhendes Korn mitten im Julius, Haferfelder, die bey Weitem nicht alle Jahre reif werden, zeigen uns, daß wir uns in einem von der Flache sehr verschiedenen Klima befinden; aber selbst diese Verschiedenheit hat einen geheimen Reiz. Eine seltsame Stille und Ruhe verbreitet sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die

ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an — der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, und man denkt es sich möglich, hier mit Vergnügen leben zu können, so rauh und einsam es auch ist.

Nach Tische geht der Weg über den Joachims- Josephs- und Sebastiansberg *). Der mittlere ist der höchste; auf seinem Gipfel findet man seine Pferde wieder, und sendet die Vorspann zurück. So hoch er indessen auch ist, so mahlerisch ein fruchtbares Thal sich beym Herabsteigen vor den Blicken verbreitet, gleicht er doch an seltsamen Reiz und überraschender Wirkung bey Weitem nicht dem Annaberge. Es ist eine gewöhnliche, sehr bequeme Bergstraße, die meistens im Schatten eines Tannenwaldes bis an den Gipfel führt, und manche hübsche Ansichten darbiethet. Auf seinem Gipfel, wie auf dem der beyden übrigen Berge, stehen kleine Capellen; und nun breitet sich ein lan-

*) Seit dieß geschrieben worden, ist hier der Lassing-Fall bekannt worden, und diese Merkwürdigkeit auf dem Wege nach Mariazell einzuschalten.

ges, fruchtbares Thal vor uns aus. Hier ist an einem kleinen Flüßchen die Grenze zwischen Österreich und Steyermark.

Allmählich sinkt die Sonne gegen das Gebirge. Seltsam gruppiren sich rings herum die ungeheueren Felsenmassen; das Thal, durch welches die Straße läuft, und aus dem man zu himmelnahen Gipfeln empor blickt, ist selbst nur ein breiter Bergrücken gegen die tiefen Thäler, die sich hier rechter Hand hinab senken. Hinter einer Menge kleinerer Felsenzacken ragt der Riesengipfel des Örschers hervor. Ein ruhiges, goldenes Licht bekleidet die ganze Gegend, eine feyerliche Stille der Erwartung schwellt unsere Brust. Auf einmahl schimmern uns vom Abhange eines Berges ein blinkender Thurm und eine große, majestätische Kirche im Abendgolde entgegen; das ist Maria Zell.

Die Straße läuft eben hin, obwohl noch am Orte selbst sich tiefe Thäler hinab senken, aus denen wieder einzelne Hügel empor ragen. Hinter der Kirche steigen die Berge rings um empor, und schließen den Gnadenort und das ganze freundliche Thal in ihren Schooß. Artige Häuser reihen sich zu beyden Seiten der Straße hin; der Marktflecken ist gut gebaut,

und sieht sehr freundlich von der Höhe herab in's Thal.

Über ihm, und von allen Seiten sichtbar, steht die Kirche da, der Haupt- und Zielpunct der ganzen Reise und der Gegend weit umher. Was auch immer des Wanderers Ansichten und Glaube seyn mögen, so dünkt mich, könne sich doch kein fühlendes Gemüth ohne besondere Empfindungen einem Orte nähern, der seit vielen Jahrhunderten der Gegenstand heiliger Verehrung, kindlichen Vertrauens und gläubiger Hoffnung war, wo Viele Trost gesucht, und Viele ihn gefunden haben.

Mit ernsten Betrachtungen betritt man den weiten Vorhof, der die Kirche umschließt. Die Bauart derselben scheint mir nicht vorzüglich; sie macht wenigstens von außen keinen weder großen noch angenehmen Eindruck, ist nicht recht modern und doch nicht Gothisch, nicht in Italiänischem, nicht in irgend einem anderen schönen Style. Das Thor ist ganz alt, mit dünnen Gothischen Säulen in einem Halbzirkel vertieft, wie gewöhnlich die Eingänge sehr alter Kirchen; und eben so alte Basreliefs über demselben stellen die Wirkungen des Gnadenbildes in wunderbaren Hei-

lungen u. s. w. dar. Zu beyden Seiten stehen die zwey ziemlich neuen Statuen der beyden Fürsten, Heinrich von Mähren und Ludwig von Ungarn, der ersten Finder und Stifter dieser Kirche. Inschriften am Fußgestelle belehren über ihre Schicksale.

Es ist Abend, wenn man nach Maria Zell kommt; die Dämmerung fängt an, aus den Thälern empor zu steigen. Auf dem Platze vor der Kirche selbst ist es noch ziemlich hell, in der Kirche aber herrscht bereits tiefes Dunkel; und mitten in diesem Dunkel, das uns umfängt, bricht ein helles, blendendes Licht aus der kleinen Capelle in der Mitte der Kirche, wo das Marienbild, von schimmerndem Gold und unzähligen Lichtern umgeben, wie auf einem Sitze der Herrlichkeit thront.

Am andern Morgen, der gewöhnlich der Andacht gewidmet ist, besieht man die Schatzkammer und die wenigen Merkwürdigkeiten des Ortes. Rund um die Kirche ist eine Art Messe. In unzähligen Buden werden hier alle Bedürfnisse eines Wallfahrtsortes, Rosenkränze, Heiligenbilder, Rauchwerk, Gebethbücher, aber auch Türnitzer Drechslerarbeiten und kleines Spielzeug verkauft. Sonderbar

ist es, daß von jeder Art Waaren mehrere Buden da sind, in denen genau dasselbe verkauft wird, so daß von einer Wahl gar nicht die Rede ist.

Spaziergänge sind sehr schöne um den Markt herum; einer der schönsten ist der an dem Erlaphsee, ungefähr drey Viertelstunden von Zell, der durch einen nicht sehr dichten Wald, wo Erdbeeren und fremdartige Blumen Wohlgeruch verhauchen, in ein einsames Thal führt, dessen Tiefe der Spiegel eines klaren Sees ausfüllt. Mitten durch die dunkelgrünen Wellen zieht sich der silberstrahlende Strom der Erlaph, und man nimmt deutlich seine Strömung durch die ruhigere Fluth des Sees wahr. An seinem Ende ist eine Fischerhütte, wo man gute frische Milch bekommt, und, auf duftende Wiesen gelagert, den stillen Wasserspiegel, die umgrenzenden Berge mit ihren Wäldern und den Abendhimmel, der in seiner Tiefe zittert, sehen kann.

Die gewöhnliche Weise der Reisenden ist aber, Nachmittags in's Gußhaus zu fahren. Der Weg führt über den hohen Berg, auf dem Zell liegt, hinab durch das enge Waldthal, aus dem der runde, buschige Hügel her-

vor ragt, der auf seiner Spitze die Simons- oder Sigmunds-Capelle trägt. Es lohnt der Mühe, auch diese Fahrt zu machen; denn sowohl der Weg durch das Thal als auch das Gußwerk, wo Kanonen, Kugeln, große Kessel u. s. w., und jetzt auch allerley kleine Basreliefs und Geräthschaften von Eisen gegossen werden, sind sehenswerth. Überhaupt aber biethen die Umgebungen dieser wildschönen Örter Stoff genug dar, um hier zwey und mehr Tage, wenn man sich länger aufhalten kann, angenehme Beschäftigung und Genuß zu finden.

Die Rückreise kann man der Abwechselung wegen auf einem anderen Wege machen. Es führt nahmlich eine zweyte Straße von Zell über den Höllenseigriegel und Hohenberg nach Lilienfeld. Sie ist kürzer, und hat nur Einen Berg, der aber seinen furchtbaren Nahmen wohl verdient; denn der Weg geht immer am steilen Abhange hin. Rechts steigen meist kahle Felsen empor, links senket sich eine jähe Tiefe, in welcher die Salza sich mit wildem Geräusche durch Sträuche und Felsentrümmer einen Weg bahnt. Hier müssen am Fuße die Pferde ausgespannt und Ochsen vor-

gelegt werden, weil der Weg schlecht, und wegen der vielen Felsenplatten, die der Regen auf dem jähen Abhange leicht entblößt, für Pferde nicht sicher genug ist. Hat man aber einmahl den Gipfel erreicht, dann senket sich der Weg sehr gemach durch lauter Wälder und liebliche Schatten bis tief in's Thal, wo das kleine Dörfchen St. Ägidii liegt. Etwas seltsam sind die Felsenmassen, die man bey'm Herabsteigen über den Höllenseigriegel von allen Seiten auf den Gipfeln der Berge erblickt, und die so täuschend Ruinen von zerfallenen Schlössern gleichen, daß man Mühe hat, sich zu überreden, man sehe hier kein zerstörtes Menschenwerk, sondern ein sonderbares Spiel der Natur vor sich.

Nach einem Wege von einer Stunde kommt man in ein liebliches Thal, das ein klarer Bach durchströmt. Rechts tritt aus der Bergreihe ein hoher, rings umher mit Wald bewachsener Berg hervor, auf dessen Spitze man ein zerfallenes Schloß erblickt. Das ist Hohenberg, der ehemahlige Sitz eines gräflichen Hauses. Der Letzte dieses Stammes liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben. Das Schloß selbst so wie die ganze Gegend und die großen Wal=

dungen weit umher, bis rückwärts nach Maria Zell, gehören dem Grafen von Hojos. Die Ruine selbst ist so zerfallen, daß man sich kaum noch eine Vorstellung von ihrer ehemahligen Gestalt machen kann; aber die Aussicht in das Thal ist vortrefflich und belohnet die Mühe des Heraufsteigens. Von hier erreicht man Lilienfeld in zwey Stunden.

Joseph Köderl,

k. k. Censor und Bücherrevisor, gestorben den 11. Jänner 1810.

An den Herausgeber des österr. Beobachters.

Es ist mir ein sehr angenehmes Geschäft, Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten, und, indem ich Ihnen das Wenige, was ich von dem verewigten unvergeßlichen Freunde weiß, mittheile, zugleich dem Wunsche meines Herzens, das ihn gern ehret, zu entsprechen.

Von Köderls häuslichen Verhältnissen, von dem, was man eigentlich Lebensgeschichte nennt, kann ich nur wenig sagen. Mich dünkt, es war nicht sowohl Zurückhaltung von seiner Seite, als Mangel an hervorstechenden merkwürdigen Ereignissen, was diese Unbekanntschaft verursachte. Hier, im Mittelstande geboren, auf gewöhnliche Art erzogen, vollendete er seine Stu-

dien und fand eine Anstellung in seiner Vaterstadt, wie viele tausend Menschen seiner Zeit und Art, ohne alle sonderbare Zufälle. Das, was ihn auszeichnete, was ihn der Welt und seinen Freunden unvergeßlich machte, war sein Inneres, die Bildung seines Charakters, die er sich selbst, nicht seltsamen Einwirkungen des Schicksals, dankte, und die ihn eben darum schätzbarer machte *).

Sein Vater, der in einem Dienste bey dem kaiserlichen Hofstaate stand oder noch steht, hatte das Unglück, diesen trefflichen Sohn zu überleben; ein Bruder von ihm ist Pfarrer in der Prein, einer wildschönen Gebirgsgegend, seitwärts von Schottwien. Ob er mehr Geschwister hatte, weiß ich nicht zuverlässig. Seiner Mutter war er mit inniger Liebe ergeben, und bedauerte sie herzlich, als sie vor einigen Jahren starb. Er fühlte tief den Verlust einer treuen weiblichen Seele, die mit der Innigkeit ihres Geschlechtes an ihm hing, und mit der Sorglichkeit desselben seinen kleinen Bedürfnissen zu-

*) Etwas, das solche geschichtliche Daten enthält, ist in den vaterländischen Blättern erschienen.

vor kam. Er fühlte ihn vielleicht um desto tiefer, da er längere Zeit vorher das Mädchen seiner Liebe durch den Tod verloren hatte. Ich habe diese Person wohl gekannt, lange ehe ich ihn kennen lernte; — es war ein hübsches, gutgesittetes, fleißiges und sehr geschicktes Mädchen aus dem Burgerstande, die ihn vermuthlich nach seinen Begriffen von häuslicher Zufriedenheit und seinen maßigen Forderungen an das weibliche Geschlecht in dieser Rücksicht glücklich gemacht haben würde. Ob er nach ihrem Tode wieder geliebt hat, weiß ich nicht, doch zweifle ich sehr daran; in späteren Jahren stand sein Gefuhl sichtbar und völlig unter der Herrschaft seines Verstandes.

Seine Bildungszeit fiel gerade in die der Verstandescultur so günstige Epoche Josephs des Zweyten, wo die Erkenntnißkräfte sich in regem Streben entfalteten, und ein schönes Leben für die Geister begann. Eigener Trieb, öffentliche Aneiferung und reizendes Beyspiel führten ihn von einer Stufe der Ausbildung zur anderen bis dahin, wo er zuletzt mit einer Vollendung und Vollständigkeit, wie Wenige, stand. Das erinnere ich mich öfters von ihm gehört zu haben, daß er in seinen fruheren Jahren eine Art ge-

lehrter Verbindung mit andern Jünglingen gestiftet hatte, deren Zweck war, sich durch gemeinschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen. Es wurden in dieser Gesellschaft Aufsätze über gegebene Gegenstände verfaßt, gelesen und beurtheilt.

So bildete sich sein Geist, und, was nicht oft der Fall ist, sein Charakter formte sich harmonisch zu seiner Erkenntniß. Es gibt nur äußerst wenig Menschen, deren Verstand und Gemüth ein solches vollstandiges Ganzes ausmachen, wie bey ihm. Er war einig mit sich und der Welt. Sicher und fest ging er den mit Bedacht gewählten Weg, ohne Rückblick, ohne Unterbrechung, als die das Schicksal ihm zuweilen in denselben legte. Seine Ansichten waren eigen, aber klar, und ganz mit seiner Sinnes- und Handlungsart verschmolzen. Daher seine Klugheit im Entwerfen seiner Plane, seine Beharrlichkeit im Verfolgen derselben, womit er mehr ausrichtete, als Andere mit erhöhter Wärme des Gefühls. Daher — daß er mit Personen von der ungleichsten, verschiedensten Denkart freundlich und in staten gesellschaftlichen Berührungen leben konnte, ohne Widerwillen, ohne Entzweyung. Ihn irrten die Ansichten der

Anderen nicht, er drang niemanden die seinigen auf. Und bey all dieser theils scheinbaren, theils wirklichen Ruhe und Kälte des Gemüthes waren in seinem Herzen ein hoher Sinn für Freundschaft und inniges Anschließen an erprobte gute Menschen, sie mochten auch noch so verschieden von ihm denken. Er schätzte das Gute, das sie besaßen, und sie um dieses Guten willen. Er konnte warmen Theil nehmen an dem Schicksale seiner Freunde, für sie handeln und für sie etwas aufopfern, was Hunderte mit weicherem Herzen nicht können. So haben ihn Alle gefunden, die seines nähern Umganges genossen.

Was er mit dieser klugen Besonnenheit, mit dem festen Willen für's Gute im Gebiethe der Literatur für das Vaterland gewirkt hat, wird man erst später erkennen, wenn hier und dort sein thätiges Streben, seine muthige Verwendung, sein scharfer Blick mangeln wird; überhaupt hat er, so unscheinbar sein Wirkungskreis war, ihm durch stilles Walten und Streben eine solche Ausdehnung zu geben gewußt, daß die Lücke, die sein Tod machte, weithin empfunden werden muß.

Die Classiker alter und neuer Zeit schätzte er über alles; denn er kannte und verstand sie.

Ob er Griechisch konnte, weiß ich nicht. Tacitus, Tasso und Ossian lagen beständig auf seinem Schreibepulte; die neueste Literatur kannte er von Amts wegen ganz und genau. Ossian war sein Begleiter auf jenen einsamen Fußreisen, die er in die romantischen Gebirgsgegenden von Österreich machte, und auf welchen er oft bey seinem Bruder, dem Pfarrer einsprach. Meistens machte er sie im Herbste, in den kurzen Ferien, die seine Pflicht ihm gönnte; und dieß ist bey nahe die einzige Zerstreuung und Erhohlung, die er sich erlaubte. Sonst verbrachte er seine freyen Abendstunden unter guten Freunden, bey zwanglosem Geplauder oder dem Schachbrete, das er überaus liebte. Diesem Spiel opferte er manche der ersten Nachtstunden, und ging dann, selbst im Winter, zuweilen mit einem Umweg in seine Wohnung in der Leopoldstadt, um sich am Anblicke des nächtlichen Himmels und der schlummernden Natur zu weiden.

Im Umgange war er munter, sehr gesprächig und oft bis zur Kindlichkeit heiter. Ein gesellschaftlicher Scherz, eine kleine Neckerey, ein Nichts konnte ihn herzlich unterhalten, und eben so leicht ging er von diesen Kleinigkeiten zu ernsthaften Erörterungen oder politischen De-

Gatten über, die er sehr liebte, und wobey er seine Meinung lebhaft und bestimmt vortrug, und ohne Hitze, ohne Persönlichkeit vertheidigte. So vielseitig, so treu, so vorzüglich gebildet, war er die Seele des kleinen Kreises, in dem er sich befand, und Allen unvergeßlich und unersetzlich, die er unter seine Freunde rechnete.

Angelo Soliman.

1807.

Diese Biographie entstand durch den Wunsch des Herrn Senateur Gregoire in Paris, Verfassers des berühmten Werkes »La Literaturo des Negres«, der sich, um sie zu erhalten, an eine seiner hiesigen Freundinnen wandte, durch welche ich die Materialien und Daten zur Bearbeitung derselben erhielt. Sie wurde in's Französische übersetzt und jenem Buche einverleibt. Da Angelo aber hier allgemein bekannt und geschätzt war, und viele seiner Freunde noch leben, dürfte sie auch für Wien nicht ohne Interesse seyn.

Unter den Negern, welche sich durch höhere Geistesbildung, Kenntnisse, aber noch weit mehr durch moralische Ausbildung und Vortrefflichkeit des Charakters auszeichneten, verdient Angelo

Soliman, der im Jahre 1796 hier in Wien starb, gewiß einen der ersten Plätze.

Die Schicksale seiner Kindheit und ersten Jugend, welche ihn, den Afrikanischen Königssohn, aus dem Schooße seiner Familie, aus dem Reiche seiner Väter rissen, und bis nach Wien in das Haus des Fürsten von Lichtenstein führten, sind zu merkwürdig, und haben zu viel Einfluß auf seine moralische und intellectuelle Bildung gehabt, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Hier ist das, was seine Freunde noch jetzt nicht ohne innige Theilnahme nach seinen eigenen Erzählungen mitzutheilen wissen.

Er war der Sohn eines Afrikanischen Fürsten. Das Land, worin dieser herrschte, hieß Pangusitlang, das Geschlecht, aus dem er stammte, Magni famori. Außer dem kleinen Mmadi Make (dieß war Angelo's vaterländischer Nahme) hatten seine Ältern noch ein jüngeres Kind, ein Mädchen. Er erinnerte sich noch der Ehrfurcht, womit sein Vater behandelt wurde, der großen Anzahl von Dienern, die ihm zu Gebothe stand. Er selbst war, wie alle Fürstenkinder jenes Landes, auf beyden Schenkeln mit einer Art von Schrift bezeichnet, und lange

nahrte er noch die süße Hoffnung, daß man ihn aufsuchen und an diesen Zeichen erkennen würde. Überhaupt kehrten ihm selbst in späteren Jahren die Erinnerungen an seine Jugend, an seinen ersten Unterricht im Pfeilschießen, worin er bald seine Gefährten übertraf, an manche einfache Sitte *) und den schönen Himmel seines Vaterlandes mit schmerzlicher Sehnsucht zurück, und er konnte nie ohne tiefe Bewegung die vaterländischen Lieder singen, die sein treffliches Gedächtniß aus jener frühen Zeit ihm treu bewahrt hatte.

Von den ewigen Fehden der kleinen Völkerschaften im Binnenlande von Afrika, deren Zweck bald Rache, bald Raubsucht, bald die schändlichste Art von Geiz ist, indem der Sieger die erbeuteten Gefangenen auf den nächsten Scla=

---

*) Aus Angelo's Erinnerungen scheint hervor zu gehen, daß sein Stamm schon einige Cultur hatte. Sein Vater besaß viele Elephanten und selbst einige Pferde, die dort eine Seltenheit sind. Sie hatten keine Münze; aber der Tauschhandel wurde regelmäßig durch öffentliches Ausrufen und Feilbiethen bey ihnen getrieben. Ihre Religion war Gestirndienst. Sie beobachteten die Beschneidung; auch wohnten zwey weiße Familien unter ihnen.

venmarkt bringt und dort an die Weißen verhandelt, erzählen alle Reisebeschreibungen. Eine solche brach gegen Mmadi Make's Stamm aus, und so unvermuthet, wie es scheint, daß sein Vater keine Ahnung von der Gefahr hatte. Der siebenjährige Knabe stand bey seiner Mutter Fatuma, die das jüngste Kind an der Brust hielt, als plötzlich ein fürchterliches Getöse, Waffengeklirr und Geheul der Verwundeten die Familie aufschreckten. Mmadi Make's Großvater stürzte voll Entsetzen in die Hütte und rief: »Feinde! Feinde!« Fatuma sprang erschrocken auf; sein Vater eilte sich zu waffnen, und der erschrockene Kleine lief pfeilschnell davon. »Wohin gehst du, Mmad Make?« rief ihm die Mutter nach. »Wohin Gott will, Mutter!« antwortete der Knabe; und noch in späteren Jahren dachte er an den bedeutungsvollen Sinn dieser Worte. Als er in's Freye kam und zurück blickte, sah er seine Mutter nebst mehreren von seines Vaters Leuten unter den Streichen der Feinde sinken. Außer sich vor Entsetzen lehnte er sich nebst noch einem andern Knaben an einen Baum, und verdeckte seine Augen mit den Händen. Das Gefecht dauerte fort; endlich wurde er ergriffen und in die Höhe ge-

hoben. Es waren Leute von der feindlichen Partey, die nun wahrscheinlich schon das Feld behauptet hatten. Doch wollten seine Mitbrüder den Sohn ihres Königs nicht so gutwillig in ihren Händen lassen. Es begann ein Streit um seinen Besitz; man hielt ihn während desselben meist freyschwebend in der Luft. Endlich erlagen die Seinen auch hier, und der siebenjährige Knabe ging, mit welchen Empfindungen, ist leicht zu denken, nun ganz in die Hände der Sieger über. Sein Herr vertauschte ihn indessen bald an einen andern Neger um ein schönes Pferd, und dieser führte ihn an einen Ort, wo sie sich einschifften. Hier fand er viele von seinen Landsleuten, alle gefangen, wie er, alle, wie er, zur Knechtschaft bestimmt. Sie erkannten ihn mit Schmerzen; aber es war ihnen unmöglich, etwas für ihn zu thun, da ihnen nicht einmahl der kleine Trost vergönnt war, mit ihm sprechen zu dürfen.

Als sie auf diesen kleineren Schiffen das Meeresufer erreicht hatten, sah Mmadi Make mit Erstaunen die großen schwimmenden Häuser. Eines derselben, wahrscheinlich ein Spanisches, nahm ihn nebst seinem neuen Gebiether auf. Nachdem sie einen Sturm überstanden hatten,

landeten sie an einer Küste, wo der neue Gebiether ihn zu seiner Mutter zu führen versprach. Mmadi Make war außer sich vor Freuden; aber wie bald schwand die süße Täuschung, als er in das Haus kam, und statt seiner Mutter nur die Frau seines Gebiethers fand, die ihn aber äußerst liebreich aufnahm, ihn liebkosete und mit der größten Zärtlichkeit behandelte, wenn ihr Mann nicht gegenwärtig war. Der Mann gab Mmadi Make den Nahmen Andreas und befahl ihm, die Kamehle zur Weide zu führen und zu hüthen.

Es ist nicht zu bestimmen, von welcher Nation dieser Mann war, noch wie lange der Knabe bey ihm blieb, jetzt, da Angelo längst todt ist, und diese Nachrichten größten Theils aus dem Munde seiner Freunde niedergeschrieben sind. Nach einer langen Zeit verkündigte ihm endlich sein Herr, daß er ihn an einen Ort bringen wolle, wo es ihm besser gefallen würde, als hier bey ihm. Mmadi Make freute sich sehr darüber, aber die Frau seines Herrn trennte sich mit Schmerzen von ihm. Sie schifften sich ein, und kamen nach Messina. Hier wurde er in das Haus einer ansehnlichen reichen Dame gebracht, die, wie es schien, schon auf seine Ankunft vor-

bereitet war. Sie empfing ihn sehr gütig, und gab ihm sogleich einen Lehrer, der ihn in der Landessprache unterweisen sollte. Mmadi Make lernte leicht und schnell; sein gutmüthiges Betragen erwarb ihm die Zuneigung aller seiner Hausgenossen, die sehr zahlreich waren, und unter welchen er vor allen eine Mohrinn, die man Angelina nannte, wegen ihrer Sanftmuth und ihres freundlichen Betragens auszeichnete.

Er wurde gefährlich krank. Die Marquise, seine Gebietherinn, empfand und trug alle Sorge einer Mutter für ihn. Die geschicktesten Ärzte wurden gerufen; sein Bett war von einer Menge Personen umgeben, die auf seinen Wink warteten. Die Marquise selbst wachte manche Nacht bey ihm. Sie hatte längst den Wunsch geäußert, daß er sich taufen lassen möchte; aber Mmadi Make wollte nicht, und so blieb es verschoben, bis er selbst einst in seiner Krankheit, als er sich bereits in der Besserung befand, davon zu reden anfing, und getauft zu werden begehrte. Die Marquise, innig erfreut über diesen Entschluß, ließ sogleich alle Anstalten auf's prächtigste treffen. In einem Saale wurde ein reichgestickter Himmel über einer Art von Prachtbette errichtet; die ganze Familie, alle Freun-

de des Hauses waren gegenwärtig. Mmadi Make ward auf dieß Bette gelegt und gefragt, wie er getauft werden wolle. Aus Dankbarkeit und Liebe zu jener Mohrischen Frau begehrte er Angelo getauft zu werden. Man willfahrte ihm, und gab ihm noch über dieß den Zunahmen Soliman, den er künftig immer führte. Diesen Tag seiner Aufnahme in's Christenthum, den 11. September, feyerte er dann mit frommem Gefühle jährlich als seinen Geburtstag.

Seine Güte, seine Gefälligkeit und sein richtiger Verstand machten ihn jedermann werth. Die Marquise behandelte ihn wie ein eigenes Kind; und Fürst Lobkowitz, der als kaiserlicher General damahls in Sicilien stand, und oft in's Haus der Marquise kam, fühlte ebenfalls eine innige Neigung gegen den liebenswürdigen Knaben. Er bath die Marquise wiederhohlt, ihm den artigen Pagen zu überlassen. Ihre Liebe zu Angelo stritt lange mit ihrer Klugheit, die ihr rieth, sich den kaiserlichen General durch dieses Geschenk zu verbinden. Der Fürst ließ nicht nach, in sie zu dringen; und sie wich endlich den Rücksichten, die sie für den Fursten haben mußte. Sie trennte sich unter vielen Thränen von dem

kleinen Neger, und dieser folgte seinem neuen Herrn mit Schmerz.

Der Stand des Fürsten erlaubte ihm nicht, lange an einem Orte zu verweilen. Er liebte den jungen Angelo; aber theils diese Lebensweise, theils vielleicht der Geist der damahligen Zeit machte, daß er sich nicht viel um seine eigentliche Erziehung und Ausbildung bekümmerte. Angelo wurde wild und jähzornig; er verlebte seine Tage in Kinderspielen und Müßiggang. Da nahm ein alter Haushofmeister des Fürsten, der Trotz dieser Wildheit doch des Knaben gutes Herz und seine trefflichen Anlagen erkannte, sich seiner an, hielt ihm einen Lehrmeister, bey dem Angelo in siebzehn Tagen Deutsch schreiben lernte, und die innigste Anhänglichkeit des Knaben und seine schnellen Fortschritte in jeder Art des Unterrichtes, den er empfing, belohnten den guten Alten für seine treue Sorge, und bürgten für die Richtigkeit seines Urtheils über den jungen Neger.

So wuchs Angelo im Hause des Fürsten heran, und war sein stäter Begleiter auf Reisen und selbst in der Schlacht. Freywillig zog er mit ihm zu Felde, theilte jede Gefahr mit seinem geliebten Herrn, kampfte heldenmuthig an

seiner Seite, und trug seinen Gebiether, als dieser verwundet wurde, auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel. Angelo zeichnete sich bey diesen Gelegenheiten nicht bloß als treuer Diener und Freund, sondern auch als tapferer Krieger und erfahrner Offizier aus, obwohl er nie eine militärische Charge bekleitete. Er machte mit eigener Hand mehrere Gefangene, er diente dem Fürsten als Galopin, und erwarb sich bey diesem Amte viele Kenntnisse und Einsichten, so daß ihn Feldmarschall Lascy außerordentlich schätzte, ihm eine Compagnie antrug, die sich Angelo aber verbath, und ihm einst in Gegenwart einer Menge Offiziere das rühmlichste Zeugniß der Tapferkeit, und zum Beweise seiner Achtung einen schönen Türkischen Sabel gab.

Sein Gebiether starb endlich, und bestimmte ihn im Testamente dem Fürsten Wenzel Lichtenstein, der ihn längst in seinem Hause zu besitzen gewünscht hatte. Der Fürst befragte Angelo, ob er mit dieser Bestimmung zufrieden sey und zu ihm ziehen wolle? Angelo gab sein Wort, und machte Anstalt zu der neuen Veränderung seiner Lebensweise, als ihn der verstorbene Kaiser Franz hohlen ließ, und ihm un=

ter sehr schmeichelhaften Bedingungen denselben Antrag machte. Aber Angelo war sein Wort heilig, und er blieb bey dem Fürsten von Lichtenstein. Bey diesem sowohl, als bey seinem vorigen Herrn war er der Schutzgeist der Unglücklichen und Bedrängten. Er brachte den Fürsten die Bitten derjenigen vor, die etwas bey ihnen zu suchen hatten. Seine Taschen wurden nie von Memorialien und Bittschriften leer; und so wenig er im Stande war, etwas für sich selbst zu erbitten, so willig und glücklich war er in Erfüllung dieser Pflicht für Andere.

Auch diesen zweyten Herrn begleitete er auf seinen Reisen nach Parma, Frankfurt u. s. w. In Frankfurt bey der Krönung des Kaisers Joseph zum Römischen Könige wagte er einst, auf Geheiß seines Fürsten, bey einer der öffentlich gehaltenen Pharaobanken sein Glück, und gewann in einem Tage zwanzig tausend Gulden. Er both dem Gegner Revange an; aber dieser war so unglücklich, am zweyten Tage von neuem vier und zwanzig tausend Gulden an Angelo zu verlieren. Nun wußte Angelo auf eine feine Art, indem er ihm nochmahls Revange both, dem Bankier die vier und zwanzig tausend Gulden wieder gewinnen zu lassen, und erwarb sich dadurch die

Achtung Aller, die dem Spiele zusahen, und die Bewunderung des Bankiers, der den folgenden Tag zu ihm kam, ihn umarmte, und seine Großmuth gerührt erkannte. Unverführt von diesem außerordentlichen Glücke, spielte er nie wieder um hohes Geld, und überhaupt meist nur Schach, worin er es zu einer großen Fertigkeit gebracht und sich den Ruhm eines der ersten Spieler erworben hatte.

In seinen spätern Jahren vermählte er sich mit einer verwitweten Frau von Christiani, gebornen Kellermann, die aus den Niederlanden gebürtig war. Der Fürst wußte nicht um diese Verbindung; Angelo mochte gute Ursachen haben, sie vor ihm geheim zu halten, wie es der Erfolg bewies. Kaiser Joseph der Zweyte, der sehr vielen Antheil an Angelo's Schicksalen nahm und ihn öffentlich auszeichnete, indem er mehr als Ein Mahl auf Spaziergängen sich an seinen Arm hing, verrieth eines Tages, ohne die Folgen zu ahnen, Angelo's Geheimniß an den Fürsten. Dieser ließ ihn alsbald rufen, stellte ihn zur Rede, und als Angelo nicht laugnete, daß er verheirathet sey, kündigte er ihm die Verbannung aus seinem Hause an, und strich ihn gleichfalls aus seinem Testamente aus, wor-

in er ihm bereits den ganzen, ziemlich kostbaren Schmuck zugedacht hatte, den Angelo, wenn er bey feyerlichen Aufzugen seinen Herrn begleitete, zu tragen pflegte.

Angelo, der so oft für Andere gebethen hatte, sagte nicht ein Wort für sich. Er verließ das Haus des Fürsten, und bezog ein kleines Haus mit einem Garten in einer stillen Vorstadt, das er langst gekauft, und zum Aufenthalte seiner Gemahlinn hatte einrichten lassen. Hier lebte er still und zufrieden im Genusse des häuslichen Glückes mit ihr. Die sorgfaltigste Erziehung seiner einzigen Tochter, der nun ebenfalls verstorbenen Freyinn von Feuchtersleben, die Pflege seines Gartens, der Umgang mit einigen sehr gebildeten vorzüglichen Menschen machten seine Beschäftigung und Erhohlung aus.

Bey nahe zwey Jahre nach Furst Wenzels Tode begegnete sein Neffe und Erbe, Fürst Franz von Lichtenstein, ihm auf der Gasse. Er ließ sogleich halten, und rief Angelo in seinen Wagen; er sagte ihm, daß er vollkommen von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und gesonnen wäre, die Unbilligkeit seines Oheims wieder gut zu machen. Hiermit setzte er Angelo einen jährlichen Gehalt aus, der zugleich nach seinem To-

de die Pension seiner Frau seyn sollte, und bedung sich nur dafür aus, daß Angelo eine Art von Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes des jüngst verstorbenen Fürsten Alois von Lichtenstein, führen sollte.

Angelo kam pünctlich diesem neuen Berufe nach, und besuchte täglich das fürstliche Haus, um über den, seiner Sorge anbefohlenen, Prinzen zu wachen. Der Fürst sah endlich ein, daß der weite Weg in üblem Wetter für Angelo sehr beschwerlich seyn mußte; er trug ihm eine Wohnung in seinem Hause an, und so bezog Angelo zum zweyten Mahle, jetzt aber mit seiner Familie, den fürstlichen Pallast. Er lebte still und eingezogen wie vorher, und nur in dem Umgange einiger Freunde und der Wissenschaften, die er mit Lust und Eifer trieb. Geschichte war sein Lieblingsstudium; sein treffliches Gedächtniß unterstützte ihn hierin, und er wußte von allen merkwürdigen Personen und Begebenheiten Nahmen, Jahrzahl, Geburtsjahr u. s. w. anzugeben.

Seine Frau kränkelte lange; nur die Sorge ihres Gemahls, der die geschicktesten Ärzte zu Hülfe rief, erhielt sie noch einige Jahre. Sie starb, und von diesem Tage an schränkte Ange-

so seinen Haushalt strenge ein, sah keine Freunde mehr zu Tische, trank nur Wasser, und suchte seiner Tochter, deren vollendete Erziehung ganz sein Werk war, hierdurch jetzt ein Beyspiel und vielleicht einst ein kleines Vermögen zu geben.

Er machte später hin noch einige Reisen theils in eigenen, theils in fremden Angelegenheiten. Überall, wo er hinkam, erinnerte man sich der Gefälligkeiten und Wohlthaten, welche er in seinen frühern Jahren diesem oder jenem erwiesen hatte, überall begegnete man ihm mit ausgezeichneter Hochachtung und Liebe. Besonders zeichnete ihn der verstorbene Erzherzog Ferdinand, Gouverneur von Mayland, aus, als er auf einer Reise in diese Stadt kam.

Er genoß bis in sein höchstes Alter einer ununterbrochenen Gesundheit, und man konnte bey nahe keine Spur der Abnahme oder des Alters in seinem Äußerlichen entdecken. Dieß gab zu manchem Mißverständniß und scherzhaften Streite Anlaß, indem es öfters geschah, daß er von Personen, die ihn vor zwanzig oder dreyßig Jahren gesehen hatten, für einen Sohn von sich selbst gehalten und also behandelt wurde.

In seinem siebzigsten Jahre machte endlich ein Schlagfluß seinem Leben auf der Straße ein Ende. Er wurde nach Hause gebracht; aber es war keine Möglichkeit mehr, ihn zu erwecken. Er starb den 21. November 1796, betrauert von allen seinen Freunden, denen sein Andenken noch jetzt heilig ist, und die größten Theils nicht ohne Rührung und Thränen seiner gedenken können. Die Achtung aller Redlichen folgte ihm in's Grab.

Angelo war von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut; seine Züge waren bey Weitem nicht so sehr von unseren Begriffen über Schönheit entfernt, als die Züge der Neger sonst zu seyn pflegen. Eine außerordentliche Gewandtheit in allen körperlichen Übungen gab seiner Haltung und seinen Bewegungen Anmuth und Leichtigkeit. Sein Gedachtniß war vortrefflich; nebst vielen anderen gründlichen Kenntnissen sprach er drey Sprachen, Italiänisch, Französisch und Deutsch, vollkommen geläufig, und las und sprach zur Noth auch Latein, Böhmisch und Englisch. Sein Gemüthscharakter war von Natur nach der Weise seines Vaterlandes aufbrausend und heftig; desto schöner, desto verehrungswürdiger war die stets

gleiche Heiterkeit und Sanftmuth seines Betragens, eine Frucht mühsamer Kämpfe und manches Sieges über sich selbst. Nie entschlüpften ihm, selbst wenn er heftig gereizt wurde, ein unanständiger Ausdruck oder ein Fluch. Er war gottesfürchtig, ohne abergläubisch zu seyn, er beobachtete gewissenhaft alle Vorschriften der Religion, und hielt es nicht unter seiner Würde, seinen Hausgenossen hierin ein Beyspiel zu geben. Sein Wort war ihm unabänderlich heilig, und was er nach reifer Überlegung beschlossen hatte, war durch keine Überredung mehr zu erschüttern. Seine Tracht war immer die vaterländische, eine Art von Türkischer weiter Kleidung, meistens blendend weiß, wodurch die glänzende Schwärze seiner Haut noch vortheilhafter erschien.

Erinnerung an einige merkwürdige Frauen.

1 8 1 0.

Der Verfasser des Aufsatzes »Historischer Frauenspiegel«, in dem Taschenbuche Minerva für 1810, äußert in den letzten Zeilen die Meinung, als wenn in der neuern Zeit die Beyspiele von Frauen, welche sich mit einem über die Mehrheit ihres Geschlechtes erhabenen Sinn in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen ausgezeichnet haben, so selten geworden, und führt aus der ganzen späteren Geschichte nur die Weiber von Weinsberg an. Wenn er unter neuerer Zeit unser letztes Jahrhundert versteht, so glaube ich, wird ihm nicht viel können eingeredet werden. Die Menschheit im Ganzen hat in dieser Epoche an körperlicher und Willenskraft, so wie an innerer Lebensfreudigkeit viel verloren. Der Verlust ist bedeutender, als man vor fünf und zwanzig Jahren zugeben wollte, wo das aufgeklärte

achtzehnte Jahrhundert im stolzen Bewußtseyn seiner Verstandes-Cultur sich glücklich pries, und mit Verachtung auf jene so genannten Zeiten der Rohheit und Barbarey herab sah. Es ist mit diesem Vermögen gar manches verschwunden, was die Welt vor den jetzigen gewaltsamen Krämpfen und Krisen hätte bewahren können; und wenn das ganze Geschlecht an Muth und Kraft sinkt, kann die eine zartere Hälfte sich nicht allein erhalten. Immer wirken beyde unzertrennlich auf einander, sie können nur mit einander fallen und steigen. So sind nun freylich unter verweichlichten Männern auch die kraftigen Frauen selten geworden, und jene Spartanerinn in dem oben erwähnten Aufsatze hatte sehr richtig bemerkt, daß nur jene Weiber werth sind, über ihre Männer zu herrschen, die auch Männer gebären. Wenn er aber unter der Benennung neuere Zeit das Mittelalter und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert mit einbegreift, so würde es, wie ich glaube, nicht schwer seyn, sehr viele hohe und würdige Gestalten aus dem Dunkel desselben hervor treten zu lassen; und selbst in dem letzten Jahrhunderte haben Bedürfniß und Gelegenheit hier und dort manchen kräftigen Keim schon

und wohlthätig entwickelt. Es kommt nur darauf an, ihn mit Liebe und Lust aufzusuchen. Man könnte dem jetzigen Geschlechte daran zeigen, daß Muth, Kraft und höherer Geistesaufschwung sich theils (so wenig man das für möglich hält) sehr wohl mit inniger Anhänglichkeit an geliebte Gegenstände und mit jeder weiblichen Tugend vertragen, theils daß, wo diese Vereinigung durch das Schicksal oder die Eigenthümlichkeit der Person nicht Statt finden konnte, auch Frauen mit Erfolg aus den Verhältnissen ihres Geschlechtes getreten sind, und sich in fremden Sphären rühmlich ausgezeichnet haben.

Bevor aber noch die Frauen der neueren Zeit uns erscheinen, soll eine Frau des Alterthums nicht vergessen werden, die vor vielen der Betrachtung und des Ruhmes würdig ist, und deren in dem Frauenspiegel nicht erwähnt wird, Epponina, die Gemahlinn des Julius Sabinus. Dieser, aus einem edlen Gallischen Geschlechte entsprossen, hatte es versucht, das Joch der Römer abzuwerfen, und ein unabhängiges Reich in seinem Vaterlande zu gründen. Der Ausgang entschied gegen ihn. Nicht alle Gallischen Völker dachten wie sein Stamm; viele trugen ohne Beschwerde die Fes-

seln der damahligen Beherrscher der Welt, und Sabinus Vorhaben scheiterte an der zahmen Treue der Sequaner. Da er alles verloren sah, hatte das Leben nur darum noch einigen Reiz für ihn, weil er es mit einer über alles geliebten Gattinn zuzubringen gehofft hatte. Von ihr zu scheiden war ihm schwerer, als von Reichthum, Herrschaft und Ruhm. Die Liebe gab ihm den Entschluß ein, für die Welt zu sterben, und nur für Epponinen zu leben. Verkleidet begab er sich nach seinem Schlosse Lingones (Langres in Champagne); dort berief er seine Sclaven, gab sich ihnen zu erkennen, eröffnete ihnen sein Vorhaben, sein Leben durch Gift zu enden, und entließ sie alle, bis auf zwey Freygelassene von erprobter Treue. Hierauf stieg er in die unterirdischen Gemächer der Burg hinab, und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen, um der Welt glauben zu machen, daß sein Körper in denselben verzehrt worden sey. Jedermann hielt die geschickt ausgesonnene List für Wahrheit; selbst Epponina wurde durch die Nachricht davon in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Diesen Schmerz konnte er ihr nicht ersparen; denn auch er mußte zur Bestatigung seiner Todesnachricht beytragen. — Endlich sandte er ihr den vertrauten

Freygelassenen Martialis mit dem ersten Zeichen seines Lebens und mit der Bitte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um durch keine Äußerung von Freude den Glauben an seinen Tod zu zerstören. Epponina bezwang sich und ihr Entzücken; sie fuhr fort, die trostlose Witwe zu spielen, die sie kurz vorher noch wirklich war. So zeigte sie sich am Tage vor ihren Bekannten, die Nächte brachte sie, von dem treuen Martialis geleitet, in dem unterirdischen Gewölbe bey ihrem Gemahle zu. In dieser grauenvollen Einsamkeit, von ewiger Nacht umgeben, hielten die Liebe, die Seligkeit, vereinigt zu seyn, das unglückliche Paar für so viele Entbehrungen schadlos. Hier gebar Epponina zwey Söhne, erzog sie mit Sorgfalt, und zeigte sich nur so viel öffentlich, als nothwendig war, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein zweyter Versuch, mit ihrem Gemahle nach Rom zu gehen, wo seine Freunde, denen sie sich anvertraut hatten, für Sabinus Begnadigung sich zu verwenden versprochen, lief fruchtlos ab, und ihr Glück bestand darin, unentdeckt in ihren düstern Aufenthalt zurück kommen zu können. So vergingen neun lange Jahre. Endlich enthüllte ein unglücklicher Zu-

fall das Geheimniß der verborgenen Liebe; — sie wurden ergriffen und nach Rom geführt. Der Zulauf des Volkes, um sie zu sehen, war außerordentlich, das Schicksal der beyden Gatten, ihre Treue, ihre seltsame Verborgenheit erregte allgemeine Theilnahme. Sabinus, erschrocken und gebeugt, flößte bloß Mitleid ein, indeß Epponinens entschlossene Haltung ihr die Achtung Roms erwarb. Sie führte ihre Kinder an der Hand, und warf sich mit ihnen dem Kaiser zu Füßen, um Gnade für ihren Mann zu erflehen. Vespasian schien geruhrt; — dennoch sprach er das Todesurtheil über ihn. Nun ergoß sich Epponina in Verwünschungen gegen den Kaiser, und warf sich selbst ihre Schwäche vor, um Gnade gefleht zu haben. Dieser Trotz reizte ihren mächtigen Feind noch mehr, und er ließ sie mit ihrem Gemahle hinrichten, ohne zu ahnen, daß er ihr vielleicht mit dieser verdoppelten Strenge den liebsten Dienst erwies.

Die dramatische Kunst hat einige berühmte Frauen des Mittelalters zum Gegenstande ihrer Darstellungen gewählt. Die Welt kennt sie in dieser Gestalt, die freylich manchen Zusatz, manche Verschönerung theils erlaubt, theils fordert; aber auch ohne diesen fremden Schmuck wird die

einfache Erzählung dessen, was sie waren und thaten, ihnen die Achtung der Nachwelt sichern.

Werner, der rühmlich bekannte Verfasser der »Söhne des Thales,« hat durch sein letztes Trauerspiel »Wanda, Königinn der Sarmaten« das Andenken dieser hochherzigen Frau in's Gedächtniß der Nachwelt gerufen. Sie herrschte über Pohlen, und war durch ihre Schönheit weit umher berühmt. Diese Reize, oder das Reich, das sie besaß, erregten die Wünsche eines Deutschen Fürsten Ritiger. Er warb um ihre Hand; sie schlug ihn aus, und er kündigte ihr den Krieg an. Entschlossen führte sie ihre Völker ihm entgegen. — Im Angesichte beyder Heere wiederhohlte er seinen Antrag, und sie antwortete ihm, daß sie als eine Königinn nicht die Sclavinn eines Mannes werden könne, der gewiß nicht sie, sondern nur ihre Macht und Herrschaft liebe. Ritigers Völker (vermuthlich weil sie sahen, um welcher Ursache willen sie ihr Blut hätten vergießen sollen) empörten sich hierauf, und er verlor sein Leben in diesem Aufstande. Wanda kehrte triumphirend zurück nach Krakau, — opferte den Göttern, und um ihre Unterthanen vor einem zweyten, um ihretwil-

len angefangenen Kriege zu bewahren — stürzte sie sich in die Weichsel.

Gewiß kennt der größte Theil des Publicums das Schicksal der muthigen Bianca della Porta aus dem Meisterwerke unsers edlen Landsmannes, Herrn Hofraths von Collin. Der Verfasser hat mit eben so viel Klugheit als Zartgefühle manchen grellen Zug der Geschichte verwischt, ohne der Wahrheit des Charakters dieser Frau etwas zu benehmen. Die eigentliche Begebenheit ist folgende: Ezzelino, der größte Gibelline seiner Zeit, nach Friedrich II. Tode ganz mit der Idee eines selbstständigen Königreichs Italien erfüllt, welchem er als König vorstände, dieser von seinem Zeitalter so genannte Sohn der Hölle, hatte den größten Theil der Lombardischen Städte erobert und verheert. Er belagerte jetzt Bassano, das sein Podesta, Battista della Porta, heldenmuthig vertheidigte. Ihm zur Seite stand seine eben so schöne als hochherzige Gemahlinn Bianca, aus der Familie de Rossi. Gewaffnet, wie ein Krieger, erschien sie auf den Wällen, um überall, wo es Noth that, die Ihrigen zu ermuntern. Sie stellte sich an die Spitze der Weiber, und ließ bey einem Sturme, den die Belagerer wagten, Stei-

ne, siedendes Wasser und Feuerbrände auf die Feinde hinab schlaudern; die Weiber warfen sogar, von ihr ermuntert, mehrere derselben von den Leitern hinab. So retteten sie für dieses Mahl die Stadt, bis endlich Verrath den Feinden die Pforte öffnete. Battista kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung bis zum letzten Augenblick an der Spitze der Seinigen, und fiel von vielen Wunden bedeckt. Nun stürzte sich Bianca mit dem Schwerte in der Hand in's Schlachtgewühl, um den Tod ihres Mannes zu rächen oder ihm zu folgen. Sie wurde umringt, gefangen, und vor Ezzelino geführt. Ihre Schönheit entflammte eine wilde Leidenschaft in der Brust des Eroberers. Bald durch Schmeicheleyen, bald durch Drohungen suchte er seine Absichten zu erreichen; sie widerstand ihm entschlossen, ja sie stürzte sich endlich vom Fenster herab, um seinen ferneren Zudringlichkeiten durch den Tod zu entgehen. Dieß muthige Vorhaben mißlang dennoch; — sie blieb nicht todt, sondern wurde nur sehr beschädiget. Der Tyrann befahl, die größte Sorgfalt für sie zu tragen. Sobald sie hergestellt war, erneuerte er seine Bewerbungen; — und als er den Weg der Güte und List gleich unzulänglich fand, führte ihn zuletzt Gewalt an sein verabscheuungs-

würdiges Ziel. In Verzweiflung über ihr Schicksal sann die Unglückliche nun auf nichts als ihren Tod, zu dem man ihr mit erfinderischer Grausamkeit alle Wege zu verschließen suchte. Aber was wäre dem festen Willen unmöglich? Sie stellte sich nun nach und nach ruhiger, und verlangte als eine Begünstigung, ihres Gemahls Leiche, die mit anständiger Pracht bestattet worden war, zu sehen. Man willfahrte ihr. Sie ließ den steinernen Grabdeckel aufheben und unterstützen, um bequemer hinab sehen zu können. Sie trat hin — beugte sich hinab — ersah den günstigen Augenblick, riß die Stütze weg, und zerschmetterte mit dem Gewichte des Steines ihr Haupt. So entging sie den Nachstellungen des Ezzelino und dem Gefühle ihrer Schmach.

Gisela, die Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, wurde durch Staatsrucksichten gezwungen, dem Kaiser Conrad II. ihre Hand zu reichen. — »Er heirathete sie mit Gewalt«, sagt die Chronik; — und diese Ehe — die aus Zwang und Politik geschlossen wurde, wurde durch Gisela's gehaltvollen Charakter eine der glücklichsten. Wie froh ihres Besitzes sich Conrad fühlen mußte, beweist der Verfolg der Geschichte. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs weigerten sich,

diese Ehe als gültig anzuerkennen, entweder weil sie wirklich in dem Grade der Verwandtschaft (Conrad war im fünften Grade mit Gisela befreundet) ein Ärgerniß fanden, das sie nicht durch das Beyspiel des Reichsoberhauptes bestärkt und gerechtfertigt sehen wollten, oder weil sie, was viel wahrscheinlicher ist, dem kräftigen, gefürchteten Manne die Krone wieder entreißen wollten. Indessen mußten sie in diesem Falle doch sehr von seiner Liebe zu seiner Frau überzeugt seyn, weil sie ihm die Alternative vorlegen konnten, entweder seiner Frau oder dem Kaiserthume zu entsagen.

Conrad, dem das eine so schrecklich vorkam als das andere, suchte Zeit zu gewinnen; und endlich siegte die männliche Tugend, das anständige kluge Betragen dieser Frau, so daß nicht allein keine Rede mehr von einer Ehescheidung war, sondern die meisten Fürsten verlangten, sie sollte mit ihrem Gemahle zugleich gekrönt werden, und der Erzbischof von Cölln, der anfangs einer von Conrads Widersachern gewesen war, sich's als eine Ehre ausbath, die Ceremonie verrichten zu dürfen. Von nun an folgte sie als unzertrennliche Gefährtinn ihrem Gemahl überall hin, und leistete ihm durch ihr würde-

volles Benehmen, ihre Klugheit und Kenntnisse wichtigen Beystand in seinen Staatsgeschäften.

Auf einem nicht so erhabenen Standpuncte, mit Tugenden anderer Art geziert, war Katharina von Parthenay, aus dem berühmten Hause der Soubise, die, wie ihr Geschichtschreiber sagt, Heldenmuth mit Weiblichkeit, Schriftstellerey mit Mutterpflichten zu vereinbaren wußte. Ihr erster Gemahl war ein Baron Dupont, dessen Verlust sie, als er in der Bartholomaus-Mordnacht mit so vielen seiner Glaubensgenossen als ein Opfer fanatischer Grausamkeit fiel, in schönen Elegien beweinte. Hierauf gab sie einem Prinzen von Rohan die Hand. Sie beschäftigte sich mit Literatur, schrieb in ihrer Jugend mehrere Lust- und Trauerspiele, die mit Beyfall aufgenommen wurden, und übersetzte in spätern Jahren den Isokrates. Dennoch fand sie bey allen diesen Übungen ihres Geistes vollkommen Zeit, alle ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und drey Kinder, die sie in ihrer zweyten Ehe hatte, vortrefflich zu erziehen. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, zeichnete sich in den Bürgerkriegen unter Ludwig XIII. aus, und erwarb sich allgemeinen Ruhm und Liebe; ihre ältere Tochter Katharina hatte den Muth, den Bewerbungen

des liebenswürdigen Heinrich IV. zu widerstehen, weil sie sich zu gering zu seiner Gemahlinn, und zu edel zu seiner Buhlerinn fühlte. Ihre jüngste Tochter Anna ergab sich, wie ihre Mutter, den Wissenschaften, heirathete nie, und folgte ihr, als sie nach dem Tode ihres Gemahls sich nach Rochelle begab, in diese Stadt. Hier lebten sie beyde der Frömmigkeit und Literatur. Hier hielt die Mutter in einem Alter von 91 Jahren die berühmte Belagerung dieses neueren Numantia aus, und schrieb, obwohl sie durch drey Monathe von Pferdefleisch und täglichen 4 Unzen Brot leben mußte, ihrem Sohne dem Herzoge, der ein Oberhaupt der protestantischen Partey war, er solle sich durch keine Rücksicht auf ihre Lage in seinen Kriegs-Operationen stören lassen. Als sich die Festung endlich ergeben und capituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Capitulation mit eingeschlossen zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Nivot führen.

Hoher Sinn für Freyheit und Volksrechte, Heldenmuth und eheliche Zärtlichkeit, einer Römerinn aus den besseren Zeiten der Republik würdig, zeichneten Marie de Pacheco, die Gemahlinn des Juan de Padilla,

aus, der voll Jugendfeuer, aufstrebenden Heldengeistes und Liebe zu seinem Volke in dem Aufruhre der Spanischen Städte gegen Carl V., als Haupt der Volksparten, nach einem hartnäckigen muthigen Kampfe verwundet in die Hände seiner Feinde fiel, und sein Leben als Rebell auf dem Blutgerüste verlor. Vor seinem Tode schrieb er zwey Briefe, an seine Frau und an Toledo, seine Vaterstadt, jenen voll hoher würdiger Zärtlichkeit, einen schönen Beweis sowohl für seine Liebe als für Mariens hohen Werth, diesen voll stolzer Freudigkeit über seinen Tod, den er als Märterer für die gute Sache zu erleiden glaubte.

Nach seinem Verluste rüstete sich Marie, das angefangene Werk ihres Gemahls fortzusetzen, und so ihm ihre Treue und Liebe besser als durch unthätige Klagen zu beweisen. Sie ging in seine Gesinnungen ein, ließ Toledo befestigen, und bereitete sich, es mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen. Eben so muthig als besonnen wußte sie das Volk für sich und den hinterlassenen Waisen des geliebten Anführers, ihren unmündigen Sohn, zu gewinnen, der Cathedrale eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung des Krieges abzudringen, und durch ein geheimes Einver-

ständniß mit Frankreich Carls Heere in Navarra zu beschäftigen. Als aber dort der Krieg geendet war, kehrte die Armee vor Toledo zurück, und belagerte es mit Nachdruck. Eine Zeit lang ertrug das Volk, von Marien aufgemuntert und angeführt, willig die Drangsalen einer Belagerung. Endlich wußte die Geistlichkeit, der Noth überdrüßig und Marien um jener abgenöthigten Geldhülfe wegen feind, die Bürger gegen sie, als gegen eine Zauberinn, aufzuwiegeln; man zwang sie, die Stadt zu verlassen, und übergab diese dem Feinde. Noch hielt sich Marie durch vier ganze Monathe in der Citadelle; und nur dann, als jeder fernere Widerstand unmöglich war, entfloh sie in Männerkleidern nach Portugall, wo ihre Verwandten lebten.

Mit welchem Nahmen könnte ein Österreichisches Blatt den Reihen der berühmten Frauen, die unerschütterlichen Muth, Entschlossenheit und männliche Tugenden mit allen milderen Eigenschaften des Weibes vereinigten, würdiger schließen, als mit dem Nahmen der unvergeßlichen Kaiserinn Maria Theresia! Sie, der letzte Sprosse eines der ältesten, ehrwürdigsten Fürstenhäuser, trat ohne Heer, ohne gesammelte Schätze, vertrauend auf die Rechtlichkeit der übrigen

Mächte, die durch heilige Verträge ihr unbestreitbares Erbrecht gesichert hatten, die weiten Staaten ihres Vaters nach seinem Tode an. — Da erhob sich von allen Seiten der Krieg, da hofften Raubsucht und niedriger Eigennutz, der beschwornen Verträge nicht achtend, die reiche Beute, die nur zarte weibliche Hände vertheidigten, mit leichter Mühe zu theilen. Ein Feind nach dem andern stand auf, und trug den Krieg bis in das Herz ihres Reiches. Aber Theresia fand in sich, in ihrem Geiste, ihrer Entschlossenheit die Mittel, ihnen Allen zu widerstehen. Nur von dem fernen England unterstützt, das nicht kräftig genug für sie wirken konnte, both sie ihnen allein die Stirn, und erhielt sich nicht nur im Besitze beynahe aller ihrer angeerbten Staaten, sondern sie brachte sie während ihrer langen Regierung zu einem Flor und Wohlstande, den sie weder vorher jemahls hatten, noch späterhin, durch die Stürme der Zeit gestört, wieder erreichen konnten.

Und ihre Jugend hatte die Liebe im eigentlichsten Sinne verschönert. Nicht, wie sonst bey Fürstentöchtern, war ihre Ehe das Werk der Staatskunst, und ihr glückliches Gelingen ein Werk des Zufalls. Nein! Was sonst nur das Loos des

Mittelstandes ist, wo die Befriedigung der edleren Triebe fur den Mangel glänzender Glücksgaben entschadiget, ward ihr, der Erbinn einer der ersten Thronen, zu Theil. Eine heiße treue Liebe verband sie mit dem schönen und liebenswürdigen Herzoge Franz von Lothringen, der mit seinem Bruder an ihres Vaters Carl VI. Hofe erzogen wurde. Heimliche Zusammenkunfte, ein zärtlicher Briefwechsel verbreiteten lebhaftere Reize über die Jahre ihrer Jugend, und die schönste Frau, die reichste Erbinn ihrer Zeit, bewahrte die erste reine Flamme, die ihre jugendliche Brust entzündet hatte, treu bis zum Tode des Einziggeliebten, des Vaters ihrer vielen Kinder, gegen welche sie ihre Mutterpflichten in allem Umfange, den ihre Staatsgeschafte erlaubten, erfüllte. Nie konnte ein anderer Mann sich rühmen, ihre Gunst besessen zu haben, und bey ungeheuchelter wahrer Frömmigkeit, bey jenen weiblichen Tugenden, die jedes Privatverhältniß geschmückt haben würden, beglückten ihre Herrschereigenschaften ein weites Reich durch die vierzig schönsten Jahre desselben.

Nicht immer indeß war es den Frauen von ausgezeichneten Talenten oder seltener Geisteskraft möglich, zugleich auch in der Sphäre der Weiblichkeit zu bleiben, und so die Tugenden ihres Geschlechtes mit männlicher Ausbildung zu vereinigen. Zuweilen hinderte das Schicksal diese Vereinigung, zuweilen lag sie gar nicht im Charakter und Ideengange des Individuums. — Darum bleiben diese nicht minder merkwürdig, und verdienen in ihrer Art eben sowohl unsere Bewunderung oder Achtung, nur daß diese nie so ganz und so rein seyn kann, wie bey jenen.

Johanna d'Arc, das Madchen von Orleans, möge diese Reihe beginnen. Aus der Geschichte sowohl als aus des unsterblichen Schillers Trauerspiel ist ihr Nahme, ihr Schicksal der Welt bekannt. Ob sie wirklich sich fur eine Gottbegeisterte gehalten, ob sie von den Grafen Dünois und Baudricourt zu ihrer Rolle unterrichtet worden, wer kann nach so manchem verflossenen Jahrhunderte darüber entscheiden? Aber nimmermehr werden weder Shakespeare's patriotisch-parteyliche Darstellung, als der die Überwinderinn seiner Landsleute nur im gehässigen Lichte sah, noch Voltaire's Herabwürdigung eines hohen kräftigen Charakters jemanden,

der nicht ganz vom Zeitgeiste durchkältet ist, überreden, sie nicht für ein starkmüthiges, entschlossenes, geistvolles Weib zu erkennen, von der edelsten Liebe für ihr Vaterland beseelt, ein Beyspiel und eine Beschämung gar vieler Männer ihrer und — — unserer Zeit.

Ihr gegen über stehe Agnes Sorel, von ihrem Zeitalter vor Allen die Schöne genannt — Carls VII. Geliebte, Johannens Zeitgenossinn, Landsmänninn, vielleicht auch Freundinn; denn sie hatten beyde einerley Zweck, Carln aus seinem unrühmlichen Schlummer zu wecken, und ihr Vaterland von dem Joche des Fremdlings zu befreyen. Was Johanna auf dem gewaltigen Wege der Waffen, das versuchte Agnes auf dem der Liebe und der Überredung. Sie war es, die den in Weichlichkeit und Furcht versunkenen König zum tapferen Widerstande aufmahnte, die ihn vor einer schimpflichen Flucht über die Loire durch die Drohung, ihn zu verlassen, abhielt, die ihre Güter in der Provence verpfändete, um ihm Mittel zum Kriege zu verschaffen, und die — was die größte Bürgschaft für den Gehalt ihres Charakters gibt, — die Freundinn seiner rechtmäßigen Gemahlinn war.

Ganz in einer anderen Sphäre, aber nicht minder berühmt ist Helouise, mit ihr von einem Lande erzeugt. Gebildet wie wenige Männer ihres Zeitalters, voll gelehrter Kenntnisse, doch dabey unendlich liebenswürdig und durch ihre Schönheit sowohl als ihre Wissenschaft berühmt, lenkten Umgang, persönliches Verdienst und die Stimme des Ruhms die ersten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens auf den schönen und gelehrten Abälard, der ihr Lehrer in den hohen Wissenschaften war, und, bald von den Reizen seiner schönen Schülerinn bezaubert, Lieder zu ihrem Preise dichtete und zur Laute sang, die, in ganz Frankreich nachgesungen, Helouisens Nahmen und Reiz, mit Abälards Ruhm verbunden, durch ihr horchendes Vaterland trugen. Helouise schwebte in höhere Regionen des Ruhms und der Liebe — sie beyde das erste, schönste Paar in Frankreich, Er von allen gelehrten Männern seiner Zeit theils bewundert, theils beneidet, — Sie durch ihn und sich selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Unmöglich konnte sie sich entschließen, diesen Mann, dessen Bild die Liebe mit himmlischem Glanz in ihrer Seele verklärte, zu den einengenden Bedürfnissen, zu der geistlähmen-

den Alltäglichkeit des Hausstandes herab zu ziehen. Sie war es, die seinen Antrag, sie zu heirathen, standhaft ausschlug, und vorzog, ihn, ohne sich, auf der glänzenden Bahn des öffentlichen Ruhms fortschreiten zu lassen. Sie liebte nur ihn, seinen Geist, seine Ehre, und als ein schreckliches Schicksal diese schimmernde Hoffnung in ihrer vollsten Blüthe zerstörte, als Abälard davon niedergeschmettert, vernichtet, in einem verzweiflungsvollen Entschlusse fur sich und sie eine feindselige Beruhigung fand — als er sie zwang, die Welt zu verlassen, in der Er nicht mehr glänzen konnte, — da folgte sie standhaft, obgleich nicht ohne inneren Kampf, seinem Wunsche, der dem liebendem Weibe Befehl war, entsagte, in einem Alter, wo Schönheit und Ruhm ihr ein genußreiches Leben sicherten, allen Freuden desselben, und begab sich in klösterliche Mauern. Auch hier noch lebte das Andenken des Jugendgeliebten in seiner ersten Klarheit und Reine immer fort in ihrer Seele. In dem grämlichen, zanksüchtigen, eigensinnigen Manne liebte sie noch den schönen, glänzenden, bewunderten Jüngling der vergangenen Jahre. Ihre Briefe an ihn, die theils gelehrte Erörterungen, theils weise und zweckmäßige Einrich-

tungen für das Kloster, dem sie als Abtissinn vorstand, betreffen, sind voll von Zügen ihrer unauslöschlichen Liebe zu ihm. Oft milderte ihr weicher Sinn die Schärfe und Bitterkeit seiner Ansichten, oft verbesserte ihr richtiges Gefühl seine leidenschaftliche Hitze. So dauerte ihr Verhältniß bis an seinen Tod, den sie um 21 Jahre überlebte. Sie starb in einem beträchtlichen Alter, geachtet und geliebt von ihren Untergebenen und der Welt, die, ungeachtet ihrer sonderbaren Denkart über weibliche und häusliche Verhältnisse, der inneren Würde ihres Charakters seit sieben Jahrhunderten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beyspielloses Unglück erwecket in festen Gemüthern oft beyspiellosen Muth, und steigert die innere Kraft des Gemüthes zu einer bewundernswürdigen Höhe. So zeigte sich Johanna von Neapel, die Enkelinn Robert des Weisen von Anjou. Nach ihres Vaters Tode, der sie als eine unmündige Waise verließ, verlobte sie ihr Großvater mit Andreas, Prinzen von Ungarn, der ebenfalls aus dem Hause Anjou abstammte. Die Gemüthsart dieses Prinzen ließ ihn bald diesen Schritt bereuen; aber es war zu spät, und ihm nichts übrig, als bey sei-

nem Tode Johannen zur alleinigen Erbinn seiner Staaten einzusetzen, ohne ihrem Gemahl irgend einige Macht einzuräumen.

Johanna war jung, schön, belesen, gebildet; — ihr Loos an der Seite eines rohen Mannes, der keinen ihrer Vorzüge zu schätzen wußte, mußte daher sehr traurig seyn. Indeß gerieth Andreas auf den Einfall, sich zum Könige von Neapel krönen zu lassen, und bewirkte es auch durch seine Unterhändler am Römischen Hofe. Das empörte die Neapolitanischen Großen, und sie sannen darauf, sich den verhaßten Fremdling vom Halse zu schaffen. Der Mordanschlag wurde ausgeführt, Johanna sah sich von einem unerträglichen Manne befreyt; aber sein Tod, statt ihr Lebensglück zu sichern, war eine neue Quelle anhaltender Unglücksfälle. Die Welt, die ihr Verhältniß gekannt hatte, hielt sie für mitschuldig an seinem Tode, so strenge Untersuchungen sie auch über seine Mörder hatte ergehen lassen, und Ludwig, König von Ungarn, des Ermordeten Bruder, kam mit einem Kriegsheere, das Blut seines Bruders zu rächen. Johanna entfloh nach der Provence, indem sie ihren Sohn Charobert in den Händen ihrer Großen zurück ließ, denen sie rieth, sich dem Kö-

nige lieber nicht zu widersetzen, um das Land nicht größeren Übeln bloß zu stellen. Ludwig zog in Neapel ein, Alles wich zitternd vor ihm; er bestrafte alle jene auf's grausamste, die an dem Tode des Andreas Antheil gehabt hatten, und richtete das Reich nach seinem Willen ein. Unterdessen hatte Johanna vom Papste die Lossprechung von allem Verdacht an dem Mord ihres Gemahls erhalten; sie kehrte zurück. Alles eilte zu ihren Fahnen; Ludwig mußte ihre Ansprüche anerkennen. Er verließ Neapel, aber nahm ihren Sohn Charobert, seinen Neffen, mit sich, der in dem ungewohnten Klima bald darauf starb. Sie vermählte sich noch zwey Mahl, mit Ludwig von Tarent und Jacob von Majorca. Beyde starben bald nach einander. Nun beherrschte sie allein das ganze Reich, und brachte es durch ihre weisen Maßregeln auf einen solchen Grad von Blüthe, Ruhe und Reichthum, daß ihre Regierung als ein goldenes Zeitalter in den Jahrbüchern Neapels gepriesen wird. Besonders erfreuten sich Künste und Wissenschaften der Unterstützung dieser gelehrten und verständigen Fürstinn. Um das Reich nicht der Gefahr eines Successions-Krieges auszusetzen, nahm sie den Prinzen Carl Durazzo an Sohnes

Statt an. Als sie aber kurze Zeit darauf sich zum vierten Mahl mit Otto von Braunschweig vermahlte, furchtete er, seine Hoffnung auf den Thron vernichtet zu sehen, und benutzte den Zwiespalt einer doppelten Papstwahl, um Johannen von dem einen derselben, den sie nicht als Oberhaupt der Kirche erkennen wollte, in den Bann thun, ihrer Lander berauben, und diese sich zusprechen zu lassen. Das Volk, erschrocken uber diesen Fluch, verließ Johannen; und sie sah sich beynahe ohne Hulfe. Ihr Gemahl sammelte die wenigen Getreuen, die ihr noch anhingen, und sie sandte nach Frankreich um Unterstutzung, indem sie zugleich den Bruder des Königs Ludwig von Anjou an Durazzo's Stelle fur ihren Nachfolger erklarte. Unterdessen vereinigte sich das Volk um Durazzo's Fahnen, und die Königinn ward in ihrem Schlosse belagert. Mit Sehnsucht erwartete man die Französische Flotte: — das Schloß konnte sich nicht mehr halten. Endlich, da auch ihres Gemahls letzter Versuch, es zu entsetzen, mißlang, ließ sie die Thore öffnen. In dem Augenblicke erschien die Flotte. Durazzo, von dieser unerwarteten Hulfe erschreckt, suchte Johannens gerechten Zorn durch scheinbare Unterwurfigkeit zu entwaffnen:

aber sie, klüger als er, forderte bloß ein Gespräch mit den Anführern der Flotte und freyes Geleit für sie. Sie kamen; Johanna erklärte ihnen noch ein Mahl ihren festen Willen, daß Ludwig von Anjou ihr Nachfolger werden, und daß sie sich nie dem Durazzo unterwerfen sollen. Sie selbst blieb in seiner Gewalt zurück, der, nun erbittert durch diesen letzten Schritt, sie wie eine gemeine Gefangene behandeln, und endlich auf Verlangen ihres alten Feindes, des Königs von Ungarn, ermorden ließ.

Ein Gegenstück zu Johannens Loos biethet das Schicksal der durch ihre Schönheit und ihr Unglück gleich berühmten Maria Stuart dar. Jedermann kennt ihre Geschichte. An dem glänzenden üppigen Hofe von Frankreich erzogen, schön, lebhaft, voll Talente, ausgebildet wie wenige ihres Geschlechtes, (sie redete mehrere Sprachen, spielte die Laute, sang und dichtete so gar —) fühlte sie sich bestimmt, das Leben, das sie so lieblich, so fröhlich ansprach, auch recht fröhlich zu genießen. Ihr Herz hatte Rechte, und behauptete sie. Darüber wurde nun freylich oft die Stimme der Klugheit, ja der Vernunft überhört; aber es ist auch eben so gewiß, daß Mißgunst, fremde Herrschsucht, Über-

muth des lange ungebändigten Schottischen Adels, und vor allem Religions-Haß und Secten-Geist, dieser jungen, in den kalten Tiefen der Politik noch nicht erfahrnen Fürstinn Hindernisse und Gefahren in den Weg legten, die zu beseitigen eine Klugheit, Besonnenheit und Geisteskraft nöthig waren, wie sie nur wenig Fürsten, ja überhaupt nur wenig Menschen in ihrer Lage gehabt haben würden. Von dem Verdachte eines Antheils an dem Morde ihres Gemahls, Heinrich Darnley, haben die Untersuchungen der neueren Geschichtforscher sie losgesprochen; indessen haben jene Eigenschaften, die sie oft unendlich liebenswürdig machten, sie doch auch zu Handlungen hingerissen, die ihr weder als Königinn noch als Weib geziemten, und die durchaus weder vor dem Richterstuhle der Klugheit noch der Tugend gerechtfertiget werden konnen, z. B. ihre Ehe mit Bothwell, den die ganze Welt fur den Mörder Darnley's und ihren Mitschuldigen hielt. Unendlich wahr und richtig hat Schiller in dem Trauerspiele, das ihren Nahmen trägt, ihren Charakter, in der Scene mit Kennedy im ersten Act, in dem Tone, den Mortimer sich gegen sie erlaubt, in dem Monolog im Garten, endlich in der Liebe ihrer Leute und in Melvil's

schwärmerischer Ergebenheit gegen seine unglückliche Gebietherinn dargestellt. So muß Maria gewesen seyn, um so gehandelt zu haben. Nur ein warmes treues Gemuth wird so treu und warm von denen, die es zunachst umgeben, geliebt. Nur ein großes Herz, erhaben über die engen Maßregeln gewöhnlicher Klugheit, ist fähig, den Gedanken zu fassen, sich in der höchsten Bedrängniß in die Arme der erklarten Feindinn zu werfen; denn nur ein großes Herz, das sich selber fühlt, traut auch Anderen die Größe zu, eine solche Lage nicht zu mißbrauchen, und das Unglück, das edle Zutrauen auch an einem verhaßten Gegenstand zu ehren.

Welche Folgen dieser Schritt hatte, ist bekannt. Auf eine höchst widerrechtliche Weise bemachtigte Elisabeth sich der Person ihrer Gegnerinn, hielt sie als eine Gefangene, zog sie vor ein gänzlich unbefugtes Gericht, und behandelte sie überhaupt nicht als eine freye selbstständige Königinn, sondern als ihre Untergebene, von deren Handlungen sie Rechenschaft zu fordern berechtiget sey. Die Versuche, welche Maria während einer neunzehnjährigen, mitunter sehr harten Gefangenschaft zu ihrer Befreyung machte, konnten nur das immer rege Mißtrauen

und die schlaue Politik ihrer Feindinn, welche sich jedes Mittel zu ihrem Zwecke erlaubt hielt, als staatsgefährlich und hochverrätherisch ansehen, oder wenigstens der Welt in diesem Gesichtspuncte zeigen. Als jede Hoffnung verloren und Maria von der Gewißheit ihres Unterganges überzeugt war, ergab sie sich mit Fassung in ihr Schicksal, und ging dem Tode mit eben der Würde entgegen, mit welcher sie ihr langes Unglück ertragen hatte. Wenn auch der Gedanke, als eine Marterinn für ihren Glauben zu sterben, einige Exaltation in die Stimmung ihrer letzten Augenblicke bringen mochte, so beweisen doch die Ruhe und Heiterkeit, womit sie starb, für die Güte ihres Bewußtseyns, das unmöglich mit einer schweren Schuld belastet gewesen seyn kann.

Ganz in jedem Stücke das Gegentheil von diesem Charakter war der ihrer Nebenbuhlerinn Elisabeth. In der harten Schule des Unglücks erzogen, bewies sich an ihr, was nur zu oft der Fall ist, daß Unglück nur ein mildes Gemüth noch milder, ein festes, sprödes hingegen noch schärfer und härter macht. Was indessen ihr Gefühl an Weichheit verlor, gewann ihr Geist an Festigkeit, Klarheit und Umfang von Kenntnissen. Sie benutzte die Einsamkeit des Towers zu

ihrer Ausbildung, und stieg aus dem Kerker auf den Thron. Wenn bey Maria nur zu oft das Gefühl die Oberhand über den Verstand erhielt, so wußte Elisabeth jede Regung ihres Herzens dem Ausspruche der Klugheit und Besonnenheit zu unterwerfen; man kann sagen, daß in Maria das Weib über die Königinn, bey Elisabeth hingegen die Königinn über das Weib herrschte. Dennoch war sie nichts weniger als frey von den Schwächen ihres Geschlechtes. Eitel auf ihre Gestalt, bis zum kleinlichen Neid auf ihre reizendere Nebenbuhlerinn, eingebildet auf Vorzüge und Talente, die nur das Weib des Mittelstandes zieren, und bey einer Herrscherinn nicht in Betracht kommen, hatte sie die Fehler der Weiblichkeit, ohne die Liebenswürdigkeit derselben zu besitzen, die Marien so unwiderstehlich machte. Selbst in die zärtlichen Gefühle ihres Herzens mischte sich Herrscherlaune und Stolz, und es scheint, sie glaubte in der Liebe eben so unumschränkt befehlen zu können, als im Cabinette. — Dieß beweiset ihr Verhältniß zu Leicester und Essex, wovon sie den ersten — wenigstens dem Scheine nach — zu Mariens Gemahl bestimmt hatte. So viele Gerechtigkeit man ihren Fürstentugenden widerfahren lassen muß, wodurch

sie ihr Reich nach langen inneren Zerrüttungen zu jenem Grade von Blüthe und Kraft empor hob, die der Grund seiner jetzigen Macht ist, so wenig scheint sie als Frau liebenswürdig gewesen zu seyn. Das mag sie wohl selbst gefühlt haben; und vielleicht entstand gerade aus diesem Selbstbewußtseyn der brennende Haß gegen eine Nebenbuhlerinn, die ihr so nahe stand, daß niemand sich der Vergleichung erwehren konnte, und die alle jene Eigenschaften in hohem Grade besaß, welche Elisabethen fehlten. Nur zu oft bemerkt man selbst an ausgezeichneten Geistern ein unseliges Verlangen, sich gerade in jenen Fächern zu zeigen, wozu die Natur ihnen Geschick und Anlage strenge versagt hat. — So wollte Elisabeth, die eine große Regentinn war, auch eine liebenswürdige Frau seyn; und dieses Streben verleitete sie zu so manchen Fehltritten, und war vielleicht mehr Schuld an Mariens Tode, als die politischen und religiösen Rücksichten, die den Deckmantel zu jener entsetzlichen That leihen mußten.

Auch das Ende dieser Königinn ist charakteristisch. In einem sehr vorgerückten Alter (sie war über 60 Jahre alt) war ihr Verhältniß zu dem 34jährigen Grafen von Essex so sonder

bar, daß man einerseits nicht zweifeln kann, es haben noch Regungen von zärtlicher Art in ihrer Brust gelebt, und auf der andern die Mischung von Stolz, Laune und Härte unbegreiflich ist, womit sie diesen geliebten Günstling behandeln, und endlich — er war allerdings des Hochverrathes schuldig — zum Tode verdammen konnte. Essex hatte von ihr in schönern Zeiten einen Ring empfangen, von dem sie ihm erlaubte, in der dringendsten Noth Gebrauch zu machen. Nie, während aller seiner Verfolgungen und langen Leiden, hatte er diese Begünstigung genutzt. Als aber sein Todesurtheil unterschrieben war, übergab er dieses Pfand der königlichen Freundschaft einer Dame, mit der Bitte, es der Königinn einzuhändigen. Elisabeth hatte diesen Schritt erwartet; die Dame, deren Gemahl ein unversöhnlicher Feind des unglücklichen Essex war — behielt den Ring. Elisabeth deutete das Nichtzurückstellen des Kleinods als unverzeihliche Halsstarrigkeit, und Essex wurde hingerichtet. Zwey Jahre nach seinem Tode gestand jene Dame der Königinn auf ihrem Todbette ihr Vergehen, die Unterschlagung des Ringes. Elisabeth wüthete, nur mit Mühe hielt man sie ab, die Sterbende nicht zu mißhandeln;

— aber von diesem Augenblicke an war ihr Innerstes zerstört. Ohne Speise und Trank, ohne auf Trost oder Bitten der Ihrigen zu hören, lag sie zehn Tage und Nächte angekleidet auf der Erde, nur auf einen Fußteppich und etliche Kissen gebettet, immer schweigend, den Finger im Munde, die Augen auf den Boden geheftet; und so verschied sie endlich — eben so seltsam und bedeutend, als es die meisten Züge ihres Charakters gewesen waren.

Zu nahe an unserer Zeit steht Katharina II. von Rußland, als daß bey so vielen dunkeln Stellen ihres Charakters und ihrer Geschichte sich die Mitwelt ein freymüthiges und ganz unbefangenes Urtheil erlauben könnte. Ob die Ermordung ihres Gemahls wirklich nur Nothwehr war und Abhaltung des gleichen Schicksals, das ihr von ihm zugedacht gewesen, ob die Beseitigung des unglücklichen Ivans, dessen Mörder auf dem Blutgerüste sterben mußte, nicht ihr Befehl, oder ob es eine Maßregel der Politik war, um das Reich vielleicht vor dem Unglück eines Burgerkrieges zu bewahren, — wer wagt es jetzt schon, daruber abzusprechen? Viele, die sie näher gekannt haben, haben Bewunderung und Achtung für sie geäußert.

Sie war Regentinn im wahren Sinne des Wortes. Stets nur für die Aufnahme ihres Staats besorgt, und diese Aufnahme auf den sichersten klugsten Wegen bezweckend, hat sie das Werk des großen Peter mit eben so viel Weisheit als Standhaftigkeit durchgeführt, sie hat für die Ausbildung und Cultur ihres Volkes auf's zweckmäßigste gesorgt, sie hat Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche unterstützt und verbreitet, im Auslande geehrt und ausgezeichnet; ja es existiren sogar einige dramatische Werke, welche sie zur Verfasserinn gehabt haben sollen. So mittelmäßig ihr ästhetischer Werth ist, so erhalten sie ihre Merkwürdigkeit und ihr Interesse von dem Umstande, daß eine Fürstinn, die ihre Pflichten als solche so genau und so wirksam befolgte, noch Muße und Stimmung hatte, um sich mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. Von ihren Verhältnissen zu ihren Lieblingen sollen diese Blätter ganz schweigen. Die Welt kennt sie ohne dieß; — und so ist die Erwähnung wie das Urtheil darüber überflüssig. Katharina war dessen ungeachtet eine der größten Regentinnen ihrer und der vergangeren Zeit; sie hat ihr Reich zu der Größe und Bedeutenheit gebracht, auf der wir es jetzt noch sehen,

sie hat ihm die große, die entscheidende Stimme in den Verhandlungen der Europäischen Mächte verschafft, deren es sich jetzt noch erfreut, und so ist sie, nebst unserer edeln großen Theresia, die zweyte höchst merkwürdige Frau, welche sogar das achtzehnte, sonst ziemlich verweichlichte Jahrhundert hervor brachte.

Ohne Zweifel würde sich dieses Verzeichniß noch sehr vergrößern lassen; und besonders müßten sich in der Geschichte der Französischen Revolution, wo, wie in allen großen Krisen der Menschheit, gewaltige Schicksale auch gewaltige Menschen hervor riefen und bildeten, viele Beyspiele weiblichen Heldenmuthes und hoher Kraft und Treue auffinden lassen. Es wäre gewiß eine belohnende Arbeit, sie hervor zu suchen, und so aus jenem Chaos von Blut, Schrecken und Grausamkeiten die einzelnen schönen Keime der Menschheit, die sich in ihm entfalteten, der Vergessenheit zu entziehen, damit, wenn einst die Nachwelt sich schaudernd von dem Gemählde unserer Tage wendet, jene sanften guten Geister ihr erscheinen, und sie wieder mit uns versöhnen mögen.

Nicht ausgezeichnete Talente oder Herrscher-eigenschaften, aber eine Liebenswürdigkeit, welche die Quelle ihres Unglückes war, indem sie die zartesten Empfindungen ihrer Herzen in harten Kampf mit kalter eiserner Politik brachte, hat mehrere Frauen der Vorwelt ausgezeichnet, und sie unserem Andenken theuer gemacht. Es sind solche, die, im niedrigen oder Mittelstande geboren, durch ihre Reize und Tugenden die Liebe von Fürsten erwarben, und größten Theils ein Opfer ihrer Mißverhältnisse wurden. Unter ihnen ist Philippine Welserinn, die Gemahlinn Erzherzogs Ferdinand von Österreich (Kaiser Ferdinand I. zweytgebornen Sohns) vielleicht die einzige, welche das Glück genoß, mit dem Manne ihrer Liebe dreyßig Jahre in einer ruhigen Ehe zu leben, und ihre Söhne zwar nicht mit dem erzherzoglichen Titel beehrt, aber doch als Fürsten in bedeutenden Ämtern und Würden zu sehen. Sie war die Tochter eines Augsburgischen Patriciers, von uraltem Geschlechte, dennoch nicht alt und nicht mächtig genug, um eines Erzherzogs von Österreich vom Lande und der Welt anerkannte ebenbürtige Gemahlinn zu seyn. Vielleicht lag ihr günstigeres Schicksal in dem Umstande, daß ihr Gemahl

nicht zum Erben der Österreichischen Staaten bestimmt, sondern nur Regent von Tyrol war, indeß sein älterer Bruder Maximilian die Kronen seines Vaters und des Deutschen Reiches trug. Da verschwand das Mißverhältniß im Schatten eines untergeordneten Ranges, und die Kinder, die kein angebornes Recht auf Kronen besitzen konnten, hatten auch keine zu erben. Vielleicht aber bewahrte sie der milde Genius des Österreichischen Hauses vor einem blutigen Schicksale, das sie, jener Umstände ungeachtet, in einem andern getroffen haben würde, dieses Hauses, das in einer langen Reihe von Jahrhunderten, bey so gewaltiger Kraft und Herrschaft, bey so mannigfachen Schicksalen der Männer und Frauen desselben wohl unzählige Beyspiele von inniger treuer Gatten- Ältern- Bruderliebe — nicht viele von Zwistigkeiten unter nahen Verwandten — gar keinen von jenen empörenden oder blutigen Auftritten zeigt, die die Geschichten anderer Dynastien beflecken, und dem Dichter häufigen tragischen Stoff geben, den er in der Geschlechtsfolge des Österreichisch-Habsburgischen Hauses vergebens suchen würde.

So bearbeitet und dargestellt, ist das unglückliche Geschick der Inez de Castro, so wie der Agnes Bernauerinn, der Welt nur zu bekannt. Diese letztere, eine Baderstochter von Augsburg, gewann durch ihre Schönheit oder Tugend die Liebe Albrechts von Baiern-München, Herzogs Ernst Sohn. Mehrere Monathe widerstand sie entschlossen seinen Bewerbungen, und wurde endlich, nur als rechtmäßige Gemahlinn, sein. Er führte sie auf seine Feste Vohburg, und dachte, dort ein stilles glückliches Leben mit ihr zuzubringen; aber ein Befehl seines Vaters entboth ihn zu einem Turnier, und dort ließ er ihn, als einen, der der Ehre des ritterlichen Kampfes, um seiner Verbindung mit einer gemeinen Dirne wegen, unwürdig wäre, vor dem ganzen Baierischen Adel schimpflich von den Schranken weisen.

Diese Erniedrigung empörte Albrechts Herz, und da man ihm zu gleicher Zeit befahl, Agnesen zu entsagen, rüstete er sich zum öffentlichen Kampfe gegen seinen Vater. Da riethen seines Vaters Vertraute diesem, den Weg der List und Güte zu versuchen. Es ward eine Gesandtschaft nach Vohburg geschickt, Herzogen Albrecht zum gütlichen Gespräche mit seinem Vater einzula-

den; und als des Sohnes Herz dieser Aufforderung nicht widerstand, und er mit den Rittern nach München zu seinem Vater zog, bemächtigte man sich in seiner Abwesenheit der unglücklichen Agnes, und stürzte sie in Straubing von der Brücke in die Donau.

Ungefähr ein ähnliches Schicksal hatte Inez de Castro. Don Pedro, Infant von Portugall, Alphons des Kühnen Sohn, hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn Constantia, mit der er mehrere Kinder und auch einen künftigen Thronerben, Ferdinand, erzeugt hatte, die schöne Inez aus dem edlen, mit dem königlichen Stamme verwandten Hause Castro geliebt, und, da er seines Vaters Einwilligung zu dieser zweyten Heirath nicht zu erlangen hoffte, sich heimlich, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten, vermählt, ja selbst des Papstes Erlaubniß dazu angesucht, der sie ihm auch in einer eigenen Bulle ertheilte, vermuthlich weil Inez mit dem Infanten verwandt war. Still und verborgen lebte Inez in dem Claren-Kloster zu Coimbra, glücklich durch die Liebe ihres Gatten und durch vier Kinder, die nach und nach die Seligkeit ihrer Verbindung erhöhten. Da fing endlich der König, oder vielmehr des Königs Günstlin-

ge, welche furchteten, daß nach des Vaters Tode die Familie der Inez in der Gnade des Thronfolgers höher stehen und sie verdrangen möchte, an, Verdacht zu schöpfen, und diese Verbindung, die man zuerst nur für eine fluchtige Liebe hielt, für gefährlich anzusehen. Man suchte den alten König zu überreden, daß, wenn der Infant wirklich mit Inez verheirathet sey, ihre Kinder einst denen von seiner ersten Gemahlinn Eintrag thun könnten. — Alphons ging in die Ansicht seiner Gunstlinge ein, und stellte seinen Sohn zur Rede, indem er ihn fragte, ob er wirklich mit Inez vermahlt sey, und, wenn er es nicht wäre, ihm geboth, ihr zu entsagen. Der Infant wagte weder das Erste zu gestehen, noch konnte er das Letzte versprechen; da entschloß sich der König, die gefurchtete Schnur heimlich ermorden zu lassen. Don Pedro's Mutter und der Erzbischof von Braga warnten den Prinzen. — Unmöglich konnte dieser seinen Vater eines so grausamen Entschlusses fahig halten, und achtete ihrer Warnungen nicht. Als der König ihn eines Tages auf der Jagd beschaftigt wußte, eilte er mit seinen Vertrauten in's Claren-Kloster, mit dem Vorsatz, Inez zu ermorden. Die Unglückliche warf sich mit ihren Kindern dem har

ren Vater zu Füßen; ihre Thranen, ihre Reize entwaffneten für einen Augenblick seinen Zorn — er konnte sich nicht entschließen, sie zu tödten. Aber so wie er das Kloster verlassen hatte, und ihr Bild ihm nicht mehr vor Augen schwebte, ließ er die blutige That durch seine Getreuen, Alvaro, Coelho und Pacheco, vollziehen.

Nur die kluge Vermittelung der Königinn und des Erzbischofs verhinderten den Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem tiefgekränkten Sohn und dem grausamen Vater. — Die Mörder der Inez flüchteten sich vor der Rache des Prinzen nach Castilien. Als dieser aber zwey Jahre darauf nach Alphonsens Tode den Thron bestieg, erhielt er durch einen Gegendienst ihre Auslieferung von dem Könige von Castilien, und sie mußten dem Schatten seiner geliebten Gemahlinn zum Suhnopfer fallen. Hierauf ließ er ihre Leiche unter einer feyerlichen Begleitung aus dem Claren-Kloster, wo sie beygesetzt war, abhohlen, und, mit königlichen Kleidern bedeckt, auf den Thron setzen. In Gegenwart vieler Großen wurden die Acten seiner gesetzmäßigen Vermählung mit der Verstorbenen, die päpstliche Bulle, und alle Zeugnisse, die sie als wirkliche Gemahlinn des Infanten, und also als jetzige Königinn von

Portugall erklarten, abgelesen. — Die Anwesenden mußten die Schleppe der Entseelten als ihrer Landesfürstinn küssen; — dann wurde die Leiche wieder unter eben so viel Feyerlichkeiten, von vielen tausend Menschen, die Fackeln trugen, begleitet, nach Alcobaza getragen, und dort in einem prächtigen Grabmahle von weißem Marmor zur Ruhe gebracht, auf dem ihr Bild, mit einer königlichen Krone geziert, die Liebe ihres unglücklichen Gemahls, womit er sie noch im Tode ehren wollte, bezeugte.

Immer war es der edelste Beruf der Frauen, die wilde Kraft des Mannes durch Sanftmuth zu bezwingen, und den rohen Jäger und Krieger in die schöne Bahn häuslicher Tugend und geselliger, milder, veredelter Sitte zu leiten. Daher daß die Geschichte so vieler Frauen erwähnt, welche ihre heidnischen Gatten zur christlichen Religion bereder haben, zu dieser Religion, der wir vorzugsweise in Europa die Civilisation der rohen Völker verdanken, welche auf den Trümmern des Römischen Staates von allen Seiten uber die erschrockene Welt herein brachen. So war Chlotilde, die den Frank-

schen Chlodwig und sein Volk, Lidwina, welche die Böhmen, Gisela, die ihren Gemahl Stephan und durch ihn seine Ungarn, die Böhmische Dombrowska, die den Herzog Miecislav und die Pohlen zum Christenthume gebracht.

Vielleicht konnte diese Zahl noch vergrößert werden, wenn man die Geschichte recht aufmerksam in dieser Hinsicht durchginge. — Jedes solche Beyspiel wäre dann ein Beleg mehr zu dem, was Schillers heilige, ewig wahre Muse singt:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Über den Volksausdruck in unserer Sprache:

Ein ganzer Mann.

1 8 0 9.

Es ist bey uns in Österreich, und vielleicht auch im übrigen Deutschland, üblich, in der vertraulichen Sprechart von einem tüchtigen oder tapferen oder sehr redlichen Manne, mit einem Worte, von einem vorzüglichen Menschen zu sagen: das ist ein ganzer Mann! — das sind ganze Leute! Mir scheint dieß Beywort ganz mehr Sinn zu enthalten, als man beym ersten Anblicke glauben sollte, und eine Art stillen Vorwurfes für unser Zeitalter darin zu liegen.

Als noch Luxus und Übermuth die Verfeinerung der Lebensweise nicht auf den höchsten

Grad getrieben hatten, als noch so ziemlich, was ein Haus, selbst ein reiches, großes, bedurfte, in demselben oder wenigstens im Vaterlande verfertiget wurde, als die Elemente, die das Gebild der Menschenhand hassen, den ihnen näheren Menschen gewaltig umgaben, und in ihren großen Verhaltnissen auf ihn wirkten, daß er sich ihrer kräftig erwehren und im ungleichen Kampfe Stärke und Geschicklichkeit bewahren mußte, da mußte auch derselbe Mensch alle schlummernden Anlagen seines Geistes und Körpers wecken, um seinen Bedurfnissen abzuhelfen, da entfaltete sich in ihm die Menschheit vollstandig, da wurde er im rechten Sinne ein ganzer Mensch, ein Wesen, das in jeder Beziehung und Richtung entwickelt, vollendet da stand. Zu jener Zeit — die Geschichte hat sie schon öfters wiederhohlt, weil ähnliche Ursachen stats ähnliche Wirkungen hervor bringen, und das Rad der Weltbegebenheiten ewig kreisend wiederkehrt — zu jener Zeit fand man dann, was sich jetzt in Vielen einzeln zeigt, in einem Einzigen vereiniget. Der Krieger war Staatsmann, der Staatsmann Redner, Dichter, Philosoph, oft alles dieß in einer Person, wie wir es an den Männern der

schönsten Zeit Griechenlands und Roms, an einem Äschylus, Thucydides, Xenophon, einem Cäsar, Cicero *) u. s. w. bewundern.

So glänzen aus dem so oft mit Unrecht verschrieenen Mittelalter uns die romantischen Gestalten entgegen, bey denen Geist und Körper gleich thätig, rührig und frey geübt wurden. Das waren die ganzen Menschen, die in mehr als Eine Lage des Lebens paßten, in deren starken Gemüthern Ritterthum und Staatskunst, Religion und Poesie blühten, die im Gefühle ihrer Kraft, vielseitig angeregt, die Thaten un-

---

*) Äschylus, der Trauerspieldichter, focht die Schlachten seines Vaterlandes mit, wie Thucydides den Peloponnesischen Krieg, den er zum ewigen Muster aller Geschichte selbst beschrieb. Xenophon führte seine zehn tausend Griechen aus dem Herzen von Asien bis in sein Vaterland zurück, ein Unternehmen, mit dem noch jetzt, als einem unerreichbaren Vorbilde, alle berühmten Rückzüge neuerer Feldherren verglichen werden; dann schrieb er die Geschichte davon, die Cyropädie und noch andere Werke. Was Cäsar und Cicero gewirkt und geschrieben haben, ist bekannt. Minder vielleicht, daß Petrarca sehr thätig in die Angelegenheiten seines Vaterlandes eingriff, und Camoens, der Verfasser der Lusiade, ein eben so tapferer Krieger als großer epischer Sänger war.

ternahmen, die Gesänge sangen, die das Erstaunen und die Freude der späten Nachwelt geworden sind. So waren die Schwäbischen Kaiser, so war Maximilian der Erste, Franz der Erste von Frankreich, Camoens, Petrarca, Georg von Freindsberg und viele Andere, die wir finden würden, wenn wir die Geschichte in dieser Hinsicht durchforschen wollten.

Jetzt ist Alles scharf und bestimmt gesondert, der Gelehrte, der Staatsmann, der Krieger, der Künstler — scharf und genau, wie in dem Castensysteme des Orients; und dieses Castensystem war es auch von jeher, was der Erschlaffung von der einen, dem Despotismus von der anderen Seite den breiten offenen Weg bahnte. Wer einmahl in unserer Zeit sich einen Stand erwählt hat, richtet alle seine Kräfte, Fähigkeiten und Wünsche nur dahin; nur in dieser Rücksicht bildet er sich aus, nur was ihm zum Fortkommen auf dieser Bahn frommt, hat Werth für ihn, und alles Übrige bleibt ihm fremd und gehaltlos. Das gibt dann die halben, die Viertel- und Achtel-Menschen unserer Zeit, die, wie jene Arbeiter in Fabriken, nur ein kleines Theilchen des Ganzen zu bearbeiten verstehen,

und, wenn das Schicksal sie einmahl unsanft aus dem altgewohnten Geleise stößt, sich nirgend mehr zu finden, zu helfen wissen. Es ist wahr, daß jede einzelne Wissenschaft, jede Kunst oder jedes Gewerbe für sich dadurch an Vollkommenheit gewinnt, wie denn auch, um das vorher gebrauchte Gleichniß fortzusetzen, jene Fabrik die vollendetsten Producte liefern wird, wo jede kleinere Arbeit, ja jeder Handgriff das Geschäft eines eigenen Menschen ist, der nun sein ganzes Leben hindurch gar nichts anderes thut, als diese Kleinigkeit Millionen Mahl zu wiederhohlen. Aber wenn es auch scheint, als ob durch diese bestimmte Trennung der Stande und Arbeiten, besonders des Wehr- und Nahrstandes, dieser erst recht Muße erlangt hätte, sich seinem Fleiße ganz zu ergeben, und in ruhigen Städten oder auf dem Lande (indeß ein Theil der Mitbürger, als eben so viele devotae morti victimae, den Staat vor feindlichen Einfallen schützen muß) Feldbau, Künste und Gewerbe zu der höchsten Vollendung zu bringen, so ist doch noch erst die Frage, ob denn diese Vollendung, diese auf's höchste getriebene Verfeinerung aller Bequemlichkeiten und Bedürfnisse wirklich Gewinn fur die Menschheit sey, ob im-

mer steigender Reichthum und Luxus wirklich die Völker glücklicher machen, ob die sittliche Ausbildung immer gleichen Schritt mit der politischen und Verstandescultur halte? Nur zu leicht gebiert die Möglichkeit, jeden, auch den üppigsten, Wunsch zu befriedigen, Ekel und lange Weile, nur zu leicht erschlafft der übergereizte Sinn in seinen lüstern ersonnenen Genüssen, und unersättliche Habsucht, Begierde zu glänzen und elender Kleinigkeitsgeist treten an die Stelle des frischen frohen Lebensgenusses.

Indessen, dieser Gang des menschlichen Geistes ist eine Folge seiner natürlichen Anlagen, und darum unaufhaltsam. Aber nichts steigt in's Unendliche fort; jede Anstalt, jedes Verhältniß, jedes Schicksal haben ihre Gipfel, ihr Höchstes, das zu überschreiten, die Nemesis mit dem bändigenden Zügel warnt, und die ungehörte Warnung schrecklich straft.

Mächtig und auf allen Seiten ruft uns die Natur von dem Abwege einseitiger Ausbildung zur harmonischen Übung aller unserer Fähigkeiten zurück, indem sie uns bald den göttlichen Funken der Vernunft in dem bloß sinnlich gebildeten Menschen ganz unterdrückt weiset, bald den siechen Gelehrten, den kränkelnden

Philosophen zeigt, der sich zuletzt schrecklich selbst überlebt, und der erstaunten Mitwelt das traurige Schauspiel der wiederkehrenden Kindheit und Blödigkeit gibt.

Tausend andere Übel, übertriebene Weichlichkeit, unmäßiger Wunsch nach Ruhe, die den verwöhnten Städter jede Anstrengung, jede Entbehrung als ein Unglück fürchten, und den Staatsmann, den Gelehrten vor dem blossen Gedanken der Selbstvertheidigung zittern machen, herzlose Gleichgültigkeit gegen jede Regierungsform, wenn sich's nur unter ihr ruhig athmen und im gewohnten Geleise fortschreiten läßt, diese unselige Stimmung oder Herabstimmung, welche in neueren Zeiten Völker und Reiche sich gutwillig unter ein fremdes Joch beugen, und ruhige Knechtschaft dem unruhigen Kampfe für Selbstständigkeit vorziehen hieß, das alles sind die unseligen Folgen der scharfen Sonderung der Stände, und ihre geheime Quelle liegt vielleicht in der, durch die allmähliche Ausbildung des jetzigen Staatensystemes nothwendigen Errichtung stehender Armeen. Villeicht hat aber auch kein Moment der fortschreitenden Cultur dem Menschengeschlechte so viel Schaden gethan, keiner den

Keim seiner künftigen Zernichtung so sicher in sich getragen, als dieser.

Als zuerst in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters die Menschen, um den Angriffen des Adels und den Einfällen barbarischer Horden zu entgehen, sich in Städte versammelten, und dort hinter schützenden Mauern frey und sicher wohnten — da fingen Gewerbe und Handel an, in den ruhigen Freystätten empor zu bluhen, da regte sich Fleiß und Betriebsamkeit, da floß der Reichthum ferner Länder zusammen, und der Bürgerstand erhob sich bald zwischen den Leibeigenen und dem Adel, ein machtiges Bollwerk der Freyheit, eine Schutzwehr der bedrängten Menschheit. Aus diesen Stadten wurden kleine Staaten, die durch ihre enge Verbindung unter einander, wie z. B. die Hansa, sich großen Fürsten furchtbar machten, und, wie die Reichsstaete in Deutschland auf den Reichstagen und die Lombardischen Stadte in den Italianischen Angelegenheiten, Einfluß auf das Schicksal ihrer Nation hatten.

Aber diese Städte wurden nicht bloß von emsigen, friedfertigen Menschen bewohnt, die auf nichts als Erwerb sinnend, jede Störung desselben zitternd vermieden, und Kampf und

Widerstand für etwas Gräuliches und mit ihrer Existenz ganz Unverträgliches hielten *). Auf ihren Wällen stritten sie für ihre Freyheit, die sie durch ihren Fleiß verschönerten, durch ihre

---

*) Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, 7. Bd. 7. Buch, 37. Cap. führt eine Stelle aus dem Äneas Sylvius an, worin dieser von dem kriegerischen Geiste der Deutschen überhaupt spricht, und endlich sagt: „Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammern im Hause, und bey jedem Auflaufe oder Larmen erscheinen sie sogleich in Waffen. Es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Gebrauch von Lanzen, Schildern und Schwertern, Kriegsmaschinen und Stücken zu machen. Derjenige muß über die Zeughauser anderer Nationen lachen, der die Deutschen gesehen.“ Und weiter unten eine Stelle aus Conrad Celtes von den Nürnbergischen Patriciern: „Ihre Hausgeräthe sind reinlich, bestehen auch größten Theils aus Silber und Gold; doch fallt nichts mehr in's Auge, als das Schwert, der Harnisch, der Streitkolben und die Pferde, die sie besonders als Merkmahle ihres Adels und alten Geschlechtes zur Schau aufstellen. Auch der gemeine Handwerksmann muß dergleichen Waffen in seinem Hause bereit haben, um bey der ersten Bewegung sogleich mit denselben an den ihm angewiesenen Orte zu erscheinen.“

Künste freundlich und froh genossen. In ihren Mauern fand die bedrängte Unschuld Schutz und muthige Vertheidigung, und nicht fremd war es ihnen, für die gute Sache eines geliebten Fürsten oder für das allgemeine Beste weit von ihrer Heimath weg zum Kampf und Sieg zu ziehen. Ein Blick auf die Geschichte Deutschlands bestätigt dieß mit hundert Beyspielen. Die Deutschen Städte waren es allein, die dem unglücklichen Kaiser Heinrich dem Vierten beystanden, als seine Vasallen ihn und das Vaterland an die Macht der Hierarchie verriethen, die Städte waren es überall, die treuer an ihrem Reichsoberhaupte hingen, indeß die Fürsten aus übel verstandener Freyheitsliebe Deutschland zerrissen, fremde Heere in's Land lockten, und lieber einem Ausländer zinsbar, als ihrem rechtmäßigen Oberherrn gehorsam waren.

So lange die Städte kriegerisch blieben, blieben sie auch mächtig und blühend, und der Flor des Handels und der Fleiß des Volkes litt nicht unter dieser doppelten Kraftäußerung. Noch standen in unseren Zeiten ehrwürdige Überreste der alten Hansa in den Städten Hamburg, Bremen und Lubeck da. Daß sie jetzt nicht mehr sind, was sie noch vor zwanzig Jah-

ren gewesen, ist eine Folge der Einseitigkeit ihrer und der allgemeinen Ausbildung, die den größten Theil von Deutschland, ja von Europa, unter eine neue einzige Macht gebracht hat.

Wenn nun jede bürgerliche Beschäftigung, Wissenschaft, Feldbau u. s. w. sich mit dem Gebrauche der Waffen wohl verträgt, wenn wir in der goldenen Zeit Griechenlands und Roms und in der schönen Epoche des Mittelalters sich jede Friedenskunst mit körperlicher Tapferkeit, die reichste Geistesentfaltung mit Kampf und Soldatenleben vereinigen sahen, wenn die Geschichte uns zeigt, daß das regste freudigste Leben, der vollste Genuß aller Körper- und Geisteskräfte bey jenen vielseitig entwickelten Menschen waren, warum sollte es nicht wieder so seyn? Warum sollten unsere Zeitgenossen nicht wieder ganze Menschen werden? Warum soll der Bürger und Soldat geschieden seyn, und aus dieser Trennung gegenseitiges Mißtrauen, Furcht und Nichtachtung hervorgehen, die sie einander zum Verderben des Vaterlandes fremd machen?

Wenn je diese Vereinigung beyder Stände nothwendig war, so ist sie es jetzt. Unaufhaltsam schreitet das Schicksal vorwärts, und die Natur gehorcht ewigen Gesetzen, denen der

Mensch sich nur zu seinem Unglücke widersetzt. Mit Gewalt führt sie ihn zum Gehorsam zurück, und wo sanfte Warnung nicht hilft, zwingt die eiserne Noth. Nur dadurch, daß jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger ist, der ein Eigenthum und Vaterland zu vertheidigen hat, nur dadurch, daß alle unsere Kräfte geübt und angestrengt werden, können wir hoffen, das, was unser Fleiß erwarb, mit Erfolg zu vertheidigen, und dann mit doppelter Lust zu genießen. Den Pflug und das Schwert, das Handwerkszeug und die Flinte müssen unsere Zeitgenossen gleich geschickt zu führen wissen.

So standen einst die Israeliten, als sie ihre Freyheit wieder erlangt hatten, am Baue der geliebten Vaterstadt; mit einer Hand schwangen sie das Schwert gegen die, die sie zu stören wagten, mit der andern vollendeten sie die Wälle, und Jerusalem erhob sich schöner aus seinen Ruinen.

Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes.

Als Gegenstück zu dem Aufsatze:

Über den Volksausdruck: Ein ganzer Mann.

1810.

Man pflegt zwar niemahls zu sagen, eine ganze Frau, so wie man ein ganzer Mann sagt; indessen haben beyde Geschlechter, Trotz ihrer nothwendigen Verschiedenheiten, dennoch als Menschen, als bildsame, vervollkommnungsfähige Wesen, einerley Zweck und einerley Anlagen, und nur die verschiedene, gute oder böse Richtung der letzten in Hinsicht auf den ersten macht bey Männern, so wie bey Frauen, ihren moralischen, ihren wahren Werth oder Unwerth aus.

Es wird gemeinhin angenommen, und ist auch in unserer geistigen und körperlichen Be-

schaffenheit gegründet, daß das Weib eigentlich zur Mutter, zur Pflegerinn und Erzieherinn der Kinder, der Töchter, bis sie erwachsen sind, der Knaben, wenigstens in den ersten Jahren, bestimmt sey, daß hierauf bey unserer Erziehung das vorzüglichste Augenmerk gerichtet, und unsere ganze körperliche und geistige Entwickelung diesem Zwecke gemäß geordnet werden müsse. Was wir lernen, üben, arbeiten, lesen, soll uns zu dieser Bestimmung vorbereiten; was uns davon entfernt, ist der Natur zuwider, und daher verwerflich.

Das sind bekannte Sätze, die tausend Mahl in Erziehungsschriften sind abgehandelt worden, und man begnügt sich gewöhnlich, im Allgemeinen dabey stehen zu bleiben; indessen dünkt mich doch, sie forderten und verdienten eine nähere Beleuchtung und Prüfung.

Wenn das Menschengeschlecht durch große Epochen geht, und ungeheure Revolutionen ungeheure Veränderungen hervor bringen, wenn ganz neue Maßregeln erdacht werden, die die altgewohnten Formen zerstören, dann kann auch das weibliche Geschlecht, diese vielleicht zahlreichere Hälfte der Menschheit, sich dem Einflusse derselben nicht entziehen; es muß daher mit dem

Zeitgeiste fortschreiten, damit dieser es nicht gewaltsam ergreife, und in seine Wirbel reiße, es muß über die veränderte Lage der Dinge nachdenken und die Mittel ergreifen, die ihm eine würdige und sichere Existenz schaffen können.

Seit bey nahe zwanzig Jahren wüthet der Krieg mit kleinen Zwischenräumen in ganz Europa zu Land und See. Hunderttausende von Männern fallen durch seine Verheerungen auf dem Schlachtfelde; andere Hunderttausende sind durch sein furchtbares Walten dem Nahrstande und der Möglichkeit entzogen, die stillen Freuden der Häuslichkeit zu genießen. Das thut der Krieg. Der Friede steigert durch Luxus und unmäßige Sehnsucht nach Bequemlichkeit die Bedürfnisse zu einer solchen Menge, und erhöhet ihren Preis so sehr, daß, was vor zwanzig Jahren Reichthum war, jetzt kaum mehr Wohlhabenheit zu nennen ist, und was damahls hinreichte, eine Familie anständig zu erhalten, ihr jetzt kaum die ersten Lebensbedürfnisse sichert. Sittenverderbniß, Leichtsinn, häufige Beyspiele unzufriedener Ehe, Mangel an Glauben und Achtung für das weibliche Geschlecht vergrößern täglich die Zahl der Hagestolzen; und wenn hier oder dort ein besserer Jüngling seufzend

seine Hoffnungen auf häusliches Glück am Altare der ernsten Nothwendigkeit opfert, so verzichten überall Hunderte, die es mit kleinen Entbehrungen erkaufen könnten, freywillig darauf, um ganz schrankenlos sich der lüsternsten Willkür, der ausgesuchtesten Schwelgerey hinzugeben.

Dennoch wird uns von Kindheit an nur dieß Eine Ziel vorgesteckt, dennoch ist »einen Mann zu bekommen, eine Frau zu werden« der höchste Zweck unseres Strebens, das einzige denkbare Gluck für ein Mädchen, und »unverheirathet zu bleiben, eine alte Jungfer zu werden« der schrecklichste Fluch, der es treffen kann, dennoch werden die allermeisten so erzogen, daß sie nur in dieß Verhältniß (und oft in dieß nur zur Noth) passen, und, wenn sie es nicht erreichen, sich und ihren Familien zur Last, ein nutz- und freudenloses Daseyn dahin schleppen.

Daher nun die Anstrengung aller Kräfte, das Betreten jedes erlaubten und unerlaubten Weges, um zu diesem Zwecke zu gelangen, daher die Projecte und Intriguen, die, was bloß Sache des Herzens seyn sollte, zur niedrigen Speculation entwürdigen, und nicht selten den feiner fuhlenden Jüngling abschrecken, statt ihn

anzuziehen, daher so viel zerstörtes häusliches Glück, so viel gebrochene Herzen, die dem Mammon geopfert wurden, und nun in unglücklichen Ehen entweder ihrer Lebensruhe oder ihrem Gewissen entsagen müssen.

Aber nicht allein im gesellschaftlichen Leben und beym Versorgen der Töchter ist der Mangel an Männern fühlbar, er ist es auch bey der Arbeit, beym Feldbau, bey Handel und Gewerbe. Die Streiter, welche als Linientruppen schon längst der Arbeit entzogen sind, und jene große Zahl, die in Zeiten des Krieges zur außerordentlichen Truppenvermehrung sich den Armen ihrer Familie und ihrem Hauswesen entreissen, werden unendlich nicht bloß von den Herzen ihrer Zurückgelassenen, sondern auch im häuslichen Schaffen und Wirken vermißt. Manche Arbeit muß ungethan, manches Bedürfniß unbefriedigt bleiben, wenn nicht die Frauen sich entschließen, den enge gezogenen Kreis ihrer bisherigen Wirksamkeit zu verlassen, und zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, durch Thätigkeit und vielseitigere Ausbildung diesem Mangel abzuhelfen.

Fern sey es, irgend einem Weibe eine Beschäftigung zuzumuthen, die sie ihrer wahren

und schönsten Bestimmung entfremden, und zu einem verwerflichen Mitteldinge zwischen Mann und Weib machen würde, das in kein Verhältniß mehr passen, und auf der einen Seite eben so viel an Liebenswürdigkeit verlieren würde, als ihm auf der andern an Kraft und Ausdauer ewig unerreichbar bleiben müßte. Ich bin aber der Meinung, ja ich bin durch vielfältige Erfahrungen fest überzeugt, daß in uns eine Bildungsfähigkeit und Anlagen zu vielseitiger Vervollkommnung liegen, die nur entwickelt werden dürften, um uns zu viel selbstständigern und selbst dem Staate nützlicheren Wesen zu machen, als bisher geschehen ist, ohne auch nur eine Linie breit von der uns durch die Natur angewiesenen Bahn abzuweichen.

Es gibt ja so manche Beschäftigungen im Gewerbe, Handel und häuslichen Leben, die bisher von Männern besorgt wurden, und die, da sie keine großen physischen Kräfte, kein großes Umtreiben im öffentlichen Leben fordern, um so mehr von Weibern verrichtet werden könnten, da ohnehin ein Theil derselben oder etwas Ähnliches in ihren Wirkungskreis gehört. Dergleichen ist die Verfertigung der Schneider- und Schusterarbeit für das weibliche Geschlecht, wo-

zu sich in unseren Zeiten schon manches Frauenzimmer von besserer Erziehung, der so nothwendigen Einschränkungen wegen, entschließen mußten, und die auch des Wohlstandes wegen viel besser von Frauenzimmern verrichtet werden würde.

Eben so, wie die Verfertigung der Kleidung, könnte auch in Handlungsgewölbern, wo solche Sachen verkauft werden, die ganz eigentlich in das Fach der Hausfrau gehören, als: Stoffe, Leinwand, Spitzen, Zwirn u. s. w., der Verkauf durch Frauenzimmer besorgt werden. In Frankreich, in den Niederlanden, in der Schweiz ist, nach dem Zeugnisse der Reisenden, dieser Gebrauch längst allgemein; auch hier ist derselbe schon in ein paar Gewölbern eingeführt. Mädchen reichen dort die Waaren, schneiden ab, handeln, rechnen und verrichten, wenigstens nach meiner Erfahrung, ihre Kopfrechnung mit weit mehr Sicherheit und Schnelligkeit, als die Ladendiener mittelst der Kreide oft in langen Zahlenlisten auf dem Tische nicht vermögen.

Das wären also ganz passende Geschäfte für Mädchen aus den unteren Ständen, und viele hundert Männerarme würden dadurch der Vertheidigung des Vaterlandes oder der schweren

Arbeit erspart. Aber auch für Frauenzimmer aus den gebildeteren Classen gäbe es Erwerbszweige, wodurch sie von der Versorgung durch eine Heirath unabhängiger und selbstständig werden könnten. Warum sollte ein Frauenzimmer, das eine sorgfältige Erziehung und hinreichenden Unterricht im Schönschreiben, Rechnen u. s. w. erhalten hat, nicht in ihrer Ältern oder Verwandten Hause, wenn es Handelsleute sind, die Dienste eines Commis verrichten? Ich habe selbst einige achtungswürdige Frauenzimmer gekannt, die in ihrem väterlichen Hause alle Rechnungen und Correspondenzen führten, und, als sie späterhin heiratheten, nichts desto weniger jeden Detail der Hauswirthschaft und Erziehung vollkommen gut besorgten.

Eine noch ergiebigere Quelle wäre der Unterricht in allerley angenehmen Talenten und Kenntnissen: Musik, Zeichnen, Tanzen, Geschichte, Sprachen, Erdebeschreibung u. s. w. für die weibliche Jugend. Schon haben wir in Wien Frauenzimmer von ausgezeichneten Kunstfertigkeiten, die sich diesem Geschäfte widmen; und die große Zahl guter Schülerinnen, die sie bereits gebildet haben, bürgt eben sowohl für ihre Geschicklichkeit als den Wunsch des Publicums,

welches das Bedürfniß weiblicher Meisterinnen für seine Töchter, besonders für die erwachsenen, fuhlt. Wie viel würden der Wohlstand, wie viel die Ruhe manches Hauses gewinnen, wenn die Mütter ohne Sorge ihre aufblühenden Töchter unter der Aufsicht geschickter Lehrerinnen wissen könnten, und nicht mehr entweder bey den Stunden gegenwärtig seyn, oder unangenehme Folgen fürchten müßten!

Freylich würde bey Mädchen, die sich so ausbilden müßten, um einst mit irgend einer Fertigkeit ihren Lebensunterhalt zu sichern, diese Ausbildung nicht mehr oberflächlich und unbedeutend seyn; sie müßten mit Kraft, mit Ernst und Anstrengung lernen, sie müßten manche Stunden, die jetzt mit Nichtsthun oder gehaltlosem Zeitvertreibe versplittert werden, (à rien faire ou à faire des riens) zu ihrer Vervollkommnung anwenden. Es würde nicht mehr so viel Zeit zum Putzen, Klatschen, Romanlesen und Spielen übrig bleiben; aber dennoch würde — ich berufe mich auf das Zeugniß so mancher tüchtigen Hausfrau, so mancher Mutter vieler Kinder, mit einem Worte, so manches Weibes, das sich mehr als gewöhnlich zu beschäfti-

gen weiß —— noch manche Stunde zum Vergnügen erobert werden können. Es ist erstaunlich, wie viel Zeit man gewinnen kann, wenn man sich fest vorsetzt, haushälterisch damit umzugehen, jeden Augenblick zu benutzen, und vorzüglich auf Ordnung und Pünctlichkeit in Eintheilung der Geschäfte sowohl als der Dinge im Hause zu halten, damit nie eine Zeit mit unnützen Suchen und Warten vertändelt werden dürfe.

Dann wird es weder schwer noch seltsam scheinen, höhere Geistesbildung und nicht gemeine Talente mit allen Pflichten der Häuslichkeit zu vereinigen. Der anhaltend beschäftigte Geist behält keine Muße mehr zu Tändeleyen oder verführerischen Träumen; eine heitere Besonnenheit tritt an die Stelle unbestimmter Regungen; Frohsinn und Lebenslust lassen kein entnervendes Schmachten für Liebreiz und echte Weiblichkeit gelten, und das Gefühl eigener Kraft und Würde erhebt über kleine Kunstgriffe und niedrige Ränke. Biethet ein redlicher Jüngling dem so gebildeten Mädchen die Hand, so braucht sie nicht ängstlich zu rechnen; denn auch sie ist im Stande, zu erwerben, seine Vertraute, seine Freundinn, die thätige Theilnehmerinn seines

Schicksals, die Mitgehülfinn seines Glückes zu seyn. Sie erheitert durch ihre höhere Bildung sein Leben, macht ihm sein Haus zum liebsten Aufenthalte der Erde, und erzieht seine Kinder zu guten, nützlichen Menschen.

Ruft endlich die Gefahr des Vaterlandes den geliebten Gemahl von ihrer Seite, dann tragt sie mit geübter Kraft die Last der Nahrungssorgen für ihre Familie, und zagt nicht angstlich, und verzweifelt nicht im voraus. Freudig wirkt sie mit, wenn vielleicht das Vaterland von ihrem Geschlechte die ihren Fähigkeiten angemessenen Leistungen fordern sollte, denn sie hat denken und arbeiten gelernt; freudig bringt sie Opfer, denn sie hat in sich die Kraft, das zu ersetzen, was sie hingibt, und mit erhebendem Bewußtseyn fühlt sie sich im eigentlichen Sinne ein Glied des Staates, eine Burgerinn des heißer geliebten Vaterlandes.

Doch wenn auch ein ernstes Geschick ihr dieß schönere Loos des Weibes versagt hätte, wenn sie den Mann ihrer Liebe verloren oder den nie gefunden hätte, der ihrer würdig gewesen wäre, so braucht sie die Hand nicht in harte Fesseln zu schmieden, und ihre schönsten Gefühle

zu opfern, um sich von dem ungeliebten und unliebenswürdigen Manne füttern und kleiden zu lassen: sie bleibt allein, sie besteht für sich selbst, oder sie kann mit ihren Talenten und Fertigkeiten die gesuchte Gesellschafterinn, Erzieherinn, die Zierde, der Stolz einer fremden Familie werden, und so abermahls eine würdige Bestimmung erreichen, kurz, das vielseitig gebildete Mädchen wird, sie mag heirathen oder nicht, ein vollendetes Wesen, ein ganzer Mensch seyn.

So waren unsere Deutschen Urahnfrauen. Im Frieden besorgten sie das ganze Hauswesen, ja sogar den wenigen Feldbau, den diese Nationen trieben, und verfertigten die Kleidung für sich und den muthigen Krieger, der sie durch die Jagd nährte. In häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten wurden sie zu Rathe gezogen, und ihre Aussprüche mit Achtung befolgt; im Kriege folgten sie den geliebten Gatten, Brüdern, Söhnen in die Schlacht, hielten auf der Wagenburg, verbanden die rühmlichen Wunden ihrer Theuern, und feuerten sie zur Tapferkeit an. Gelang der muthige Kampf, so empfingen sie mit Entzücken

die siegreichen Helden; gingen diese für's Vaterland unter, so hatten auch die Weiber Muth zu sterben, und den Verlust ihrer Geliebten und ihrer Freyheit nicht zu uberleben. Dafur hat aber auch kein Volk der Erde seine Frauen so hoch geachtet, als die Deutschen.

Rüdiger, der Normann,

erster Graf von Sicilien.

The proper study of mankind is man.

Pope.

Es ist eine angenehme Beschäftigung für den Beobachter, die großen und weit verbreiteten Spuren zu betrachten, welche oft ein einziger Charakter in der Geschichte hinter sich läßt, die seltsamen Eigenheiten oder Geistesrichtungen desselben zu erweisen, und über den Zusammenfluß der Umstände nachzudenken, der eine solche Erscheinung in ihrer Zeit möglich machte, und ihrem großen Wirken zugleich den angemessenen Schauplatz bereitete.

Eine solche Erscheinung ist vor manchen andern in älterer und neuerer Zeit Rüdiger

oder Roger *), Graf von Sicilien, aus dem Stamme der Normannen, und dem Hause Hauteville, wie denn überhaupt die Eroberung von zwey großen, schönen Provinzen durch eine Handvoll kühner Männer, die ohne Unterstützung, bloß vom Ungefähr geleitet, aus ihrem entlegenen Vaterland dahin kamen, ein ewig merkwürdiges Ereigniß bleiben wird.

Eine ähnliche abenteuerliche Ritterfahrt brachte die Vorfahren derselben, die seefahrenden Normannen, also genannt von ihrem Vaterland Norwegen, schon an die Küste von Frankreich. Sie hatten bereits im neunten Jahrhunderte unter Carl dem Kahlen verschiedene Einfälle in dieß Land gemacht, Städte belagert und verbrannt, das offene Land geplündert und verheert, und die Schwäche der damahligen Regierung vermochte nicht, ihren Streifereyen wirksamen Einhalt zu thun. Endlich aber, nachdem sie, oft vertrieben, immer wieder gekommen waren, landete ums Jahr 910 Rholo der Däne mit einer kuhnen Schaar

*) Freyherr von Nicolai übersetzt in seiner Bearbeitung des Ariost den Nahmen Ruggiero, der Eins mit Rogerius ist, durch Rüdiger.

an der Küste von Friesland, zog von dort verwüstend bis an den Ausfluß der Seine, und beschloß, angezogen von der Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend, sich daselbst bleibend festzusetzen.

Vergebens suchte Karl der Einfältige, der damahls auf dem französischen Throne saß, diese unbequemen Gäste mit Güte oder Gewalt zu vertreiben; die Normannen behaupteten sich muthig im Besitz des eroberten Landes, und dem Könige blieb nichts übrig, als Friede mit ihnen zu machen, ihrem Anführer Rholo, der sich taufen ließ, und den Nahmen Robert annahm, seine Tochter Gisela zur Frau, und den Theil seines Gebiethes, den er ihnen nicht mehr entreißen konnte, zum Lehen zu geben. Von ihnen erhielt es den Nahmen Normandie, und aus diesem Volk, aus seinem Herrscherstamm ging später Wilhelm, jener unternehmende Held hervor, dem die Unterwerfung von England den Nahmen des Eroberers zu wege brachte.

Roberts Nachkommen herrschten geruhig über die Normandie, und unter ihnen blühte im eilften Jahrhunderte das edle Geschlecht der Herren von Hauteville, dessen Glücksum-

stände aber dem hochstrebenden Geiste seiner Glieder nicht angemessen war. Tancred von Hauteville war nicht im Stande, zwölf Söhnen, welche ihm von zwey Gemahlinnen geboren worden waren, eine anständige Versorgung zu geben, daher entschlossen sich die fünf Ältesten: Wilhelm, mit dem Beynahmen Eisenarm, Drogo, Humfried, Gottfried und Serlo in der Ferne Ruhm und Eigenthum zu erkämpfen. Mit einem kleinen Gefolge aus ihren Landsleuten, die sich gern unter ihre Fahnen ordneten, verließen sie ihr Vaterland, und schifften, ihr Glück zu suchen, nach Apulien, wo eben damahls Pandulph, Fürst von Capua, mit dem Beherrscher von Salerno, Gaimar, in Krieg verwickelt war.

Sie bothen dem Ersten ihre Dienste an, sie hielten sich muthig, und Pandulph konnte sich wohl ihrer Hülfe freuen; aber als es dazu kam, ihnen zu vergelten, was sie geleistet hatten, verkürzte Pandulph's Geiz die versprochene oder doch erwartete Belohnung. Die Normannen wurden durch dieß Verfahren erbittert, kündeten ihm ihre ferneren Dienste auf, und wendeten sich alsogleich an seinen Gegner Gaimar.

Dieser empfing die tapfere Schaar mit of

senen Armen, behandelte und belohnte sie nach Würden, und es gelang ihm bald mit ihrer Hülfe seinen Feind zu überwinden. Doch der Ruhm der fremden Krieger, deren Tapferkeit den Sieg auf die Seite ihrer Parthey gelenkt hatte, verbreitete sich bald in ganz Italien, der Neid erwachte, die Longobarden machten Gaimarn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm aus dem Dienste dieser kühnen Abenteurer erwachsen konnte, sie erfüllten ihn und ganz Apulien mit Furcht vor ihrem unternehmenden Geiste, und Gaimar dachte ernstlich darauf, sich ihrer auf gute Art zu entledigen, da er es nicht wagen wollte, sie offenbar zu beleidigen.

Die Saracenen hatten in dieser Zeit ihre Eroberungen durch ganz Afrika bis nach Sicilien ausgebreitet, und diese Insel beynahe völlig unterjocht. Unmuthig ertrug der Byzantinische Hof diesen Verlust, und sann nun darauf, durch die Vertreibung der Ungläubigen aus dem schönen Eilande, sich desselben wieder zu bemächtigen. Maniaces, dem von demselben Hof die Verwaltung von Calabrien und Apulien anvertraut war, erhielt Befehl auch Sicilien wieder zu erobern; er suchte seine Streitkräfte zu vermehren, er warb von allen Seiten

Truppen. Der Ruf hatte ihn bereits auf jene Heldenschaar aufmerksam gemacht, er wandte sich an ihren Anführer, und Gaimar, froh die gefährlichen Helfer auf diese Art los zu werden, beredete sie, dem ehrenvollen Winke zu folgen.

So nahmen sie Dienste im griechischen Heere, schifften unter Maniaces Oberbefehl nach Sicilien, und betraten zum erstenmahl den Boden, den ihre Waffenthaten später so berühmt machen sollten. Sie halfen Messina belagern, das sich ihrem heftigen Andrange ergeben mußte; sie schlugen die Saracenen in einer entscheidenden Schlacht, und verfolgten sie tief in's Land. Aber indeß sie noch mit Nachsetzen begriffen waren, fielen die Griechen über das verlassene Lager der Saracenen, plünderten es, theilten die Beute und wollten sich auf keine Art dazu verstehen, den siegreich zurück kommenden Normannen den ihnen gebührenden Antheil abzugeben. Die Normannen suchten zuerst ihr Recht mit Güte, und ordneten Abgesandte aus ihrer Mitte an den Maniaces; als aber diese unziemlich behandelt wurden, verbargen die Normänner ihren Groll, verließen insgeheim das Heer, schifften sich ein, und erschienen plötzlich auf der Küste von Apulien, wo sie

die Besitzungen des griechischen Kaisers und des Fursten von Capua rächend verwüsteten, und zugleich darauf sannen, sich mit starker Hand hier ein bleibendes Besitzthum zu erkämpfen.

Da die Normannen noch keinen festen Punct im Lande besaßen, von dem aus sie ihre Eroberungen hätten schützen, und die weitern Fortschritte leiten können, erbauten sie das Schloß Melfi, verstärkten sich durch eine Menge Ankömmlinge vom platten Land und aus den Stadten, die ihr Kriegsruhm und die Hoffnung auf Gewinn zu ihnen lockte, und widerstanden glücklich sowohl hier als im offenen Felde den Griechen, die zwar in großer Anzahl gegen sie anruckten, aber durchaus nichts gegen diese tapfern Fremdlinge vermochten.

Der günstige Fortgang ihrer Unternehmungen bewog sie nun, auch ihre jungern Brüder von Tancred's zweyter Gemahlinn, Frasende, heruber nach Apulien zu rufen. Sie kamen an, mit ihnen der Alteste, Robert, mit dem Zunahmen Guiscard, wie die Italiener einen Nahmen aussprechen, der nach ihrer Behauptung von einem Normannischen Worte, das fein, klug (Wit, Witz, weise — vielleicht

Wishard, Witzhard *), wie Sieghard, Wernhard, bedeutet, abstammt.

Aber eben dieser Waffenruhm, diese vom Siege gekrönten Thaten erweckten den Normannen von allen Seiten Feinde und Neider, und Maniaces kam mit einer großen Heeresmacht über die Meerenge, in der Absicht, ihren reißenden Fortschritten Einhalt zu thun. Wilhelm Eisenarm schlug ihn und zwang ihn, wieder nach Sicilien zurück zu kehren. Aber kaum war diese Gefahr abgewandt, als eine noch furchtbarere, weil sie geheim war, sich gegen sie erhob. Die Longobarden, längst voll Eifersucht über das Glück und den Ruhm der Normannen, zettelten eine Verschwörung an, deren Zweck nichts geringers, als die Ermordung aller Normannen war, die an Einem Tage überall in ganz Apulien unter den Schwertern ihrer Feinde fallen sollten. Sie glückte zum Theil, aber nicht so vollkommen, um den Longobarden die Früchte ihrer Greuelthat zu sichern. Drogo, der nach dem kurz vorher erfolgten Tode seines Bruders Wilhelm Eisenarm, das

---

*) Wizard, im Englischen: Zauberer.

Haupt und der Führer seiner Landsleute war, wurde zwar mit vielen seiner tapfersten Genossen das Opfer dieser schrecklichen Unternehmung; indessen blieben genug der Normannen am Leben, um unter Humfrieds Anführung den Tod des Feldherrn und Bruders fürchterlich zu rächen, und ihre Macht eben dadurch noch zu vergrößern.

Nun wandten sich die Longobarden an den Papst Leo den IX., machten ihn mit der Gefahr, die seinen Besitzungen von der Nachbarschaft so kühner und tapferer Fremdlinge künftig drohe, aufmerksam, und wußten zugleich die gegenwärtige Macht und Streitkräfte derselben als so wenig bedeutend zu schildern, daß der Papst, ihren Eingebungen horchend, nicht daran zweifelte, mit einigen ernstlichen Anstrengungen und mit Hülfe des deutschen Kaisers Heinrich III., der ihm eine Schaar hochgebildeter Deutschen zusandte, deren Heldengestalten, Kriegszucht und Tapferkeit sie zum Kern des aus Italienern ohne Wahl und Übung zusammengeflossenen Heeres machten, jene Handvoll eingedrungener Fremdlinge bald zu überwältigen, und aus dem angemaßten Landstriche zu vertreiben.

Als die Normannen von den mächtigen Streitkräften hörten, die wider sie aufgebothen wurden, als sie vollends vernahmen, das Oberhaupt der Christenheit selbst stelle sich ihnen feindlich an der Spitze ihrer Widersacher entgegen, da begann ihre Zuversicht zu wanken, und sie sandten Bothen mit Friedensantragen an den Papst. Dieser, von eigenem Stolz und den Einflüsterungen der Apulier aufgereizt, verwarf diese anständigen Bedingungen mit Hohn, zählte auf einen leichten Sieg, und rückte mit seinem Heere in Apulien ein. Nun sahen die Normannen, deren Anzahl in gar keinem Verhältniß mit der weit überlegenen Macht ihrer Gegner stand, nichts vor sich, als schimpfliche Unterwerfung oder rühmlichen Tod. Sie standen nicht an, den letzten zu wahlen, erklimmten die Hügel von Civitella, und ruckten in drey Heerhaufen in die Ebene herab. Da sie von der Spitze ihrer Hügel vorher die Stellung ihrer Feinde wohl hatten beobachten, und erkennen können, daß die Deutschen, der furchtbarste Theil des Heers, auf dem linken Flügel standen, so stellte sich ihnen Graf Humfried mit seinem rechten und der ausgewahltesten Reiterey entgegen, indeß die Grafen Ri=

chard von Aversa und Robert Guiscard den linken Flügel und das Centrum befehligten. Die Italiener hielten den Andrang dieser versuchten kühnen Gegner nicht aus, und wichen von allen Seiten. Einen härtern Stand hatte Humfried, den Deutschen gegenuber, und er würde auch mit seinen Schaaren ihrer nicht Meister geworden seyn, wären nicht die von der Verfolgung des übrigen geflohenen Heers zurückkommenden Truppen unter Richard und Robert ihm zu Hülfe geeilt. Nun konnte der kleine Haufe der Deutschen sich nicht mehr gegen eine so überlegene Anzahl halten, und sie fielen alle bis auf den letzten Mann mit den Waffen in der Hand auf dem Platze, den sie während der Schlacht behauptet hatten.

So hatten die Normannen einen vollständigen Sieg errungen. Der Papst entfloh und rettete sich nach Civitella, die Sieger folgten ihm dahin auf dem Fuße, umlagerten die Stadt, gewannen sie bald, und die Einwohner selbst lieferten ihren Händen den Papst aus, der sich eines harten Schicksals von so schwer gereizten Feinden versah. Aber die Normannen, im Gefuhl christlicher Glaubenspflicht, voll Ehrfurcht gegen das Oberhaupt desselben, empfingen ihn

mit der größten Achtung, warfen sich vor ihm nieder, flehten um seinen Segen, und weit davon, einen Gedanken an seine Erniedrigung zu hegen, geleitete ihn Graf Humfried nach Capua, wohin der Papst verlangte. Dieser, durchdrungen von dem edlen Verfahren der tapfern Fremdlinge, deren Macht er kurz vorher so eindringlich gefühlt hatte, gab ihnen seinen Segen, und verlieh ihnen, unter päpstlicher Lehensherrlichkeit nicht allein die Länder in Apulien, welche sie schon erobert hatten, sondern auch, was sie in Calabrien und Sicilien noch erobern würden.

So endete dieser merkwürdige Kriegeszug, der, statt die Macht der Normannen in Italien zu vernichten, nur dazu diente, sie mehr zu verherrlichen, und ihren Eroberungen, durch den Schein der Rechtmäßigkeit, neue Stärke zu geben.

Nicht lange darauf starb Graf Humfried, und ihm folgte nicht sein minderjähriger Sohn, Abilgard, sondern Robert Guiscard, sein Bruder, als Vormund seines Neffen, so wie Drogo dem Wilhelm, und jenem Humfried in der Herrscherreihe gefolgt war.

Nach allen diesen wichtigen Vorgängen lang-

te endlich der jüngste von allen Söhnen Tancred's, der blühende **Rüdiger** in Apulien an, um an den Siegen und dem Ruhm seiner Verwandten Antheil zu nehmen. Schön von Gestalt und Zügen, anmuthig und freundlich in seinen Sitten, tapfer, klug, vorsichtig im Entwerfen, muthig in der Ausführung, beredt und gewandt, würde schon die Hälfte dieser Eigenschaften hingereicht haben, die Herzen der Menschen und vorzüglich seiner Krieger mit uneigennütziger Liebe an ihn zu knüpfen. Mit Allem begabt, was ihm den glänzendsten Erfolg seiner Unternehmungen sicherte, fehlte es auch nicht an mancher Kränkung und Verfolgung von Seiten Jener, die sich durch seine schimmernden Eigenschaften in Schatten gestellt, durch seine Tapferkeit und Kühnheit bedroht sahen.

Robert Guiscard empfing den neuen Ankömmling, den das einsame Alter seines Vaters so lange auf dem väterlichen Schlosse zurückgehalten hatte, mit großer Freude, und übertrug ihm sogleich den Kriegszug in Calabrien. Rüdiger führte mit Ruhm und Glück aus, was ihm anvertraut worden war, sandte seinem Bruder Geld und andere Beute, und gründe

te die Macht der Normannen auch in diesem Lande. Mit Rudiger vereint, unternahm Guiscard sodann die Belagerung von Reggio; aber der eintretende Winter oder ihre zu geringe Macht zwang sie für dieß Mahl wieder davon abzustehn. Unterdessen schlossen die jüngern Krieger im Normannischen Heere sich inniger an Rüdigers aufblühende freundliche Jugend. Robert fuhlte bald den Vorzug, den der jüngere Bruder vor ihm gewann. Neid und Eifersucht wurzelten in seiner Brust, und er suchte durch Verkürzung und Beschränkung aller Art den Bruder außer Stand zu setzen, die freywillige Liebe seiner Soldaten auch belohnen zu können. Bald gebrach es Rüdigern und der Schaar, die sich zu ihm hielt, an dem Nöthigsten, und es blieb ihm nichts übrig, als selbst zu suchen, was ihm des ältesten Bruders Scheelsucht und Geiz verweigerten.

Als dieser Zwist und Rüdigers gedrückte Lage kund wurden, sandte sogleich sein anderer Bruder, Graf Wilhelm, zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte zu ihm kommen, und Alles, was Graf Wilhelm besäße, sein Weib und seine Kinder ausgenommen, als ein ihnen Beyden gemeinschaftliches Eigenthum betrachten. Rüdiger nahm freudig dieses herzliche Erbiethen

an, bezog das Schloß Scalea, das Wilhelm ihm eingeräumt hatte, und von wo aus er, um sich und seinen Kriegern Unterhalt zu verschaffen, Streifzüge auf das Gebieth seines Bruders Robert unternahm. Robert, erbittert, rückte vor Scalea, um es zu belagern, er verwüstete die Gegend; aber Graf Wilhelm kam dem Bruder zu Hülfe und widersetzte sich Roberts Unternehmungen. Indessen fuhr Rüdiger mit seinen Ausfällen und Verwüstungen auf Roberts Gebiethe fort, und dieser begann es zu bereuen, daß er sich den tapfern Bruder zum Feind gemacht hatte; doch würde er sich vielleicht nicht haben entschließen können, ihm die Hand zur Versöhnung zu biethen, wenn nicht die Bewegungen der Calabresen, welche die Uneinigkeit der Brüder zu benützen suchten, um das Normannische Joch abzuschütteln, ihn vermocht hätten, seinen Groll zu bezwingen und dem beleidigten Bruder Friedensvorschläge thun zu lassen. Bey der ersten Annäherung ließ Rüdiger sich sogleich willig finden, er vergaß alles Geschehene, und vereinigte seine Schaaren mit denen seines Bruders. Mit vereinter Macht gingen sie nun zum zweytenmahl an die Belagerung von Reggio. Ro-

bert leitete die Arbeiten und Angriffe um die Stadt, Rüdiger mußte Streifzüge in die Umgegend und die Gebirge unternehmen, um die Truppen mit allem Nöthigen zu versehen. Die Stadt wurde hart bedrängt, sie ergab sich auf Capitulation, aber ein Theil der Besatzung hatte sich in das feste Schloß geworfen. Rüdiger bestürmte es, es fiel in seine Hände, und diesem glücklichen Unternehmen folgte bald Schloß auf Schloß, Stadt auf Stadt in ganz Calabrien, so, daß sich die Normannen bis in's Jahr 1060 Meister auch von diesem Lande, wie früher von Apulien, sahen. Robert Guiscard erhielt darauf vom Papste unter dem Titel eines Herzogthums die Belehnung mit diesen beyden Provinzen und dem noch zu erobernden Sicilien, auf welches sich jetzt die Blicke der kühnen Fremdlinge richteten.

Maniaces hatte Nachfolger gehabt, die seiner nicht würdig waren. Durch ihre Ungeschicklichkeit und Feigheit gelang es den Saracenen, sich der ganzen Insel, die er ihnen zum Theil entrissen hatte, wieder zu bemeistern. Am längsten widerstand Messina ihren Fortschritten. Endlich fiel auch dieß, und die Christen sowohl in dieser Stadt als auf der ganzen Insel sa-

hen sich hülflos den Bedrückungen der Ungläubigen preisgegeben. Da faßten drey vornehme Einwohner von Messina, Nicolaus Camalia, Jakob Sacca und Ansaldo von Pantes, den Entschluß, die Normannen um Hülfe anzurufen. Sie warteten ein Fest ab, wo die Saracenen durch zwölf Tage ihre Häuser nicht verließen, und gingen heimlich nach Mileto, wo damahls Rüdiger sich aufhielt, und der Papst, wie Einige sagen, sich bey ihm befand. Die Hoffnung, ein ehemahls christliches Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, wirkte auf den Papst; den Helden reizten Mitleid mit den Hulfeflehenden, Liebe für seinen Glauben, und die Aussicht auf Ehre und Gewinn. Er sprach freundlich mit den Messinensern, gab ihnen Hoffnungen, und rieth ihnen, zum Abzeichen und Unterschied von den Saracenen, Kreuze auf ihre Häuser setzen zu lassen. Der Papst ubergab Rüdigern selbst eine geweihte Standarte, und ernannte ihn zum Gonfaloniere des heil. Stuhls und ersten Grafen von Sicilien. Hierauf hielt Rüdiger noch Rücksprache mit seinem Bruder Robert, sie verbanden sich zu diesem gemeinschaftlichen

Unternehmen, und redeten alle nöthigen Maßregeln ab.

In der letzten Faschingswoche des 1061. Jahres schiffte sich endlich Graf Rüdiger mit 60 Mann, der Winterstürme nicht achtend, ein, und fuhr über die Meerenge nach Sicilien. Vermuthlich wollte er mit dieser kleinen Schaar vorher nichts anders, als das Land erkunden. Sie streiften plündernd bis Melazzo, und näherten sich Messina.

Auf die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Haufens, rückten die Saracenen aus Messina, und griffen die Fremden an. Rüdiger warf sich mit den Seinigen in eine verstellte Flucht, und lockte so den Feind, der ihn heftig verfolgte, weit von den Mauern hinweg. Dann aber wandte er sich plötzlich mit seinen Normannen, stellte sich den Nachsetzenden ungestüm entgegen, und richtete solch eine Niederlage unter diesen an, daß nur wenige entrannen, um ihren Mitbürgern die Nachricht von diesem Unfall zu bringen. Er aber kehrte unverfolgt nach Calabrien zuruck, und stattete seinem Bruder Bericht von dem ab, was er gefunden.

Die Absicht der Brüder, Sicilien vom Joch der Saracenen zu befreyen, und für sich zu er-

obern, ward durch die Uneinigkeit der Ungläubigen sehr erleichtert. Einer ihrer Fürsten Ben Humen, hatte den Schwager des Admirals, Ben Hamed, mit Nahmen Bennekler getödtet; er wurde darum verbannt, floh zu den Normannen, und rief sie zu seiner Rache auf. Rüdiger nahm ihn freundschaftlich auf, und kehrte, noch ehe der Winter zu Ende war, mit ihm und hundert sechzig Kriegern nach Sicilien zurück. In Messina führte ein Bruder des ermordeten Bennekler den Oberbefehl. Die Lust sich Ruhm zu erwerben und zu großes Selbstvertrauen verleitete ihn bey der Nacht allein aus der Stadt zu reiten, Rüdigern aufzusuchen, und sich mit ihm im Zweykampfe zu messen. Der Mond schien hell. Rüdiger erblickte seinen Gegner, und ohne zu warten, daß ihm sein Waffenträger die Rüstung gereicht hätte, schwang er sich, wie er war, nur mit Schild und Schwert bewaffnet, auf's Roß, sprengte dem Feind entgegen, spaltete ihm das Haupt, nahm sein Pferd als Siegesbeute, und kehrte zu den Seinigen zurück.

Aber trotz einiger einzelnen Vortheile erkannte Rüdiger dennoch, daß mit seiner Handvoll Soldaten, auch bey Ben Humens Unter-

stützung und dem guten Willen der christlichen Einwohner von Messina, für jetzt nichts mit Erfolg zu unternehmen wäre. Daher sann er darauf, seine gemachte Beute in Sicherheit auf die Schiffe zu bringen, und vor der Hand nach Reggio zurück zu kehren. Alles war zur Abfahrt bereit. Die Messinenser erhielten Nachricht davon; sie glaubten nun den günstigen Augenblick vorhanden, um diese verhaßten Fremdlinge zu vertilgen, indem sie sie beym Einschiffen überfielen, wenn ein Theil von ihnen auf den Fahrzeugen, ein Theil noch auf dem Strande, nicht fähig seyn würde, ihnen Widerstand zu leisten. Aber widrige Winde hatten die Einschiffung verzögert. Rüdiger fiel mit seiner ungetheilten Macht die Messinenser an, und schlug sie mit großem Verlust zurück, wobey sein Neffe, Serlo, der Sohn seines verstorbenen Bruders, der eben diesen Nahmen geführt hatte, sich sehr auszeichnete.

Die widrigen Winde hielten indessen an, und zwangen die Normannen, am Strande zu verweilen, und so groß der Verlust der Messinenser gewesen war, wußten sie ihn doch theils aus ihrer Stadt, theils aus den Umgegenden bald zu ersetzen. Ein zweyter Ausfall

wurde gewagt, zwar eben so tapfer von den Normannen zurückgewiesen, aber auch die Besorgniß für diese erregt, daß, wenn diese Versuche öfters wiederhohlt, und, was leicht möglich war, die Bewohner aller umliegenden Orte gegen die Fremdlinge aufgehetzt würden, endlich ihre kleine Anzahl nicht mehr im Stande seyn würde, so vielen Feinden zu widerstehen, und der Übermacht unterliegen müßte. Nur der Himmel konnte sie retten, indem er ihnen den zur Rückkehr nach Calabrien nöthigen Wind sandte. Rudiger wandte sich also in dieser äußersten Noth dahin, woher allein Hülfe zu hoffen war; er gelobte eine unlängst auf der Küste von Calabrien zerstörte Kirche aus der in Sicilien gemachten Beute wieder aufzubauen, und bald darauf erhob sich ein günstiger Wind, die Normannen eilten sich einzuschiffen, und der freundliche Hauch trieb die kleine Flotte dem heimathlichen Hafen von Reggio zu.

Nun rüsteten sich beyde Brüder mit Ernst, im nächsten Frühling das Unternehmen gegen Sicilien beginnen zu können. Ben Hamed in Palermo erhielt Kunde von dieser Vorbereitung, und sandte eine Flotte ab, die in dem

Canal zwischen Calabrien und Sicilien kreuzen, und den Normannen den Übergang wehren sollte. Robert und Rüdiger erfuhren es, sie ließen ihr ganzes Heer vor der Einschiffung ausrucken, sich vor Gott demuthigen, und ihn um seinen Beystand bey den drohenden Gefahren anflehen. Dann bestieg Rüdiger mit dem Heere die Schiffe und segelte furchtlos und unangegriffen im Angesicht der Feinde mit dreyhundert Mann hinuber. Bey Monastria landeten sie, und Rudiger schickte die Schiffe alsogleich zurück. Seine erste Bewegung war gegen Messina, das bereits so viele seiner tapfersten Streiter im Kampfe gegen ihn verlohren hatte. Er griff es mit Macht und Schnelligkeit an; wahrscheinlich kamen die Christen in der Stadt seinen Bestrebungen von Außen zu Hulfe. Im Kurzen ward die Stadt erstürmt, Alles niedergemacht, was sich widersetzte, reiche Beute gewonnen, und so zuerst von den Normannen fester Fuß auf dieser Insel gefaßt.

Rudiger machte nun aus dem in Messina gewonnenen Raub drey Theile, wovon er einem der Kirche weihte, den zweyten fur sich behielt, und den dritten unter seine Krieger austheilte; seinem Bruder aber sandte er als

Zeichen der Oberherrlichkeit die Schlüssel von Messina zu, und ließ ihn dringend bitten, herüber nach Sicilien zu kommen.

Die Flotte der Palermitaner hatte bis jetzt noch in der Meerenge gekreuzt. Als sie die Einnahme von Messina und die Vergeblichkeit ihres Auflauerns inne wurden, segelten auch sie zurück, und Robert, der Aufforderung seines Bruders folgend, setzte ungehindert über die See, und eilte ins Lager seines Bruders, dessen Wiedersehen nach so viel muthvoll bestandenen Gefahren und glücklichen Unternehmungen ihm doppelt erfreulich war. Beyde Brüder vereinigten nun ihre Schaaren, und brachten den Sommer damit zu, das Land in verschiedenen Richtungen zu durchziehen, ihre siegreichen Waffen überall hinzutragen, einige Städte mit Gewalt, andere durch freywillige Übergabe einzunehmen, und so bereits einen großen Theil der Insel unter ihre Herrschaft zu bringen.

Mit dem annahenden Winter kehrten sie nach Apulien zurück, und übertrugen Ben Humen indeß die Erhaltung ihrer Eroberungen. Aber noch ehe das Weihnachtsfest kam, trieb Rüdigern der Wunsch nach neuen Thaten wieder über die Meerenge. Ben Humen hatte sein an-

vertrautes Amt tüchtig verwaltet, und das Land rings umher in Furcht und Schrecken erhalten. Die christlichen Einwohner von Traina öffneten Rüdigern freudig ihre Thore, und setzten ihn dadurch in den Stand das Fest der Geburt seines Erlösers unter Glaubensgenossen zu feyern.

Hier in Traina traf ihn ein Bothe aus Calabrien, der ihm die Ankunft seiner Braut meldete. Gräfinn Juditha von Evreux, ebenfalls eine Normannin, war jung, schön, liebenswürdig, und Rüdiger, der zwar schon bey seiner Überkunft Witwer war, hatte Juditha lange hoffnungslos geliebt, indem ein eigenes Gelübde oder der Wille ihrer Ältern sie dem Kloster bestimmt hatte. Es ist unbekannt, welche Verhältnisse diese Bestimmung veränderten, und Judith die Freyheit gaben, ihr Herz mit ihrer Hand zu verschenken. Jetzt war sie in Calabrien angekommen, und Rudiger eilte auf den Flügeln der Liebe zurück, die langersehnte Braut mit festlichem Gepränge, Musik und lauter Freude nach Mileto zu führen, wo seine eigentliche Residenz war. Aber die Liebe hatte die Begierde nach Ruhm nicht erstickt. Bald riß er sich aus den Armen der jungen Ge-

mahlinn, um nach Sicilien zu neuen Siegen zu eilen, und kehrte von diesen Siegen wieder in ihre Arme zurück, indem Ben Humen seine Stelle in Sicilien vertrat.

Aber dieser verläßliche Freund und treue Bundesgenosse fiel bald darauf in einem Zweykampf; die Normannen sahen sich ohne Anführer und Haupt mitten in dem gegen sie feindlich gesinnten Lande, sie gaben daher Traina und Alles, was sie auf dem offenen Lande erobert hatten, auf, und zogen sich nach Messina zurück. Rüdiger erkannte wohl, wie nothwendig seine Gegenwart bey dieser Wendung der Angelegenheiten in Sicilien seyn würde; aber eine noch weit dringendere hielt ihn in Apulien zurück, eine zweyte Fehde mit seinem Bruder Robert. Dieser hatte längst versprochen, zum Lohne für so viel tapfere Thaten, die Rüdiger nur für ihn unternommen, Calabrien mit ihm zu theilen. Rüdiger hatte nicht eher daran gedacht, Gebrauch von diesem Versprechen zu machen, bis der Wunsch, seiner jungen, geliebten Gemahlinn ein angenehmes Daseyn zu gründen, ihn bewog, seinen Bruder daran zu erinnern. Aber Robert suchte jetzt allerley Vorwände, um sein gegebenes Wort zu umgehn.

Rüdiger erkannte, daß er von der Liebe und Billigkeit seines Bruders nichts zu erwarten hätte, trennte sich im Zorne von ihm, und zog sich nach Mileto, das er tüchtig befestigte, seinem Bruder einen Absagebrief zusandte, aber dennoch vierzig Tage, selbst auf die Gefahr, hier überfallen zu werden, wartete, in Hoffnung, sein Bruder würde sein Unrecht einsehen, und der unnatürliche Streit sich freundlich lösen.

Aber er lösete sich nicht, wie Rüdigers Herz ihn hoffen ließ. Robert rückte mit feindlicher Macht vor Mileto, und dachte seines Bruders, der noch von einem kaum überstandenen Fieber geschwächt war, leicht Meister zu werden. Rüdigers tapferer Widerstand zeigte ihm bald, daß seine stolzen Erwartungen ihn getäuscht hatten. Er ließ daher an jedem Ende der Stadt einen Thurm errichten, von welchen aus er die Stadt zu ängstigen, und endlich durch Mangel zur Übergabe zu zwingen dachte. Rüdiger griff diese Thürme muthig an, indem er, mitten durch die Stadt eilend, seine Macht immer gegen denselben wandte, in welchem, wie er wohl wußte, sein Bruder sich für den Augenblick nicht befand. Aber der Drang der Umstän-

de zeigte ihm bald, daß an kein längeres Halten hier mehr zu denken war, und so verließ er einmahl in der Nacht die Stadt mit hundert Reisigen, und ging nach Girace, das ihm willig die Thore öffnete, obwohl es unlängst vorher ein Bündniß mit Robert beschworen hatte.

Guiscard, hocherzürnt über diesen Treubruch, brach sogleich von Mileto auf, wo er nur eine schwache Besatzung in den beyden Thürmen ließ, und rückte vor Girace. Er wußte wohl, daß er noch auf eine große Parthey in der Stadt zu zählen hatte; dennoch fand er die Thore verschlossen, und konnte einer Einladung zu einem seiner Freunde, Basilius, einem der Vornehmsten der Stadt, nur verkleidet folgen. Unentdeckt gelangte er zwar in den Pallast seines Freundes, aber Zufall oder Verrath verbreitete die Nachricht von der Anwesenheit dieses wichtigen Gastes unter den Einwohnern. Bey der Kunde, daß der Herzog, dem Viele ungeneigt waren, sich in ihren Mauern befände, rottete der Pöbel sich vor dem Hause seines Wirthes zusammen, forderte mit Ungestüm die Auslieferung des Herzogs, stürmte den Pallast, und Basilius sammt seiner Frau fielen als ein Opfer der blinden Volkswuth.

Robert sah sich ganz allein, ohne Waffen, ohne Schutz, mitten unter dem tobendem Haufen, der nach seinem Blute lechzte. Mit Mühe gelang es ihm, ihre Wuth mit kluger Rede so weit zu besprechen, daß sie auf den Rath der Vernünftigen hörten, und von einer wilden That abstehend, die nicht ungerochen geblieben seyn würde, den Herzog indeß bloß gefangen setzten.

Aber der Ruf von der Gefahr und Gefangenschaft des Herzogs verbreitete sich, und gelangte ins Lager seines Bruders auf der andern Seite von Girace. Aller Fehde, aller Feindschaft vergessend, rief dieser seine Normannen zusammen, trug ihnen die Gefahr seines Bruders, ihres Herzogs vor, und beschwor sie mit Thränen, ihm zur Rettung seines Bruders zu helfen. Schnell war die Schaar gewaffnet, schnell rückte er damit in die Stadt, ließ die Häupter derselben zusammenberufen, stellte ihnen vor, welches Schicksal sie sich durch die Ermordung des Herzogs zuziehen würden, und wußte es durch Überredung und Drohungen, die seine bewaffnete Schaar auszuführen in Bereitschaft stand, dahin zu bringen, daß sie Guiscard frey gaben. Dieser eilte nun in

die Arme seines Bruders, und Thränen der Freude und des Danks feyerten den Augenblick der Versöhnung.

Alles schien nun beygelegt, und der Zwist der Brüder für immer abgethan. Aber während jene Vorfälle sich in Girace zutrugen, hatten Rüdigers in Mileto zurückgelassene Leute die beyden Thürme vor ihren Thoren gestürmt, die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht, und sich der Befestigungen bemächtigt. Robert, dessen Gemüth viel geneigter war, empfangene Unbilden, als genossene Wohlthaten zu behalten, loderte sogleich wieder in Zorn auf, klagte laut über Rüdigers Unredlichkeit, und weigerte sich aufs neue, zu der versprochenen Theilung von Calabrien zu schreiten, bis nicht sein Bruder ihm beyde Schlösser oder Thürme und die gefangene Besatzung auslieferte. Rüdiger, um von seiner Seite nicht die geringste Veranlassung zu Feindseligkeiten zu geben, ließ sich auch dieß gefallen, und übergab die Schlösser und die Mannschaft; als er aber sah, daß Alles dieß seines Bruders harten Sinn nicht beugen, und ihn nicht zur Haltung seines Versprechens vermögen könne, drang er durch Einverständniß

mit den Einwohnern in das feste Schloß seines Bruders Messiana, von wo aus er ganz Calabrien nach Gefallen beunruhigen konnte, setzte sich daselbst fest, und sandte seinem Bruder von dort einen Fehdebrief.

Nun sah Robert die Gefahr ein, die allen seinen Besitzungen drohe, wenn Rudiger feindlich jenen Platz behauptete; er entschloß sich, die lange verweigerten Bedingungen zu erfüllen, Calabrien wurde getheilt, Rüdigers gerechte Forderungen befriedigt, und er war nun im Stande, auch diejenigen zu belohnen, die ihm bisher so treu gedient hatten.

Sobald diese Angelegenheit in Ordnung war, setzte er mit dreyhundert Reisigen und seiner jugendlichen Gemahlinn über die Meerenge, landete in Sicilien, und rückte gerade vor Traina, das ihm zwar nicht ungern, aber nicht mehr mit so gutem Willen die Thore öffnete. Das Betragen der normannischen Krieger, die bey den Einwohnern im Quartier gelegen, und sich nicht gehörig benommen hatten, war die Hauptursache dieser Unzufriedenheit. Rüdiger hörte die gerechten Klagen, und strafte die Übelthäter; aber damit war der falsche Sinn der Griechen nicht begütiget. Als der

Graf kurze Zeit darauf mit dem größten Theil seiner Leute zu einem Kampfe gegen die Saracenen ausgezogen war, überfielen sie die nur mit wenigen Kriegern zurückgebliebene Gräfinn, in der Hoffnung, sich ihrer leicht zu bemächtigen, und somit das Joch der Fremdlinge abzuschütteln. Indessen vertheidigte sich Judith heldenmüthig mit ihrer kleinen Schaar, und hielt sich unbesiegt, bis ihr Eheherr ankam, und nun ein furchtbarer Kampf mit den Empörern begann. Die Stadt war in zwey Partheyen getheilt, alle Tage fielen Gefechte vor; aber die Griechen hatten große Vortheile vor Rüdigern, indem ihnen fünftausend Saracenen zu Hülfe zogen, und Überfluß in ihrem Lager herrschte, während der Graf mit den Seinigen kaum das Nothdürftigste hatte, und ein Mantel und ein Oberkleid Alles war, was er sammt seiner Gemahlinn besaß, um sich vor der Kälte zu schirmen. Dennoch verließen ihn sein Muth und seine Standhaftigkeit nicht. Bey einem der vielen Gefechte, in welchem er sich zu weit unter die Feinde gewagt hatte, wurde sein Pferd unter ihm durchstochen; es stürzte nieder, und Rüdiger sah sich mitten unter den feindlichen Schaaren allein und zu Fuß. Da

zog er sein Schwert, und mähte, indem er es rasch im Kreise umher bewegte, so furchtbar unter den eindringenden Feinden, daß bald ein Wall von Leichen vor ihm lag, die Übrigen die Flucht ergriffen, und er Zeit genug behielt, auch noch den Sattel seines todten Pferdes abzuschnallen und auf seinen Schultern mitzunehmen, damit die Feinde auch nicht das kleinste Siegeszeichen von ihm aufzuweisen hätten.

Vier Monathe hatte die Belagerung gewährt, die Strenge des Winters nahm zu; die Sicilianer, empfindlicher gegen den Frost, als die rauhern Söhne des Nordens, suchten sich in ihrem Lager nach Möglichkeit davor zu schützen, hielten die Wachen sorgloser, und pflegten sich in Bad- und Trinkstuben. Rüdigers Aufmerksamkeit entging nichts, er befahl seinen Leuten, zum Schein dasselbe zu thun, und sich anzustellen, als unterließen sie die sorgfältigere Huth. Das schläferte die Feinde noch mehr ein, und der Graf ergriff den Augenblick, wie er in einer hellen strengkalten Winternacht auf dem Walle hin- und herschreitend jene im tiefsten Schlaf, und keine Wache auf ihrem Posten erblickte. Rasch fiel er mit den Seinigen aus, erschlug eine große Anzahl der Feinde,

und brachte Überfluß an Lebensmitteln aus dem schlechtvertheidigten Lager in seine von Allem entblößte Feste zurück.

Bald darauf, da er die Nothwendigkeit erkannte, was ihnen fehlte, und was ihnen kein zweyter Ausfall liefern konnte, Waffen, Pferde und Geld aus Apulien oder Calabrien zu hohlen, verließ er Traina, und vertraute seiner Judith die Obhuth der Burg. Judith entsprach dem Vertrauen, das ihr Gemahl auf ihren klaren muthigen Sinn setzte. Sie erschien selbst auf den Wällen, bemerkte, wo es gebrach, ordnete was zu ordnen war, ermahnte die Krieger mit sanften Worten, und vertröstete sie auf die baldige Rückkehr ihres Eheherrn. Dieser erschien auch bald, theilte froh unter die Seinen, was er mitgebracht hatte, machte, sobald die Pferde sich erhohlt hatten, von allen Seiten Ausfälle und Streifzüge gegen die Araber, schlug sie in kleinern und größern Gefechten, und belebte mit seinem Heldengeiste Alles, was ihn umgab.

Die Saracenen ihrerseits strengten alle Kräfte an, diesen Fortschritten zu widerstehen, und bey Ceramio kam es bald zu einer

merkwürdigen Schlacht. Serlo, Rudigers Neffe hatte von seinem Oheim den Befehl erhalten, mit 36 Reitern und einer Schaar, die jener ihm selbst zuführen wollte, Ceramio anzugreifen. Des Jünglings ungeduldige Tapferkeit erlaubte ihm nicht, die Ankunft seines Oheims abzuwarten; allein, nur von jenen sechs und dreyßig Mann begleitet, erschien er vor Ceramio, drang hinein und behauptete sich darin. Bald darauf erschien Rüdiger mit seinen Normannen. Die Saracenen, in weit überlegener Zahl griffen ihn an, das kleine Heer war bald umringt, er sah keinen Ausweg, als den er sich mit dem Schwerte in der Hand erkämpfen würde. Da zeigte sich plötzlich mitten im Gedränge ein Ritter auf schneeweißem Pferde, in schimmernder Rüstung und mit einer weißen Fahne, wie der fromme Goffredo Malaterra erzählt. Die Normannen erkannten ihn für den heil. Georg, riefen mit Jubelgeschrey seinen Nahmen aus, warfen sich auf die erschrockenen Feinde, und erkämpften einen vollständigen Sieg. Die Beute war unermeßlich. Rüdiger gelobte einen Theil davon dem heil. Petrus, und schickte dem Papst Alexander dem IV. vier kostbar

geschmückte und beladene Kamehle zu, wofür ihm dieser eine Fahne, mit dem Zeichen des apostolischen Stuhls geziert, schenkte. Rüdiger aber ließ von nun an auf seine Waffen und Fahnen den Spruch setzen: **Dextera Domini fecit virtutem, Dextera Domini exaltabit me.** Die Hand des Herrn hat mir Muth gegeben, die Hand des Herrn wird mich erhöhen. Diese Worte wurden späterhin der Wahlspruch aller Normannischen Fürsten.

Längst schon hatten Rüdiger und Robert die Wichtigkeit von Palermo, der ersten Stadt der Insel und die bedeutenden Folgen dieser Eroberung eingesehen; aber noch fühlten sie ihre Kräfte diesem Unternehmen nicht gewachsen, und so ließen sie sich auch von den Pisanern, welche eine Fehde mit Palermo hatten, und die Hülfe der Normannen bey diesem Unternehmen ansprachen, nicht dazu bewegen. Vielmehr begnügte sich Rüdiger in den nächsten zwey Jahren damit, hin und her Streifzüge durch die Insel zu machen, die Uneinigkeiten der Saracenen zu seinem Vortheil zu benützen, und ihre Macht auf jede Art zu schwächen.

Dennoch ermannten sich diese von Zeit zu

Zeit wieder, und brachten so einstens eine bedeutende Heeresmacht zusammen, mit der sie im Feld erschienen, und auf der Ebene Missilmeri, unweit Palermo, den Normannen eine Schlacht anbothen. Diese nahmen sie, ungeachtet ihrer viel kleinern Anzahl, begierig an. Rudiger ermahnte die Seinen in einer kurzen Anrede, und nun stürzten sie mit einer solchen Heftigkeit auf den Feind, daß dieser die Flucht ergriff, und das reiche Lager mit ungeheuren Schätzen den Normannen überließ. In diesem Lager fand Rüdiger die Brieftauben, deren die Araber sich zu schnellen Bothschaften zu bedienen pflegen. Auch er machte Gebrauch von dieser Erfindung, aber zum Schrecken der Saracenen, indem er Briefe, auf denen die Nachrichten von der Niederlage des Arabischen Heers mit dem Blute der Erschlagenen geschrieben waren, den Tauben mitgab, sie so zurück nach Palermo fliegen ließ, und die äußerste Bestürzung unter den Einwohnern verbreitete. Vermuthlich war es um diese Zeit, daß Rüdiger seine zweyte, so geliebte Gemahlinn Judith verlor. Er hatte nicht die Freude, Kinder von ihr zu erhalten, und sah diese Entbehrung als eine gerechte Strafe des Himmels an, für den

Raub, den er an demselben begangen hatte, indem er die ihm geweihte Braut ihrem Gelübde ungetreu gemacht hatte. Er vermählte sich zum drittenmahle, und von dieser Frau die Ehrenburg hieß, hatte er zwey Söhne, Gottfried und Jordan, und sechs Töchter, die er in der Folge, eine Einzige ausgenommen, an verschiedene Fürsten verheirathete. Jene einzige nahm den Schleier.

Ganz Apulien gehorchte bereits Herzog Roberts Scepter, bis auf die Seestadt Bari, die dem griechischen Kaiser ihre Treue unerschüttert bewahrt hatte. Alle Macht, die dieser Hof noch in Apulien besaß, war in diesem einzigen Ort zusammengedrängt, ein Katapan commandirte darin, und widerstand muthig allen Angriffen Roberts, der die Stadt bereits im vierten Jahre vergeblich belagerte. Überzeugt, daß es ihm unmöglich seyn würde, ihrer mit seiner Macht allein Meister zu werden, rief er seinen Bruder zu Hülfe, der sogleich von Sicilien herüber kam, seine Schaaren mit denen seines Bruders vereinigte, und die Belagerung mit erneuter Kraft begann.

Die Barenser sahen die Gefahr, die ihnen von dieser mächtigen Verbindung drohte, und schickten deßhalb in Geheim Bothschaft nach

Byzanz an Kaiser Diogenes, um Unterstützung in ihrer äußersten Noth zu erflehen. Der Kaiser, bewogen durch die Gefahr der getreuen Stadt, verhieß ihnen, eine Flotte unter Josselin d'Orendhes zu Hülfe zu senden, der ebenfalls ein Normann und vermuthlich einer von den Warägern oder Waringern war, wie die Schaar der Nordländer hieß, die sich dem griechischen Kaiser zum Dienste verpflichtet hatten. Der Abgesandte war heimlich aus Bari gegangen, und kam eben so heimlich wieder zurück; Aber Rüdiger, dessen Aufmerksamkeit nichts entging, bemerkte in der Nacht Feuerzeichen auf den Wällen der Stadt; er schloß daraus, daß man Hülfe oder sonst ein Ereigniß erwarte, das von der Seeseite herkommen müßte. Deßhalb ließ er genau allnächtlich das Meer beobachten, und erblickte denn auch wirklich einmahl von fern die schimmernden Lichter der Laternen, welche die griechischen Schiffe jedes wie einen Hoffnungsstern in finsterer Nacht, vor sich trugen. Sogleich bestieg Rüdiger ein wohl gerüstetes Fahrzeug, das er schon zu diesem Behuf hatte bereiten lassen, steuerte gerade auf das den Übrigen voran segelnde Schiff zu, das

den Feldherrn, eben jenen Josselin d'Orenches trug, griff es an, überwältigte die Bemannung und brachte Josselin als Gefangenen zu dem Herzog, der den Bruder, um dessentwillen er sehr besorgt gewesen war, mit doppelter Freude empfing. Die Barenser erkannten, daß sie nun keinen Entsatz mehr zu hoffen hatten, und ergaben sich an Robert Guiscard. Rüdiger ging wieder nach Sicilien, und Robert folgte ihm bald, um die lange aufgeschobene Belagerung von Palermo zu unternehmen.

Bey Catanea stieß er mit den Seinigen zu dem Heere seines Bruders, zog dann vereint mit ihm vor Palermo, und umlagerte es zu Land und See. Aber die Palermitaner vertheidigten sich mit Entschlossenheit, das Schicksal der Stadt blieb vier ganze Monathe unentschieden, und Guiscard mußte seine Zuflucht zu einer Kriegslist nehmen. Er ließ eine beträchtliche Anzahl seiner Leute sich auf der Seite der Stadt, wo die Einwohner ihre Gärten hatten, in einen Hinterhalt legen, Rüdiger aber mußte, von der Flotte unterstutzt, die Stadt auf der Seeseite angreifen. Sobald die Palermitaner den Ungestüm seines Angriffs fühlten, warfen sie sich mit vereinter Macht der drohenden höch-

sten Gefahr entgegen, und gaben so die andere Seite der Mauern dem Hinterhalte Guiscards Preis. Dieser eilte sogleich herbey, erstieg ohne Widerstand die unbewachten Walle, und öffnete die Thore der Stadt. Bestürzt erblickten die Einwohner plötzlich den Feind mitten unter sich, und überzeugt, daß nun alles verloren sey, ergaben sie sich auf leidliche Bedingungen. Den Saracenen wurde die freye Ubung ihrer Religion erlaubt, und die christliche in ihrem alten Glanz hergestellt. Rüdiger und Robert ließen die Kirche zur heiligen Jungfrau, welche die Mahomedaner zu einer Moschee gemacht hatten, reinigen, und wieder einweihen; der alte Erzbischof, der in Armuth und Elend gelebt hatte, wurde in seine vorige Würde und Amtsverrichtung eingesetzt, die Kirche von nun an **Maria della Vittoria** genannt, so wie das Thor, durch welches die Normannen herein drangen, bis auf diesen Tag **Porta della Vittoria** heißt, und auf diese Art die neue Eroberung durch fromme Gesinnung geheiligt und gesichert.

In Ceramio hatte Rüdiger seinen Neffen Serlo, der das Meiste zu dessen Eroberung beygetragen hatte, zum Schutze der Stadt,

und um die Araber in der Gegend niederzuhalten, zurück gelassen. Die unbedachtsame Jugend desselben ließ sich von den Freundschaftsversicherungen eines saracenischen Heerführers einschläfern und unter dem Vorwande einer Jagd allein weit von der Stadt weg locken. Die Saracenen lagen im Hinterhalt, sie sprangen mit einem Mahle hervor, und Serlo erkannte seine Unbedachtsamkeit und seine Gefahr. An Rettung war nicht zu denken, aber der Normann wollte sein Leben den Verräthern theuer verkaufen; er sprang auf einen Fels, der ihm den Rücken deckte, und noch seinen Nahmen führt, und vertheidigte sich dort lang und muthig gegen die Überzahl. Endlich aber erlag er ihren Streichen, und Ceramio ging mit dem Tode des Befehlshabers verloren. Rüdigern erfüllte diese Nachricht mit so großem Schmerze, daß er sich ganz seiner Traurigkeit hingab, und Robert ihn erinnern mußte, sich zu fassen, und lieber auf Rache zu sinnen.

Nun setzte er seine Unternehmungen gegen die Saracenen wieder fort, eroberte nach und nach mehrere Städte, befestigte einige, erbaute an andern Orten feste Schlösser, und schränkte so die Macht und das Gebieth der Saracenen

immer mehr ein. Zuweilen wagten sie aus Afrika herüber Raubzüge, landeten an unbewachten Stellen, überfielen Wehrlose, und schleppten Weiber und Kinder in die Sclaverey fort. Wenn aber Rüdiger von diesen Freveln hörte, überfiel er sie, jagte ihnen den Raub ab, und trieb sie in ihre Schlösser zurück.

So gingen einige Jahre hin, bis 1076 wichtige Geschäfte des Grafen Anwesenheit in Apulien forderten. Er ließ seinen Schwiegersohn, Graf Hugo von Gircea, zur Huth in Sicilien zurück, und schärfte ihm dringend ein, sich weder von Catanea zu entfernen, noch in eine Schlacht mit den Saracenen einzulassen. Aber die Begierde, Etwas zu thun, das ihm die Achtung seines Schwiegervaters verdienen könnte, riß ihn hin, sein ausdrückliches Geboth zu übertreten. Er verließ Catanea, suchte zu Traina seinen Schwager Jordan auf, und beredete ihn, irgend etwas Kühnes gegen die Saracenen zu unternehmen.

Benhuris, Fürst von Syrakus, war zu dieser Zeit das Haupt aller noch in Sicilien befindlichen Saracenen. Die ehrgeizigen Wünsche der beyden jungen Grafen wurden bald bekannt, und Benhuris nahm sich vor, sich der-

selben zu ihrem eigenen Verderben zu bedienen. Ungefähr dreyßig saracenische Reiter zeigten sich unweit der Mauern von Catanea, und forderten unter Hohn und Spott die Besatzung zum Kampfe auf, indeß ein bedeutender Hinterhalt sich im Dickicht und in den Niederungen versteckte. Hugo und Jordan ließen sich täuschen; doch, um nicht ganz unbesonnen zu handeln, schickten sie vorerst nur einen kleinen Haufen gegen jene Reiter ab. Die Saracenen zogen sich alsobald zurück, der Hinterhalt hielt sich stille. Hugo's Krieger kamen ohne Gefahr weit über denselben hinaus, und Hugo und Jordan, der anscheinenden Sicherheit vertrauend, rückten nun mit ihrer ganzen Macht aus, und jagten den Fliehenden nach. In dem Augenblicke fuhren die Saracenen aus ihrem Hinterhalte empor, warfen sich über die Normannen her, und schnitten ihnen die Rückkehr in die Stadt ab. Hugo fiel als Opfer seines jugendlichen Ehrgeizes, Jordan rettete sich nebst dem Rest der Seinigen mit Mühe in die Stadt, und verschloß sie den Feinden. Als Rüdiger bey seiner Zurückkunft diese Unfälle vernahm, überließ er sich seinem ganzen Schmerz über Hugo's Verlust, beweinte ihn mit vielen Thränen, und

brachte ihm ein furchtbares Todtenopfer, indem er alle zur Erndte reifen Säaten der Sicilianer verwüstete, und weithin Elend und Noth über das feindliche Land verbreitete.

Rüdiger fuhr fort, den Saracenen auch auf jede andere Weise Abbruch zu thun. Er entriß ihnen Trabla und Nuovo Castro, und schickte sich an, Taormina zu belagern. Um dieses zu bewerkstelligen, ließ er an dem schroffen Berge, auf welchem es liegt, zwey und zwanzig Schanzen anlegen. Hier, indem er, um Alles selbst zu sehen und zu ordnen, von einer zur andern kletterte, überfielen ihn Saracenen, die sich in einem Myrthengesträuch verborgen hatten. Er würde seine Kühnheit mit seinem Leben bezahlt haben, wenn nicht einer seiner Begleiter, Evisard genannt, den Streich aufgefangen, und sich für seinen Herrn geopfert hätte. Der Angriff wurde muthig zurück gewiesen, und Rüdiger ließ den Retter seines Lebens mit großem Pomp beerdigen.

Im Jahre 1079 fiel Taormina in die Hände der Normannen. Jaci hatte bald darauf dasselbe Schicksal, und Rüdiger vertrieb, indem er mit seinen Truppen durch das Gebirg streifte, vom Aetna bis nach Traina alle An-

hänger Mahomets, in welcher letzten Stadt er der heiligen Jungfrau eine Kirche baute.

Aber indeß Rüdiger so eifrig für die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens in Sicilien besorgt war, hatte Robert, sein Bruder, sich mit den Papst entzweyt, Benevent im Kirchenstaat angegriffen, und Gregor VII. ihn nebst allen seinen Angehörigen in Bann gethan. Dieß schmerzte Rüdigern außerordentlich; er sann angelegentlich darauf, sich mit dem heiligen Vater zu versöhnen, und ging deßwegen selbst nach Rom, um die Lossprechung von dem unverschuldeten Fluch, und die Erlaubniß zu erbitten, daß er sich künftig einen Sohn der Kirche nennen dürfe. Nur mit Mühe willigte endlich der Papst in diese billige Forderung, und nur unter der Bedingung, daß Rüdiger nie Theil an den kirchenräuberischen Entwürfen seines Bruders nehme.

Als er wieder nach Sicilien zurückgekommen war, erschien eine Bothschaft von Raymund Grafen der Provence, der, von Rüdigers Ruhm gelockt, um die Hand seiner Tochter Mathilde warb. Rüdiger hörte diese Werbung mit Vergnügen. Graf Raimund kam selbst, die Braut zu hohlen, und kehrte, sobald die Hoch-

zeitsfeyerlichkeiten, die Rüdiger mit großer Pracht veranstaltet hatte, vorüber waren, mit seiner jungen Frau nach der Provence zurück.

Beg Humen, ein Saracene, hatte Rüdigers Gunst und Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er ihm, nach seines Schwiegersohns, Hugos, Tode die Vertheidigung von Catanea übergab. Aber der Saracene lohnte dieß Zutrauen schlecht. Er lieh der Einflüsterung des Fürsten von Syrakus Benhuris sein Ohr, und übergab ihm zuletzt, verrätherischer Weise den anvertrauten Platz. Schon frohlockten die Saracenen über die Schmach, die die Christen durch sie erlitten; aber Jordan, Rüdigers Sohn, Robert von Surdavalle und ein gewisser Elias Cortomenes, der den mahomedanischen Glauben verlassen hatte, und später, als er durch einen unglücklichen Zufall wieder in die Hände seiner ehemahligen Glaubensgenossen fiel, lieber sterben als abtrünnig werden wollte, rückten schnell, obwohl mit geringer Macht heran, umlagerten die Stadt, und bedrängten sie so sehr, daß Benhuris und Beg Humen nichts übrig blieb, als sich bey Nacht durch eine schnelle Flucht zu retten. Die Normannen besetzten Catanea aufs neue, Benhuris

aber ließ, sobald er in Syrakus angekommen war, Beg Humen zum Lohne seines Verraths hinrichten.

So edel und tapfer sich Jordan bey dieser und andern Gelegenheiten bewiesen hatte, vergaß er doch bald darauf seine Pflicht gegen seinen Vater. Es ist unbekannt, welche Ursachen ihn dazu bewogen hatten; aber da die Huth von Catanea kurz vorher seinem Schwager, der seine Unbesonnenheit mit dem Leben gebüßt hatte, und dann nach dessen Tode einem Saracenen anvertraut war, so ist es denkbar, daß vielleicht Jordan so gut wie jene unbedachtsam gehandelt, und, weil er sich von seinem Vater einem Fremden nachgesetzt glaubte, dem Rathe böser Menschen horchend, sich bis zur Empörung habe verleiten lassen. Schon hatte er sich der Schlösser San Marco und Mistreto bemeistert, und rückte auf Traina los, wo seines Vaters Schätze aufbewahrt lagen. Die Einwohner verschlossen die Thore vor ihm, und Rüdiger, der während seines Bruders Abwesenheit, seine Stelle in Apulien vertrat, kam auf die erste Nachricht von diesen Unruhen zeitlich genug in Sicilien an, um die Empörung zu vernichten und die Ruhe wieder herzustellen.

Aus Besorgniß, durch zu große Strenge den Sohn zu einem verzweifelten Schritt, und vielleicht in die Arme der Saracenen zu treiben, schien er die Sache für nichts als eine jugendliche Übereilung zu halten, und sich zur Verzeihung geneigt finden zu lassen. Als Jordan dieß erfuhr, kehrte er zu seines Vaters Füßen zurück. Aber dieser ließ einen so großen Frevel nicht ungestraft hingehn. Zwölf der vornehmsten Anhänger desselben mußten ihr Vergehn mit dem Verluste ihrer Augen büßen, und selbst seinem Sohn ließ Rüdiger eine gleiche Strafe wenigstens fürchten, von der ihn aber die bereits verabredete Fürsprache einiger Großen losbath.

Des Grafen Bestreben ging nun dahin, die Ruhe wie hier so überall auf der ganzen Insel, so weit er sie beherrschte, herzustellen. Er baute zu diesem Ende zwey Thürme bey Messina, befestigte sie wohl, und versicherte sich dadurch des Schlüssels von Sicilien.

Unterdessen hatte auch Robert sich mit dem heiligen Vater ausgesöhnt, und im Jahre 1082 einen Krieg gegen den Kaiser von Byzanz begonnen, Durazzo eingenommen, die Weringer geschlagen, und den Kaiser selbst mit seinem

Heere in die Flucht getrieben. Mitten in diesem Siegeslauf rief ihn eine Bothschaft Gregors VII. zurück, der, von dem römischen Kaiser Heinrich IV. in Rom belagert, und hart bedrängt, nur in der Tapferkeit Roberts Rettung zu finden glaubte. Robert gehorchte schnell diesem Rufe, übergab seinem Sohne Bohemund den Befehl über sein Heer in Griechenland, schiffte sich sogleich ein, und erschien mit seiner Kriegsmacht vor Rom, wo Gregor, im Thurme des Crescentius eingeschlossen, seine Rettung bang erwartete. Der Kampf begann, die Normannen siegten, die Deutschen mußten ihr Vorhaben aufgeben, der Papst war befreyt und folgte seinem Retter, weil er sich auch nach der Entfernung seiner Feinde in Rom nicht sicher glaubte, nach Benevent. Hierauf kehrte Herzog Robert nach Griechenland zurück, wo unterdessen Bohemund sich seines Vaters würdig verhalten, starb aber kurz darauf, nicht ohne Verdacht von Gift, das ihm seine zweyte Gemahlinn Sigelgayta beygebracht haben sollte, um ihrem Sohn, der wie sein Oheim Rüdiger hieß, die Nachfolge zu versichern, da Robert seit der letzten Zeit geneigt schien, sie dem tapfern Bohemund, dem Sohn seiner ersten Ge-

mahlinn, Alberata zu bestimmen. Dieß Jahr 1083 war durch den Tod dreyer berühmter Männer wichtig, indem nebst Herzog Robert Guiscard, noch Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie und König von England, und endlich der Papst Gregor der VII. starben.

Nach Roberts Tode entspann sich zwischen seinen Söhnen Rüdiger und Bohemund der Streit um die Oberherrschaft; aber Graf Rüdiger, ihr Oheim, schlichtete ihn zum Vortheile des Erstern, und setzte ihn unter dem Titel eines Herzogs in alle Rechte seines Vaters in Apulien und dem Principate ein. Während er, hiermit beschäftigt, von Sicilien abwesend war, erregte ihm Benhuris, Fürst von Syrakus, neue Unruhen. Er rüstete eine Flotte aus, segelte über die Meerenge, überfiel Nicotera, zerstörte es, schleppte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft, entheiligte Kirchen und Klöster, mißhandelte die Klosterfrauen, und kehrte mit reicher Beute nach Syrakus zurück.

Graf Rüdiger, durch diese Frevel aufs Äußerste entrüstet, bereitete sich, sie zu rächen. Er ließ eine Flotte ausrüsten, womit er bis zum nächsten Frühling fertig war, näherte sich Syrakus zur See, und befahl seinem Sohne

Jordan das Heer zu Land dahin zu führen. Wind und Wellen begünstigten die Fahrt. Philipp, ein Verwandter des Grafen, der maurischen Sprache kundig, wurde auf einem leichten Schiffe voraus gesandt, um Alles zu erforschen. Unerkannt und unentdeckt segelte er bey Nacht zwischen der feindlichen Flotte umher, und brachte dem Grafen sichere Kunde. Bey Mesesalix vereinigten sich beyde Heere. Hier ließ Rüdiger seine Krieger Messe hören, beichten, das Abendmahl empfangen, und weil es ein Sonntag war, den Tag in Gebeth und Stille zubringen. Auf die nächste Mitternacht war der Angriff bestimmt. In größter Stille wurden die Anker gelichtet, und man näherte sich im Mondlichte dem Hafen von Syrakus, wo Benhuris mit seiner ganzen Flotte lag. Die Schlacht begann. Benhuris trieb sein böser Geist, sich mit dem Grafen zu messen; er ließ gerade auf dessen Schiff zurudern, griff es wüthend an, und wurde eben so wüthend empfangen. Ein Pfeil verwundete ihn zuerst, nun sprang auch der Graf von seinem Schiff in das des Saracenen, und suchte diesen überall mit gezücktem Schwert. Benhuris sah sich verloren, und indem er sich auf das nächste Schiff retten

wollte, stürzte er in's Meer. Die Schwere seiner Rüstung zog ihn zu Boden, und er fand seinen Tod in den Wellen; Syrakus aber hielt sich noch gegen vier Monathe, bis endlich, da die Stadt immer härter bedrängt wurde, des Fürsten Witwe, die sich noch daselbst befand, in einer Nacht sich heimlich mit ihren Kindern und Schätzen einschiffte, und nach Nolo ging, worauf sich die Stadt Rüdigern 1085 ergab.

Nach Benhuris Fall befand sich auf der ganzen Insel nur noch der Saracene Chamut, der sich der Macht der Normannen mit Nachdruck zu widersetzen im Stande war. Er selbst hielt sich in Castro Giovanni auf, aber seine Gemahlinn und Kinder lebten in Girgenti. Rüdiger beschloß im April des Jahrs 1086 diese Stadt zu belagern, und ängstete sie mit Kriegsmaschinen und Stürmen so sehr, daß sie endlich im Julius in die Gewalt des Siegers fiel. Obwohl dem erstürmten Platz keine Bedingungen waren gegeben worden, ließ doch Rudiger Chamuts gefangene Gemahlinn und Kinder würdig und ihrem Stande gemaß behandeln, umgab dann den Platz mit G aben und Wällen, befestigte ihn auf's neue, und eroberte von hier aus noch eilf der umliegenden

Orte. Endlich rückte er vor Castro Giovanni selbst, und ließ Chamut zu einer Unterredung auffordern. War es Rührung und Dankbarkeit wegen Rüdigers edlem Betragen gegen des Saracenen sehr geliebte Frau, war es Rüdigers begeisterte Rede oder göttliche Erleuchtung, genug der Saracene fühlte sich nach jenem Gespräche gestimmt, den Glauben seines menschlichen Siegers anzunehmen, und sich mit Weib und Kindern taufen zu lassen. Nur sollte, aus Furcht vor seinen Landsleuten, sein Entschluß nicht freywillig, sondern eine Folge des Zwangs scheinen. Daher zog er nach seiner Unterredung mit dem Grafen, in einem langen Zuge von Kamehlen, Maulthieren, Pferden, die seine Schätze trugen, als gedächte er anderswohin zu reisen, aus Castro Giovanni, bis an den Ort, wo die Normannen sich im Hinterhalt gelegt hatten. Sie stürzten auf die Karavane hervor, Chamut ergab sich ohne Widerstand, und wurde nebst seinen Schätzen in Sicherheit gebracht. Castro Giovanni, das sich nicht lange halten konnte, ging an Rüdigern über, Chamut aber ließ sich sogleich mit seiner ganzen Familie taufen, und bedingte sich nichts aus, als die Vergünstigung, auch als-

Christ sich von seiner Frau, mit der er nahe verwandt war, und die er zärtlich liebte, nicht scheiden zu dürfen. Um bey dem Grafen und seinen neuen Glaubensgenossen jede Möglichkeit des Verdachts zu entfernen, und zugleich um vor der Rache seines nun verlassenen Volks sicher zu seyn, ließ er sich in Calabrien nieder, wo Rüdiger ihm im Miletanischen Gebiethe Besitzungen einräumte, und brachte dort sein Leben mit den Seinigen vergnügt und unangefochten zu.

Bis auf Butero und Nolo, an welchem Orte sich Benhuris Witwe aus Syrakus mit ihren Kindern und Reichthümern hingeflüchtet hatte, hatte Rüdiger sich und der Normannischen Macht ganz Sicilien unterworfen. Er erkannte dieß Glück seiner Waffen mit frommer Dankbarkeit als einen Beweis einer vorzüglichen Gunst des Himmels an, und richtete in dieser Ansicht seine Aufmerksamkeit wie seine Thätigkeit auf göttliche und kirchliche Dinge, ohne deßwegen die Verwaltung seiner Regierungsgeschäfte und seiner kriegerischen Unternehmungen auf die Seite zu setzen. Er stiftete Kirchen und Klöster, errichtete in jeder größern Stadt ein Bisthum, beschenkte es reichlich, und

sorgte auf jede Weise dafür, daß der Glaube, dem er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Trost dankte, auch bey andern so viel möglich verbreitet und befestigt werde.

Zugleich war er der Friedensstifter, Schiedsrichter und Racher jedes Unrechts in seinem Hause. Bald nach Herzog Roberts Tode hatte er die Erbfolgestreitigkeiten zwischen seinen Neffen zu schlichten gehabt; aber Bohemunds Ehrgeiz ertrug ungern diesen Ausspruch, er empörte sich gegen seinen Bruder, den Herzog, bemächtigte sich der Stadt Oria, und streifte verwüstend mit seinen Schaaren durch's Tarentinische und Hydrunt. Graf Rüdiger kam auf das Ersuchen seines Neffen, des Herzogs, herüber; halb durch Gewalt, halb durch Güte brachte er Bohemunds unruhigen Geist zu Frieden und Versöhnung, und Herzog Rüdiger, mild und gut, trat dem Bruder nicht allein Oria, das dieser mit Gewalt der Waffen genommen, sondern auch noch andere Besitzthümer ab. Nicht lange darnach empörten sich die Consentiner gegen Herzog Rüdiger; er rief abermahls seinen Oheim zu Hülfe, und dieser brachte es durch Ueberredung und Drohung, durch Muth und Klugheit dahin,

daß die Consentiner sich ihrem rechtmäßigen Herrn wieder unterwarfen.

Der Graf dachte nun darauf, die Saracenen ganz aus der Insel zu vertreiben, und zog deßhalb vor Butero. Während er beschäftigt war, die Stadt einzuschließen, kam ihm plötzlich Bothschaft, daß der heilige Vater in Traina angekommen sey, um sich in dringenden Angelegenheiten der Christenheit mit dem Grafen zu besprechen, wodurch er bewies, welches Gewicht er auf des Grafen Ausspruch in solchen Dingen lege. Es betraf einen Streit zwischen den griechischen und lateinischen Christen, von denen die ersten bey der Communion sich gesäuerter, die letzten ungesäuerter Brote bedienten, und der Kaiser Alexius hatte den Papst ersucht, sich mit seinen Theologen nach Constantinopel zu verfügen, und dort mit diesen und griechischen Gelehrten über diese Streitfrage zu entscheiden, welcher Entscheidung er sich dann mit seinen Unterthanen unterwerfen würde. Rüdiger, der, so schwer es ihm fiel, sich in diesem Augenblicke vom Kriegsschauplatze zu entfernen, doch den Papst nicht auf sich warten lassen wollte, der bereits einen so weiten und beschwerlichen Weg, bloß um seinen

Rath zu hören, gemacht hatte, übergab den Oberbefehl seinen Feldhauptleuten, eilte nach Traina, und rieth dem Papst, um die Spaltung zu vermeiden, nach Constantinopel zu gehen. Er entließ ihn hierauf mit reichen Geschenken, und kehrte in's Lager vor Butero zurück. Den Pabst hielten später die Unruhen und Feindseligkeiten, die in Rom selbst ausgebrochen waren, von dieser Reise ab; Rüdiger aber war glücklicher in seinem Unternehmen, Butero fiel bald in seine Hände, und die Einwohner von Nolo, wo Benhuris Witwe mit ihrem Sohne sich aufhielt, die Unmöglichkeit erkennend, sich allein auf der ganzen Insel gegen die Macht der Normannen zu behaupten, entließen die Witwe mit den Ihrigen und ihren Schätzen nach Afrika, und übergaben dem Grafen die Stadt.

So waren denn die Normannen Herren von ganz Sicilien, das Herzog Rüdiger mit seinem Oheim, nach einer Theilung, welche bereits zwischen den beyden Brüdern Robert und Rüdiger vorläufig Statt gefunden hatte, gemeinschaftlich besaßen. Der Graf hatte das Ziel seines langen Strebens, den Lohn so mancher kühnen, gefährlichen That erreicht, der Him-

mel hatte sichtbar seine Unternehmungen gesegnet, und mit dem Glücke, mit der Ruhe wuchsen nicht, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, sein Stolz und seine Anmaßungen; er wurde vielmehr, so wie die äußern Reibungen aufhörten, immer milder und frömmer gesinnt, seine Untergebenen hatten sich nur einer sanften Begegung zu erfreuen, seine Ermahnungen wurden liebreicher, seine Strafen gelinder, sein Sinn war stetiger nach dem Himmlischen gerichtet. Dennoch verließ den alternden Helden die Lust nach Abentheuern nicht, und nachdem auf Sicilien nichts mehr zu thun war, entwarf er den Plan, Malta anzugreifen und die Christensclaven zu befreyen. Er ließ Schiffe ausrüsten, und Alles zur Abfahrt bereiten. Vergebens stellten ihm seine Großen, und vor Allen sein Sohn Jordan, der diesen Zug am liebsten selbst geführt hätte, sein Alter, und wie billig es für ihn wäre, sich zu schonen, vor; er wurde endlich über alle diese Gegenvorstellungen aufgebracht, gab das Zeichen zur Abfahrt, und stieß unter dem Schall fröhlicher Musik und lautem Jubelruf vom Lande. In Malta gelandet, war er kaum mit dreyzehn Rittern zu Pferde gestiegen, als die Einwohner

in großer Anzahl an das Ufer eilten, um ihnen die Landung zu wehren. Rüdiger mit seinen Gefährten griff sie muthig an, warf sie in die Flucht, schiffte seine Schaaren aus, und übernachtete dann ungestört am Gestade. Guy, der den Oberbefehl in der Stadt führte, sah ein, daß er mit unkriegerischen Bürgern sich der Macht der Normannen nicht würde widersetzen können, und ließ sich in Unterhandlungen ein. Rüdigers erste Forderung war die Freylassung aller Christensclaven, deren sich eine Menge auf dieser Insel befanden; dann bedingte er sich noch eine gewisse Zahl von Pferden und Maulthieren aus, legte ihnen einen jährlichen Tribut und die Verpflichtung auf, die Stadt als ein Lehen von Sicilien anzuerkennen und von ihm zu empfangen.

Auf die Nachricht von ihrer Erlösung durch den Grafen, erschien eine zahllose Menge gefangener Christen unter frommen Gesangen, und mit Kreuzen, die sie, wie Noth und Zufall es sie lehrten, aus Rohr, aus Holz u. s. w. zusammengefügt hatten, im Lager der Normannen, warfen sich dem Grafen zu Füßen, und dankten ihrem Retter durch Freudenthränen und Gebethe. Rüdiger hieß sie dann die

Schiffe besteigen, unterwarf sich im Zurückkehren noch die kleine Insel Golfani, an welcher er vorüberſegelte, und langte so mit reicher Beute und vielen Unglücklichen, die ihm ihre Rettung verdankten, in Sicilien an. Hier wollte er ihnen eine eigene Stadt, die den Nahmen Villa franca führen sollte, einräumen, und sie von allen Steuern und allen übrigen Lasten befreyen; aber die Geretteten zog die Sehnsucht nach der Heimath und den lange vermißten Geliebten, sie dankten dem Grafen für sein Erbiethen, und er ließ sie endlich, jeden, wie ihn sein Herz rief, zu dem Vaterland und den Freunden zurück kehren.

Aber indeß Glück und Ruhm ihn in den äußern Geschäften begünstigten, mußte er als Vater manchen Unfall und manches Leiden erdulden. Philipp, König von Frankreich, hatte seine tugendhafte Gemahlinn, Berta, ohne eine Ursache, als weil er ihrer satt war, unter dem Vorwande zu naher Blutsverwandtschaft, verstoßen, und des Herzogs Tochter, Emine, von seiner ersten Gemahlinn, zur Ehe begehrt. Rüdiger sandte die Prinzessinn mit reicher Mitgift und einem glänzendem Gefolge zu ihrem Schwager, dem

Grafen Raimund von der Provence. Aber er sah sich bald von beyden Seiten betrogen. Philipp wollte sich nur der reichen Schätze bemächtigen, die Rüdiger seiner Tochter mitgegeben; Raimund, der dieß ahnete, suchte den Vortheil für sich zu nützen, und ließ die Fürstinn wider ihr Hoffen und ihren Willen mit einem Grafen von Clairmont vermählen. Aber die Normannen, welche sie begleitet hatten, merkten Raimunds Absicht, sie lichteten in der Nacht die Anker, und kehrten bey günstigem Winde mit ihren Schätzen zum Grafen nach Sicilien zurück.

Von seinen beyden Söhnen war ihm der Ältere, Goffredo, schon früher an einer schmerzlichen Krankheit gestorben; nun raffte ein bösartiges Fieber auch den zweyten, Jordan, in Syrakus, welche Stadt ihm sein Vater zum Eigenthum gegeben hatte, hin, und Rüdiger sah sich mit großem Schmerz ohne männliche Nachkommenschaft, ohne Erben für seine Eroberungen, für seine Plane. Da schenkte ihm die Vorsicht in späten Jahren von seiner vierten Gemahlinn, Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, einen Sohn, den er zum künftigen Herzog von Si-

eilten bestimmte, und eröffnete ihm auf's Neue glänzende Aussichten in die Zukunft.

Von nun an war Graf Rüdigers Thätigkeit hauptsächlich auf die innere Einrichtung und Verwaltung seiner Besitzungen in Calabrien und Sicilien gerichtet. Mit einem Geiste, der sein Zeitalter und seine Erziehung überragte, übte er, ohne deßwegen gleichgültig gegen seinen Glauben zu seyn, Duldung gegen Andersdenkende. Die Saracenen wurden bey ihrem Eigenthum und der Ausübung ihrer Religion geschützt. Rüdiger kannte und schätzte die Wissenschaften. Ordnung und Ruhe, Eintracht und Wohlstand zu erhalten und zu vermehren, war die Beschäftigung seines Greisenalters. So hielt er seine schirmende Hand über seines Bruders Söhne, Rüdiger und Bohemund, schlichtete ihre eigenen Zwiste, stand ihnen bey Empörungen ihrer Großen bey, und zwang durch seine Kraft die Unruhen nieder, die bey einem falschen Gerüchte von Herzog Rüdigers Tode in Calabrien und Apulien entstanden waren.

Zwey seiner Töchter wurden, die Eine mit Konrad, dem Sohne des deutschen Kaisers Heinrich IV., die andere mit Almus, König von Ungarn vermählt, und der Normannische Herr-

scherstamm, aus geringer Wurzel entsproßen, bald mit den ersten und bedeutendsten Thronen in Europa versippt.

Auch in Religionsangelegenheiten bewährte sich Rüdigers eben so frommer, als fester Sinn; er war ein treuer Sohn der Kirche, ohne seine landesherrlichen Rechte zu vergeben. Sein Werk war die Einführung des Carthäuserordens in Calabrien, deren Stifter, den heil. Bruno, er überaus hochachtete. Dieser heil. Bruno taufte denn auch des Grafen letzten und berühmtesten Sohn, Rüdiger, den im Adelheid, in Mileto, 1097, vier Jahre vor des Vaters Tode gebar, und der, nachdem seine ältern Brüder alle gestorben waren, nach seines Vaters Tode unter der Vormundschaft seiner entschlossenen und klugen Mutter Adelheid, als König Rudiger I. von Sicilien gekrönt ward.

In demselben Jahre empörte sich Capua gegen seinen Fürsten Richard, Jordans Sohn und Graf Rüdigers Enkel, den sein Vater als einen unmündigen Knaben hinterlassen hatte. Herzog Rüdiger zog seinem Vetter zu Hulfe, und auch der Großvater kam aus Sicilien mit einem zahlreichen Heere. Die Fürsten lagerten vor der Stadt, und der Papst selbst erschien in

ihrem Lager, um ihnen die Ehre eines Besuchs zu erweisen, und zugleich den Frieden zwischen ihnen und den Empörern herzustellen. Diese unterwarfen sich im Anfange seinem Ausspruche zum Schein, sabald aber der Papst das Lager verlassen, und sich nach Benevent begeben hatte, wollten sie nichts mehr davon wissen, und wohl sich dem Herzoge oder Grafen, nicht aber ihrem eigentlichen Herren Prinz Richard, ergeben. Hierauf ließen jene die Belagerungsmaschinen vorrücken, und schlossen die Stadt auf's engste ein. Als die Capuaner diesen Ernst sahen, weigerten sie sich nicht länger, Prinz Richard empfing die Zeichen ihrer Unterwerfung, und ließ ein festes Schloß in der Stadt bauen, in welchem er künftig wohnte.

Der Herzog und sein Oheim aber begaben sich nach Salerno, wo der Papst, der den Grafen vor seiner Abreise nach Sicilien noch zu sprechen wünschte, ihn abermahls im Geleite vieler Erzbischöfe und Bischöfe besuchte, und weil er wußte, daß der in Sicilien residirende Legat dem Grafen nicht angenehm war, ihn selbst und seine Nachfolger, durch eine denkwürdige Acte, zu immerwährenden Legaten des

päpstlichen Stuhl's in Sicilien, mit vielen andern köstlichen Vorrechten ernannte.

So hatte nun Rüdiger sich für seine letzten Jahre Frieden, Ansehn und Macht in jeder weltlichen und auch in mancher geistlichen Hinsicht erworben. Keine Unruhe, keine Fehde störte seine letzten Tage, und ganz ruhig starb er im Jahre 1101 zu Mileto, in Calabrien, 70 Jahre alt, wovon er 41 auf seinen Kriegszügen in Calabrien und Sicilien zugebracht, mit Hülfe seines Bruders die Macht der Normannen in diesen Reichen begründet, und aus seinem Blute den Herrscherstamm entsprießen gesehn hatte, der sie noch eine Weile mit Ruhm und Glück beherrschte, bis sie durch Constantia an das Haus Hohenstauffen übergingen, und im ewigen Conflicte mit der päpstlichen Macht, die Quelle trauriger Unruhen, der Untergang dieses glorreichen Hauses, und das Grab seines letzten edlen Sprossen, Conradin, wurden.

Bemerkung über die Farben des Obstes.

Ich weiß nicht, ob schon Jemand die folgende Beobachtung gemacht hat — sie kann sich leicht Jedem aufdringen, und ist denn auch wohl vielleicht schon gemacht worden, ohne daß es mir bewußt wäre — die Beobachtung nahmlich über die Abwechslung und Folge der Farben bey den Baum- und andern Früchten, wie sie, vom Junius bis in's Spätjahr hinein, nacheinander erscheinen. Die Farbe aller ersten Früchte ist roth. Roth sind Kirschen, Erdbeeren, Johannes- und Himbeeren. Nach ihnen kommen die orangegelben: die Aprikosen, die Melonen, die diese Farbe inwendig zeigen, und sie auch von außen bekommen, wenn man sie so lange liegen läßt, wie ihre Verwandten die Gurken — endlich die Stachelbeeren. Auf die hochgelben

Früchte folgen, bereits gemischt und nicht mehr so bestimmt geschieden, die theils blaßgelben, theils grünlichen Birnensorten, manche Pfirsiche, so sehr sie auch von der Sommerseite erröthen — die gelben Pflaumen, die Reineclaudes, die mit ihrem bläulichen Schiller den Übergang zu den blauen Früchten, den blauen Trauben, Pflaumen und Schlehen machen; und den Reihen der Kinder Pomonens schließen (wenigstens bey uns in Österreich) die braunen Sorten — Elsbeeren (hier Adelsbeeren) Escheritzen (Östr. Arschützen) und die Mispeln. Ich weiß wohl, daß man hier einwenden kann, es gäbe weiße Kirschen, Johannisbeeren und Himbeeren, die blauen Trauben kämen zugleich mit den weißen und röthlichen u. s. w. Aber welche Classification, die wir mittelst unseren Beobachtungen in den großen Gesetzen der Natur zu machen verstehen, ist ganz scharf bestimmt und unfehlbar, und bestätigen nicht in der ganzen Welt die Ausnahmen die Regel? Ich glaube also, es sey nicht zu kühn, wenn man überhaupt annimmt, daß die Früchte zuerst roth, dann hochgelb, dann blaßgelb und grün, dann blau, endlich braun erscheinen — und diese Abstufung führt noch auf eine andere Bemerkung, daß sie nahm-

lich in dieser Ordnung so ziemlich der Farbenreihe im Regenbogen folgen. Sollte das zufällig seyn? Sollte nicht vielleicht die Einwirkung des Sonnenstrahls auf die Färbung der Früchte nach gewissen Regeln geschehen, die mit den Regeln der Strahlenbrechung in einem uns unbekannten Verhältnisse stehen? Welchen Zusammenhang hätten dann der Frühling, die Zeit der Liebe, des Knospens, Wachsens, Aufblühens mit der rothen, der lebendigsten Farbe, mit der Farbe unsers Blutes, der Rose und der zarten Röthe der Freude oder Scham auf jugendlichen Wangen? Und warum erlischt im Prisma und im Herbst das brennende Roth und Gelb in sanftes Blau und düsteres Braun?

Ich weiß wohl, daß es viel leichter ist, zu fragen, als zu antworten; dennoch dünkt mich die Nachforschung über den geheimnißvollen Zusammenhang im Reiche des Lichtes und der Farben der Bemühung irgend eines Naturforschers nicht ganz unwerth, und so mag denn diese Bemerkung hier stehen.

Reise von Kremsmünster nach Spital an Pyhrn.

Sehr viele Gegenden in Unter- und Oberösterreich sind seit einigen Jahren mit Lust und Liebe durchwandert, und von den Reisenden, je nach der Absicht ihrer Reise oder dem Sinn, womit sie die Eindrücke aufnahmen, bald in geologischer, bald in statistischer, bald in poetischer Rücksicht, öfters in allen diesen zugleich beschrieben worden. Der Schneeberg und seine Umgebungen, die Gegenden von Obersteyermark, das Salzkammergut, Ennsthal u. s. w. mit einem Wort, die lieblichsten und anziehendsten Theile unseres Vaterlandes haben ihre Beschreiber gefunden, sind der lesenden und reiselustigen Welt zur Genüge schon bekannt, und es wäre so überflüßig als unbescheiden, nach jenen Werken noch einmahl das oft Gesagte zu wiederhohlen.

Indessen gibt es doch noch manchen schönen,

und minder, ja vielleicht gar nicht bekannten stillen Winkel in dem herrlichen Österreich, der es so gut wie jene Gegenden verdiente, der Welt genannt, und dann von Geologen und Statistikern belehrend dargestellt zu werden. Ein solcher Winkel ist das liebliche und schauerliche Thal in Österreich ob der Enns, das von Schlierbach bis Spital am Pyhrn an der Grenze der Steyermark sich in mannigfaltiger Abwechselung meist am Ufer der Steyer hineinzieht, und von welchem Herr von Kleyle selbst, in seinen interessanten Rückerinnerungen an eine Reise durch Österreich und Steyermark nur einen Theil gesehen hat, indem er von Weyer auf einer andern Straße bey Windischgarsten in das Thal hereinkam, und manches weiter rück- oder vorwärts gelegenen anziehenden Punkts nicht erwähnt. Ich will es versuchen, ohne den geringsten Anspruch auf gründliche Auseinandersetzung und Belehrung, diese Gegend und die unbedeutenden Ereignisse meiner Reise, bloß so wie mein Gemüth sie auffaßte, zu schildern.

Es war ein heiterer Morgen am Ende Augusts, als wir das freundliche Thal verließen, in welchem das uralte, durch gemein-

nützige Anstalten und so manchen schätzbaren Gelehrten, merkwürdige Stift Kremsmunster liegt. Oft noch sahen wir zurück auf die wogigte Gegend voll lieblich wechselnder Hügel und Niederungen, bewässert von klaren Bächen, getheilt in unzahlige Waldchen, Wiesenflächen und nun abgeerntete Kornfelder, mit ihren dazwischen liegenden einzelnen Bauernhöfen, gleich eben so viel sinnig angelegten Parthieen eines großen englischen Gartens, in welchem das Nützliche mit dem Angenehmen vereint, das Gemüth leicht bewegt, und in freundliche Stimmung versetzt. Weder majestätisch noch überraschend, aber ungemein ansprechend wie die Heimath stiller Muße und wohlthätigen Wirkens liegt das weitläufige Stift mit seinem berühmten mathematischen Thurme, und allen seinen Nebengebäuden auf einer mäßigen Erhöhung, und blickt schirmend auf den unregelmäßig gebauten Markt, am Ufer des Kremsbaches herab, während hinter ihm sich mehrere Hügel, mit Wäldern bekrönt, erheben. Wohlseyn, Zufriedenheit und Heiterkeit dringt aus dem Bilde der weiten Landschaft sympathetisch in das Herz des Wanderers, und eine milde, ungemein klare Luft, das tiefe Blau des Himmels, das

saftige Grün der Pflanzenwelt (ein entschiedener und von manchem Reisenden bemerkter Antheil Oberösterreichs), wirkt auch körperlich wohlthuend auf uns, und läßt den aufgeregten Geist sich ungehinderter in der leichtathmenden Brust bewegen.

Durch manche freundliche Parthie bey wohl erhaltenen Bauerhöfen, in reichbeladenen Obstgärten liegend, vorüber, wo reifende Äpfel und Birnen, in ihrer bunten Farbenpracht, dem Frühling nacheiferten, und den Eindruck fröhlichen Gedeihens und himmlischen Segens mehrten, der so sichtlich auf diesen Gegenden und ihren gutmüthigen Bewohnern ruht, hier und dort auch durch seltene Dörfer, näherten wir uns den Gebirgen, hinter deren waldigen Gipfeln die noch weit höheren kahlen Spitzen des großen und kleinen Priels hervorragten, und uns die Gegend wiesen, nach der unser Lauf gerichtet war. Jetzt öffnete sich das breite, schön begrünte Thal, links auf den halben Höhen der gegenüberstehenden mahlerisch gruppirten Berge liegt die Cisterzienser-Abtey Schlierbach, und noch ehe man sie in weiter Ferne erblickt, senkt sich der Weg, ohne daß man vorher einen Berg erstiegen, in eine sehr

beträchtliche Tiefe hinab, und unten ist wieder freundliche Cultur, und Häuser und Felder, und ein frisches Leben wie oben auf der Höhe.

Immer höher und majestätischer steigen zu beyden Seiten die Berge empor; aber das Thal ist breit, wohlgebaut und lachend, hier und dort stehen mitten in den Thälern Hügel, die man weiter draußen in der Fläche wohl Berge nennen würde, meist schön begrünt, einzeln und abgeschieden da, und es schien mir dieß eine Eigenheit dieser Gegend, weil ich es sonst in vielen Gebirgsgegenden nirgends so gefunden hatte. An klaren Bächen, zwischen netten Höfen, Feldern, Wiesen, und anmuthigen Bergen geht die wohlerhaltene Straße bis Kirchdorf (wie man es mir im Stifte nannte) oder Kühdorf, wie es die Bewohner des Thals nennen. Ehe man sich dem Markte nähert, erblickt man von ferne, mitten im Thal, auf der Spitze einer jener vereinzelten Höhen, eine Capelle, von Wald umgeben, die St. Georgs-Capelle und endlich, nicht weit vom Markte selbst, das alte, halbzerfallene Schloß Pernstein, auf dem Abhange des Berges. Am Fuße desselben liegt, eine kleine Viertelstunde vom Markte, das neue Schlößchen; denn das

ist ja das Kennzeichen der neuen Zeit, daß sie die unwegsamen, aber herrschenden Höhen verlassen, und sich bequem, arbeitsam und geduldig in den Niederungen angebauet hat. In diesem neuen Schlosse, das dem Stifte Kremsmünster gehört, sind einige Zimmer für den Herrn Abten bereitet, wenn er zuweilen herkömmt, den Rest bewohnt die Familie des Pflegers, in deren Mitte wir einige sehr angenehme Stunden hinbrachten.

In Kirchdorf ist ein einfaches Wirthshaus; aber ich fand es sehr gut. Wir aßen auf Zinn, es war so blank, wie Silber, alles Geräthe sauber, die Betten gut, rein, die Speisen einfach aber schmackhaft. So sind die Gasthöfe mit kleinen Abstufungen überall auf dieser ganzen Straße, in Dürnbach, Windischgarsten und Spital, so überhaupt meist im Gebirge, und ich glaube, jeder nicht durch Luxus verwöhnte Mensch wird es vorziehen, in gedielten Zimmern, bey kleinscheibigen Fenstern, mit alterthümlichem Geschirr, Geräthe u. s. w. einfach, reinlich und gesund bewirthet zu werden, als in den eleganten Gasthöfen der Städte bey moderner Einrichtung, Drapperien und Porzellain, die ersten Bedürfnisse des gebildeten Menschen,

Reinlichkeit und Ordnung zu vermissen. Besser schmeckt ja in alterthümlicher Schale die ungemischte Milch, das frische Gemüse, und zufriedener schläft sichs in der Stille der Thäler, auf reinlichem Lager, als wenn uns in den lärmenden Städten die ersten Nothwendigkeiten des Lebens verfälscht, verdorben, in zierlichen oder prächtigen Geräthschaften gereicht werden. Jenes ist wahrer Genuß, dieses doch nur conventioneller Vorzug, den jedes kommende Jahrzehend ändert.

Von Kirchdorf an verengt sich das Thal wieder, und rechter Hand begleitet uns ein meist kahler, dunkler Bergrücken, die Falkenmauer genannt, lange Zeit. Allmählig nimmt die Gegend einen wildern Charakter an, man kommt an einen beträchtlichen Fluß, es ist die Steyer, die dunkelgrün und hell wie Smaragd, in kühn ausgewaschenem Felsenbette dahin rauscht. Auf einmahl schließt sich dem Blicke das Thal durch waldige Anhöhen, und überraschend steht vor dem dunkeln Grunde auf einem Felsen das weißschimmernde Schloß Claus, als müsse es, seinem Nahmen treu, die Schlucht schließen, und die Gegend hüthend, weit hinausblicken können, ob kein Feind sich nahe.

Man nähert sich dem Schlosse, und, wie das so oft in Gebirgen der Fall ist, die seltsame Täuschung zerrinnt, die Bergrücken, welche Eins zu seyn schienen, schieben sich gleichsam auseinander, und es erscheint am Fuß des Schloßberges ein schmaler Paß durch die Berge, aber nicht breiter als die mäßige Straße, und das tiefe Felsenlager der Steyer. In jähen tiefen Krümmungen hat diese sich ihren eigensinnigen Weg durch altergraue Felsen gebahnt. Ein Absturz, viele Klafter hoch, trennt die smaragdene Fluth von dem an ihrem Ufer wandelnden Reisenden. Felsenstücke, zerbrochen, zerrissen, hängen dort und da drohend uber sie hin, andere liegen mitten in ihrem störrischen Pfade, und sie schäumt tosend und zürnend an ihnen und über sie hin. Ergriffen von dem Schauspiele der gewaltsam wirkenden Natur steht man am steilen Abhange, blickt hier in die rauschende Tiefe, und dort an dem jähaufsteigenden Fels hinan, der auf seiner Spitze das wohlerhaltene Schloß trägt, und denkt der vergangenen Zeiten, wo es den Altvordern des jetzigen Geschlechtes ein gewohnter Gedanke war, sich auf diesen Anhöhen anzubauen, keine Beschwerde zu achten, und von dem abschleifenden Verkehr der

Menge fern, in eigenthümlicher, wenn auch rauher Selbstständigkeit zu erhalten. Hinter dem neuen Schloß steht ein Überrest des alten, und noch weiter hinten, ganz im Walde, eine kleine Capelle. Gern wäre ich hinauf gestiegen, aber die Mittagssonne brannte heiß in dem engen Passe, und unsere Zeit war zugemessen. Wir fuhren weiter, das Thal eröffnete sich wohl ein wenig, aber die breite, bequeme Tiefe, welche uns bisher erlaubt hatte, mitten zwischen Bergen immer eben hinzufahren, war nicht mehr da. Mit Kunst und Kühnheit war der Weg bald links, bald rechts der Steyer, wie es die Natur der Felsen und des Bodens erlaubte, an dem Abhange der Berge, in ewigem Steigen und Sinken hingebaut. Seltsam, ja abentheuerlich mußte man zuweilen in einer Seitenschlucht den Raum zwey Mahl durchmessen, und sah an den gegenüberstehenden Bergen die Straße eine Strecke weit neben sich hinlaufen, die man, wenn man die äußerste Krümmung des Weges erreichet hatte, wieder zurück machen mußte. So gelangten wir endlich in ein breiteres Thal, worin wenige zerstreute Häuser, unter denen ein Gasthof ist, den Nahmen Dürnbach führen.

Es war Abend, eine tiefe Stille über das Thal verbreitet. An den eisbedeckten Spitzen der höchsten Berge, die hier in die ruhige Tiefe hineinsahen, schimmerten die letzten Sonnenstrahlen, die waldigen Rücken lagen blauröthlich, still und ehrwürdig da, und im Thale fing es an zu dämmern. Durch thauiges Gras wandelten wir über die Wiesen an Hecken und Büschen hin, den ganzen Frieden dieses Abends in den beruhigten, vergnügten Seelen aufnehmend. Ein ziemlich breiter Weg, um eine waldige Anhöhe sich hinabwindend, lud uns ein, in der ganz fremden Gegend vielleicht zu irgend einem anziehenden Punkte zu gelangen. Er führte uns immer tiefer am Waldessaume hinab, bis ein lautes Rauschen die Nähe eines Wassers verkündete. Bald standen wir am Ufer der Steyer, und ihr bebüschtes, tiefes Ufer war es gewesen, an dem uns der Pfad hinunter geführt hatte. Unten lag am tosenden Wasser eine beträchtliche Hammerschmiede, ein Haus mit Nebengebäuden, Essen, Hämmern, Wehren. Ein freundlicher Alter, mehr bürgerlich als bäuerisch gekleidet, lud uns ein, in den Garten seiner Tochter, der Hammermeisterinn zu treten, und, man denke sich unser Erstaunen,

als wir hier an dem Felsengestade der wilden Steyer, im hohen Alpengebirge, wo schon Gemsen auf den beschneyten Gipfeln weiden, einen Garten voll der schönsten Blumen, fremder, selbst heißer Zonen fanden: Cactus flagelliformis mit seinen schönen rothen Blüthen, die keusche Mimosa, Heliotrop, lilafarbene und weiße Vinca, ohne die unzähligen Arten von Geranien und Pelargonien, und die andern Blumen kühlerer Himmelsstriche zu rechnen, die die Mode, (denn diese breitet ja ihr Gebieth auch auf die Kinder Florens aus), nun schon in jedem wohlerhaltenen Garten nothwendig erheischt. Alle diese Kinder milderer Sonnen waren hier mit mütterlicher Sorgfalt vor den rauhen Winden im Treibhause, in Mistbeeten, unter Gläsern, oder auf irgend eine Art künstlich und fleißig verwahrt, und der gute Geist, der diese zarte Schöpfung hier in diesem abgeschiedenen Winkel des Hochgebirges hervorgezaubert hatte und erhielt, war die Frau des Hammermeisters, ein ziemlich hübsches Weib von ungefahr dreyßig Jahren, und Mutter von acht Kindern. Sie fuhrte uns mit Freude, und nicht ohne Stolz, zwischen ihren Pfleglingen, die unbewußt ihrer Sorge und Arbeit sich freue-

ten, herum, während die muntere, rothbäckige Schaar der Kinder wohlbewußt und der mütterlichen Liebe sich freuend, um sie hersprang. Freundlich geleitete die ganze Familie, die uns so gastlich aufgenommen, und wenn wir von ihrer Güte hätten Gebrauch machen können, gern bewirthet hätte, uns wieder bis nahe an unsern Gasthof zurück, und wir überließen uns dort einem süßen Schlummer, eingewiegt von den anmuthigen Bildern der schönen Gegend, stillen Friedens und glücklicher Einfalt.

Am andern Morgen setzten wir den Weg durch das Thal fort, der uns nach Windischgarsten, und von da nach Spital bringen sollte. Noch abwechselnder gruppirten sich auf dieser Strecke die Berge und Thäler, und noch seltsamer traten die gewissen einsamen Hügel mitten aus den Reihen altergrauer Felsen, wie vorschnelle neugierige Kinder heraus. St. Pankraz, eine Kirche mit wenigen Häusern, der einzige Andachtsort auf eine ziemliche Strecke umher, bleibt links liegen, dann schmiegt sich die Straße in immerwährendem Bergab und Bergauf hinter einem solchen freystehenden Berge herum, zwischen ihm und der höheren Bergkette rechts über eine beträchtliche Höhe, die

wie ein Hohlweg mitten durch waldige Abhänge läuft. Hier und auf der ganzen Strecke bis Spital sieht man beträchtliche Spuren von der Verheerung der Wassergüsse. Bald ist der Weg durch mehrere Klaftern lang weggerissen, und nur zur Noth wieder hergestellt, bald haben die Fluthen die fruchtbare Erde von den Höhen herabgeschwemmt, und die Straße damit überdeckt, und unten am Strom zeigen weit hingedehnte Flächen voll Sand und Steine, wie vor wenigen Wochen noch das Wasser zerstörend gewaltet, und Wiesen und Kornfelder in Sandwüsten umgeschaffen hat. Überall hat der Mensch hier mit den Elementen einen mächtigen Kampf zu bestehen, überall zeigt sich ihr gewaltiges Wirken in furchtbarer Größe, und dennoch besteht der Mensch in diesem Streite, er bearbeitet den oft verheerten Boden wieder mit Fleiß und Geduld, er klettert auf die Berge hinauf, und macht Felsenklippen urbar, und nicht bloß im Thalgrunde, sondern oben auf beträchtlichen Höhen stehen Hütten zwischen Obstbäumen und Kornfeldern, und erfreuen das Auge des Reisenden durch den freundlichen Anblick, und seinen Geist durch die Betrachtung, was der Mensch vermöge, wenn er ernstlich will.

Weit und anmuthig, reich bebaut und bevölkert, öffnet sich nun das Thal, in welchem der betriebsame Markt Windischgarsten liegt. Hier ragen auf der rechten Seite die himmelhohen Spitzen der Priele herüber, mit Schnee bedeckt, kahl und unwirthlich, und erhöhen durch ihr furchtbares Aussehn den lachenden Eindruck des Thales. Noch eine Stunde ungefähr schlingt der Weg sich immer zwischen sehr hohen Bergen in fruchtbaren Gründen durch, da steht auf einmahl bey einer Wendung der Straße eine wunderschöne Kirche mit zwey Thürmen, ein solides Gebäude von zwey Stockwerken daneben, und ein Dorf mit mehreren hübschen Häusern, ganz an den Rücken kahler, himmelansteigender Gebirge gelehnt, vor dem überraschten Blick. Das ist Spital, ein ehemahliges Stift und der Ort gleiches Nahmens.

Eine schöne Allee führt durch Wiesen auf das Stift zu, und durch einen freundlichen Garten, der zu beyden Seiten des Weges grünt, gelangt man zu der im edlen Geschmack gebauten und sehr zierlich geschmückten Kirche. Diese Pracht des Gotteshauses, dieses zwar nicht große, aber regelmäßige Gebäude der Stiftsgeistlichen, die wohlgebauten Häuser daneben, kurz diese

ganze Ansiedlung hier im Schooße der höchsten Alpen, die sich mit ihren kahlen und meist beschneyten Stirnen in die Wolken verlieren, hat etwas ungemein überraschendes, und würde gewiß einen froheren Eindruck machen, wenn nicht die überall bemerklichen Spuren des Verfalles, der langsamen Zerstörung der Zeit an dem unbewohnten Gebäude und den verwilderten Anlagen, ein wehmuthiges Gefühl in uns erregten.

Unbekannt in dem Orte, und doch neugierig, etwas Näheres von diesem anziehenden Aufenthalt zu wissen, wandten wir uns an den k. k. Pfleger von Spital, der uns schon früher als ein sehr gebildeter und würdiger Mann geschildert worden war. Mit ungemeiner Güte und Gefälligkeit übernahm er selbst die Mühe, uns überall herum zu führen, uns alle Merkwürdigkeiten des Orts und der Umgebung zu zeigen, und uns endlich auch etwas über den Ursprung des Stifts zu erzählen.

Die Straße, welche wir gefahren waren, und die durch das ganze Thal bis hierher, und von hier über den nicht sehr hohen Pyhrn, (daher das Stift oft Spital am Pyhrn genannt wird) nach Admont, Steyermark, und endlich

nach Italien führt, war vor Jahrhunderten die gewöhnliche Pilgerstraße der Kreuzfahrer auf ihren Zügen durch Welschland nach Palästina, und ist noch heut zu Tage ein sehr befahrener und darum auch so wohl unterhaltener Handelsweg, auf dem die Kaufmannsgüter von Triest bis Oberösterreich gehen. Daher, und von dem vielen Eisenverkehr in diesen Bergen, der blühende Zustand der Ortschaften und der vielfältige fleißige Anbau der Gründe. Ein Bischof von Bamberg, Otto, aus dem Hause Andechs, stiftete im eilften Jahrhunderte hier ein Spital für die Kreuzfahrer, und begabte es mit Lehen, die sein Stift oder sein Haus in diesen Gegenden besaß. Mit der Zeit verlor sich der Sinn und Zweck der Anstalt, aber das Besitzthum und der Nahme blieb, und es wurde eine Congregation von Weltgeistlichen, unter einem Oberhaupte, daraus, und mancher betagte oder lebensmüde Priester fand hier Aufnahme, Unterhalt und Ruhe. Vor wenigen Jahren wurde es aufgehoben, und die Gebäude mit Allem was an Einrichtung darinnen war, den Geistlichen des säcularisirten Stifts St. Blasien im Schwarzwald käuflich überlassen. Auch diese sind, weil es ihnen hier zu eng oder

zu einsam war, fortgezogen, und haben die ganze Einrichtung, die ihr Eigenthum geworden war, mit sich fortgenommen. Das Haus steht nun verödet, der Garten unbearbeitet, der Religionsfond, dem es zugefallen ist, kann nichts an die Erhaltung unnützer Gebäude wenden, so wird nach und nach das schöne Stift verfallen, und das ehrwürdige Denkmahl frommer, ritterlicher Vorwelt in wenig Jahren in öde Trümmer versunken seyn.

Es war ein unheimliches Gefühl, mit dem wir durch die einsamen Gänge und die leeren Zimmer wandelten, in welchen die Überreste einstmahligen Wohlstandes und bequemer Wohnlichkeit so laut von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu uns sprachen, und es ist überhaupt eine schmerzliche Empfindung, nicht bloß in diesem aufgehobenen und verlassenen Kloster, sondern auch in noch bestehenden, einst reichen, Abteyen, überall deutliche Anzeigen eines herabgekommenen Wohlstandes zu erblicken. So manches, was die feindlichen Invasionen verdorben, konnte nicht wieder hergestellt werden, so mancher zierliche Schmuck früherer Zeiten ist verloren oder wohl gar verkauft worden, um dringenden Bedürfnissen zu steuern, so manche

angenehme Anlage in Gärten, Sammlungen u. s. w., die in ruhigen Zeiten eine behagliche Existenz und ein reger Sinn für Kunst und Genuß stiftete, zerfallt oder wird kaum nothdurftig erhalten. Ich weiß, was der kalte Verstand hierauf antworten kann, aber dem Herzen thut es doch weh, das zu sehen, und es blickt mit wehmüthiger Sehnsucht aus der sturmbewegten Gegenwart auf jene friedlichen Zeiten zurück, wo der ungestörte Genuß rechtlich erworbenen Eigenthums noch erlaubte, nicht bloß an die Erhaltung, sondern auch an den Schmuck des Daseyns zu denken, wo man nicht nur trachten und erwerben, sondern auch sich des Erworbenen freuen mochte.

Um Spital herum stehen sehr hohe Berge, auf denen Alpenwirthschaft getrieben wird, der Bosruck, Pyrges, Schwarzenberg, und schließen den Ort von drey Seiten in ihren Schooß. Rückwärts öffnet sich die Straße über den niedrigen Pyhrn nach Steyermark. Dort wälzet sich der sogenannte schreyende Bach von einer beträchtlichen waldigen Anhöhe uber Steine und Felsen herab, und tobt hinunter in's Thal. Sein lautes Rauschen, indem er sich unzählige Mahl am Felsen bricht, hat ihm den Nahmen

erworben. Zwischen diesem Bach und Spital liegt die kleine Kirche St. Leonhard, die nichts Merkwürdiges hat, als daß zwey Kirchen übereinander halb in den Felsen gebaut sind, und die untere kleiner als die obere ist. Über dem Spaziergange nach dem schreyenden Bach, und der Betrachtung mancher kleiner Naturwunder, die uns der Herr Pfleger mit regem Sinn für diese Schönheiten zeigte, war der Abend herangekommen, und wir kehrten nach Windischgarsten zurück, weil es schon zu spät war, unser gestriges Nachtlager Dürnbach noch zu erreichen. Geröthet vom Abendschein — die Sonne war längst schon hinter den Bergen hinabgesunken — (wie denn dem Hochgebirge, das sonst an so vielen Naturscenen reich ist, doch fast überall der Reiz eines Sonnenunterganges versagt ist) lagen die Berge und Thäler in dem tiefen Frieden um uns her, der mich gestern schon so beglückend angesprochen hatte. Als wir im Markte und im Gasthof angelangt waren, hatte bereits die Dammerung sich tief in das Thal gesenkt, nur die gezackten Spitzen der Priele schnitten sich dunkel und scharf gegen den blaß röthlichen Abendschein ab, der in Westen als ein

freundliches Andenken des schönen Tages zurück blieb. Wir legten uns an's Fenster; da tönte durch die Stille des Abends ein Alpengesang aus der Ferne herüber, das sogenannte Ludeln oder Jalzen, wie es in dieser Gegend genannt wird. Wir erkundigten uns; es waren Mägde eines Bewohners von Windischgarsten, sie sangen am stillen Sonntagabend in einem Garten hinter dem Orte. Vielleicht hatte unser Nachfragen sie gelockt; so wie es ganz finster geworden war, kam der Gesang näher, die Mädchen traten endlich vor das Haus, ein Bursche gesellte sich zu ihnen, und ließ seine tiefen Töne harmonisch mit einfallen, uud nun sangen oder ludelten sie unter unsern Fenstern so liebliche, muntere Alpenlieder, daß sich das Herz im Gefühle jugendlicher Fröhlichkeit und unbefangener Hirteneinfalt aufschloß. Aber sehen lassen sich die Dirnen nicht, wie man uns sagte, wenn sie ludeln; denn die Bewegung der Kehle verzerrt die Muskeln um den Mund. So sind sie schlau genug, ihre Eitelkeit mit ihrer Liebe zum Gesang zu vereinigen, indem sie sich entweder nur im Dunkel der Nacht, oder in der Einsamkeit ihrer Sennhütten hören lassen,

wo dann der helle Ton von Alpe zu Alpe fröhlich tönt, und die gleichen Gefühle im Herzen aller Senner und Sennerinnen weckt, oder dem geliebten Hirten ein Zeichen wird, wenn er sein Mädchen besuchen kann.

Schön bereitet zum Schlummer durch diesen ländlichen Gesang, und umfangen von tiefer, traulicher Stille, entschliefen wir, und kehrten am heiteren Morgen des folgenden Tages auf dem vorigen Wege wieder zurück.

Die Gaben des Glückes.

Als nach der großen Wasserfluth Deucalion und Pyrrha zuerst, um die wüste Erde wieder zu bevölkern, mit verhülltem Angesicht, dem Ausspruch des Orakels folgend, Steine hinter sich geworfen hatten, und ein neues Menschengeschlecht im Rücken seiner wundersamen Erzeuger sich erhob; da war dieß, arm und nackt dem Schooße der Erde entstiegen, nicht allein jedes Reizes, sondern selbst jeder Bequemlichkeit des Lebens entblößt und leer. Ohne Obdach, ohne Nahrung, als welche die kaum sich erhohlende Flur armselig genug anboth, ohne Kleider, ohne Werkzeuge, ohne Waffen, um sich vor den Unbilden der Witterung, vor wilden Thieren zu schutzen, oder dem Boden seine freundlichen Gaben zu entlocken, standen die

Hülflosen da, die nur der milde Himmel Thessaliens und die wärmere Jahreszeit vor den Schrecken der auf sie einstürmenden Natur rettete.

Mitleidsvoll betrachteten Deucalion und seine Gattinn das unglückliche Geschlecht. Gern hätte, eingedenk der vorigen Tage und ihrer Fertigkeiten und Genüße, der König die Männer in dem unterrichtet, was ihm wohl bekannt war; gern hätte Pyrrha diese mit allen Bedürfnissen der Häuslichkeit unbekannten Frauen zum Gebrauche des Webestuhls und der Spindel angeführt; aber wo waren Webestuhl und Spindel, wo Waffen, Ackergeräth, Schiffe? Alles, alles verschlungen von den unbarmherzigen Fluthen, oder an Felsen und Abgründen zertrümmert. In dieser bittern Noth wandten der fromme König und seine Gemahlinn sich noch einmahl an die Götter, welche sie schon früher zutrauensvoll angerufen und sich ihrer Gewährung zu erfreuen gehabt hatten, und flehten um Mitleid und Schutz für ein hülfloses Geschlecht, das ja seine ungeforderte Entstehung nur dem Willen der Götter zu danken hatte, und in der Lage, in der es jetzt war, sich

schlimmer befand, als wenn es nie das zweydeutige Geschenk des Daseyns empfangen hätte.

Lange und anhaltend flehte das königliche Paar, und sein andächtiges Gebeth, von Menschenliebe eingegeben, von Vertrauen belebt, stieg auch ohne Begleitung des Opferduftes — denn auf welchem Altar und mit welchen Geräthschaften hätte der König in der wüsten Gegend sein hohes Vorrecht ausüben sollen? — als ein willkommnes Rauchwerk zu dem Vater der Götter und Menschen empor. Auf Jupiters Stirn lächelte Gewährung, und er trug, was er im Herzen beschlossen, den versammelten Göttern vor. Schnell und eifrig fanden sich alle bereit seinem Willen entgegen zu kommen, freudig sprangen sie auf von den goldenen Stühlen, daß diese mit melodischem Getöne erklangen, ein fröhliches Gedränge war um die Tafel her, jeder Gott, jede Göttinn eilte irgend eine seiner besten Gaben herbeyzuhohlen, der lange Zug ordnete sich, die duftigen Gewölke wichen vor der Annäherung der Himmlischen, theilten sich, vom Abglanz der Göttergestalten beleuchtet, auseinander, und wie aus goldenstrahlender Pforte trat die herrliche Erscheinung auf den Gipfel des Parnassus herab, daß

Deucalion und Pyrrha und mit ihnen das neugeborne Geschlecht geblendet zur Erde stürzte, und die erkannte Gottheit im Staube verehrte.

Freundlich hießen die Himmlischen sie sich erheben, und nun überreichten sie Jedes ihre Gaben, Ceres einen Pflug, Pallas Webestuhl und Rocken, Mavors ein Schwert, die schöne Venus einen Schleyer für züchtige Frauen, die Grazien allerley Kleidungsstücke, Vulkan Hammer und Zange, Bachus die Kelter, Mercur ein flüchtiges Schiff, Pan das wärmende Vließ der Wollenheerde, Apoll die Leyer, nach deren Klängen sich die Werkstücke der zu erbauenden Häuser fügen sollten, die Musen endlich Bücherrollen, Kunstgebilde, das Fernrohr, um den Lauf der Zeit zu bestimmen u. s. w.

Nachdem jede Gottheit ihre milde Gabe übergeben und das Königspaar seinen kindlichsten Dank dafür gebracht hatte, kehrten jene beglückt durch das Gute, welches sie geübt, in die Wohnung ihrer ungetrübten Seligkeit zurück.

Froh und dankbar betrachteten nun die Herrscher die wohlthätigen Gaben, und sannen darauf, wie sie sie am zweckmäßigsten vertheilen sollten, damit jede, in die tauglichste Hand

gegeben, den größten Nutzen schaffe, als auf einmahl ein gäher Sturmwind durch den Wald daher brauste, und die erschrockenen Sterblichen aufs Neue in die kaum überstandene Angst von verheerenden Verwüstungen setzte. Aber plötzlich schwieg das Gebrause, eine seltsame aus sanften und lärmenden Tönen zusammengesetzte Musik ließ sich vernehmen, zauberisches Licht drang durch die Schatten, und eine Menge phantastischer Gestalten schlüpfte auf allen Seiten aus den Gebüschen hervor. Jetzt kollerte eine ungeheure ganz von Gold strahlende Kugel aus dem Dickigt, auf welcher eine Frauengestalt, nur mit der äußersten Spitze des einen Fußes sich haltend, schwebend daher geflogen kam. Die Züge wie der Wuchs dieser Frau waren nicht regelmäßig schön zu nennen; dennoch schien die ganze Gestalt in lieblicher Haltung wie von einem unwiderstehlichen Zauber umflossen. Ihre blendend weissen Arme waren hoch über dem Kopf in reizender Biegung erhoben und hielten ein luftiges Segel, das der Wind leicht blähte, und das dem wunderlichen Schweben der Figur auf der Kugel theils zur Erleichterung, theils zur Lenkung zu dienen schien. So nahte sie dem staunenden Königspaare und

rief ihnen lachend, aber mit einem Ausdruck von Herrschaft in Blick und Ton zu, ihr die Gaben zu bringen, welche die Götter hier zurückgelassen.

Deucalion und Pyrrha sahen sich verlegen und zögernd an. Was ist das? rief die Erscheinung: Ihr scheint anzustehn? Ihr möchtet euch weigern? O versucht es nicht! Ich bin Fortuna — Wer hat je mir widerstanden?

Es lieben die Götter des Olympos, fuhr sie fort, ohne Antwort abzuwarten — mich zu verschreyen, und sich und die Sterblichen meiner Macht zu entziehen; sie nennen diese blind und vernunftlos, und vor allen streben Pallas und Nemesis mir überall entgegen. Aber ich lache ihres ohnmächtigen Strebens! Laß sie Schranken und Riegeln ziehen, Gesetze und Verbothe aussprechen! Ich achte sie nicht, und es freut mich mit tollem Muthe niederzurennen, was sie erbauten, und mit meiner flüchtigen Kugel durch alle ihre Verzäunungen durchzubrechen. Was können sie denn ohne mich, oder wohl gar gegen mich beginnen? Was vermag Anstrengung und Tugend ohne meine Begünstigung, was sogar Genie und Schönheit, wenn ich ihnen meinen Schutz entziehe? Darum sind die Götter eifer-

süchtig, darum suchen sie mich überall als entbehrlich vorzustellen, und haben mich auch heute von ihrer Berathung ausgeschlossen. Aber es soll ihnen nichts helfen! Laßt doch sehen, wie klug sie es wieder einmahl ohne mich angefangen haben!

Mit diesen Worten bemächtigte sie sich der Gaben, welche noch vor Deucalions Füßen aufgehäuft lagen, fing mit muthwilligen Händen an darin umzumustern, warf Eins hier, das andere dorthin, hatte an Jedem etwas auszusetzen, und ehe der König es hindern konnte, der über die Anmaßung dieses Eingriffs eben so verwundert, als durch die Anmuth, mit der es geschah, selbst wider Willen bezaubert war, hatte Fortuna die neuen Menschen herbey gerufen, und theilte ihnen nun mit launigtem Übermuth und possenhafter Verwechslung alle Gaben aufs Verkehrteste aus. Der Pflüger erhielt Bücher und Fernrohr, dem Helden gab sie die Spindel in die Hand, einem rüstigen Handwerksmann hing sie Aphroditens zarten Schleyer um, dem Jüngling, der sich dem Dienst der Musen weihen wollte, drang sie Vulcans schweren Hammer auf, ein zartes Mädchen sollte das Schwert des Kriegesgottes führen, und die

ernste Matrone putzte sie abentheuerlich mit dem Schmucke der jüngsten Grazie heraus. Es stand ihr allerliebst an, wie sie mit all den Dingen herumwarf, und sich an der Verwunderung der Empfangenden belustigte, dann, als sie fertig war, auf ihre Kugel hüpfte, dieser mit der Fußspitze einen leichten Stoß gab, das Segel über dem Haupt emporhielt, und lachend sammt ihrem Gefolge in den Wald verschwand.

Verblüfft stand der König, unmuthig die neuen Erdebewohner da, und Niemand wußte, was er mit den unpassenden Gaben beginnen sollte. Schon waren Viele im Begriff, sie als unnütz, ja als lästig wegzuwerfen, als die Königinn diesem raschen Beginnen Einhalt that, und ihnen den Rath gab, ehe sie sich zu einem Schritte entschlössen, der ihnen vielleicht den Zorn Fortunens zuziehen könnte, das Orakel in dem allein erhaltenen Tempel auf jener Felsenspitze zu befragen, bey welchem ihr Gemahl schon früher Belehrung gesucht hatte.

Man folgte diesem Rath; das neu entstandne Geschlecht mit seinen Gaben in den Händen, der König an der Spitze, zog den

Berg hinauf, die geheimnißvollen Gebräuche wurden beobachtet, und die Stimme des Orakels ließ sich also vernehmen:

Ihr Sterblichen, die ihr, betrübt über die launenhafte Austheilung der Glücksgüter, eure Zuflucht zu mir genommen, höret, was die Stimme der alten Weisheit sagt! Nicht die Götter, die euch wohlmeinend beschenkten, nicht das Glück, das ihre Gaben tückisch verwechselte, nicht die Gaben an sich selbst können euer wahres inneres Wohlseyn begründen oder zerstören. Das kann nur das Gemüth und der ernste Wille; denn die Götter, und Fortuna, und ihr, und was athmet und nicht athmet, folgt gehorsam einem hohen Gesetz, das einmahl ausgesprochen, sich selbst ewig gehorcht. Dieß Gesetz will, daß der Mensch im geselligen Verein seine schönsten Tugenden entfalte, und seine Kräfte brauchen lerne. Darum sollt ihr nicht besitzen, was leicht und ohne Anstrengung zum nahen Ziele führt; auch sollt ihr gesellig werden, durch Wechseldienst und Gefälligkeit euch um einander verdient machen: darum muß Einer des Andern bedürfen, Einer besitzen, was der Andere braucht, dann wird Mangel und Überfluß zum Band der Liebe und Freude. Wer

aber Kraft und Muth in sich fühlt, auch auf unebner Straße zum Ziele zu gelangen, der strenge sich an, und vereitele die Laune der grillenhaften Göttinn dadurch am sichersten, daß er auch des unpassenden Werkzeuges sich mit Kraft und Leichtigkeit bedient, und er wird sich den schönsten Genuß bereiten, Schöpfer seiner eigenen Zufriedenheit zu seyn.

So sprach das Orakel und ein ferner sanfter Donner begleitete den Schluß seiner Rede, und zeugte von dem Wohlgefallen der Götter. Jetzt zerriß das Gewölk in Westen, die Sonne sank strahlend in den Schooß der Fluthen, und mit leichterm Muth stiegen die Sterblichen Hand in Hand den Berg hinab, um in der Ebene nach dem Rath des Orakels ein arbeitsames aber nicht freudenloses Leben zu führen.

Inhalt.





Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Achtzehnter Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Prosaische Aufsätze.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

An

meine Freundinn,

Fräulein

Josepha von Ravenet.



1 7 9 2.

Hier, wo mir einst der Kindheit erster Morgen
Gleich einem schönen Traum vorüberschwand,
Als ich noch meine Freuden, meine Sorgen,
Die ganze Welt in meinen Puppen fand;
Hier, wo dann später aus dem weichen Herzen
Der volle Quell von Weh und Wohl mir floß,
Der selten Lust, viel öfters Gram und Schmerzen
In mein sonst ungetrübtes Leben goß,
Wo ich so oft im dunklen stillen Schatten
An deinem Arm auf weichem Rasen saß,
Und in der Welt, die wir geträumet hatten,
Die wirkliche so gern, so oft vergaß:
Hier mahnt mich alles an vergangne Stunden,
Ein jedes Bäumchen ist ein alter Freund;
Wie mancher frohe Tag ist hier verschwunden,
Wie manche Thräne wurde hier geweint!
Ich blicke, von Erinnerung umgeben,
Und von der Ruhe Flügel süß umweht,
Mit frohem Blick in mein vergangnes Leben,
Das wie in einem Spiegel vor mir steht.

Mir ist so wohl, entfernet vom Gewühle,
Das aus der lauten Hauptstadt mich geschreckt,
In die Natur versenkt, und die Gefühle,
Die sie in jungen, reinen Herzen weckt.
Die Blumen, die sich an der Sonne wiegen,
Der Wiesen Schmelz, der Bäume grüne Nacht,
Gewähren mir ein höheres Vergnügen,
Als Bäll' und Assembleen mir gemacht.
In ihnen seh' ich mit erstauntem Blicke,
So manche Scenen aus dem Lauf der Welt,
So manches Bild vom menschlichen Geschicke,
So manche Lehren, die kein Buch enthält!
Wenn ich, wie Du, Pallet' und Pinsel führte,
So sollte jedes Bild, das ich gesehn,
Und jeder Zug, der meine Seele rührte,
In hellen, warmen Farben vor mir stehn.
So aber kann ich nichts, als sie erzählen,
Und mahlen, wie die Feder mahlen kann.
Ich weiß, du siehst, wenn gleich die Farben fehlen,
Die Gabe nicht, nur meinen Willen an.

Gleichnisse.



Vorrede.

Vor ungefähr acht Jahren fiel mir die Chaumiere Indienne von Bernardin de St Pierre in die Hände. Die Geschichte des unglücklichen Paria, der, von den Menschen ausgestossen, sich an die Natur wendet, und die edle Einfalt, wodurch er im Umgange mit ihr und in der Beobachtung ihrer Erscheinungen die reinsten und erhabensten Sittenlehren entdeckt, machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Ich hatte das Landleben von Kindheit an geliebt, und die Naturscenen immer mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen beobachtet. Es entwickelte sich also sehr leicht der Gedanke in mir, dem Fingerzeige des guten Paria zu folgen, die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in dieser Rücksicht zu betrachten, und

die Lehren der Moral im Buche der Natur zu suchen. Mein Aufenthalt auf dem Lande den Sommer über begünstigte mein Vorhaben; und so entstanden aus der Bemerkung zufälliger Ähnlichkeiten die früheren Gleichnisse, als: die Salbey, die Tannen, der Schmetterling u. s. w.

Einige Jahre später las ich Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. Bey Durchlesung dieses vortrefflichen und mir äußerst wichtigen Buches fing ich an zu ahnen, daß das, was ich zuerst für zufällige Ähnlichkeit hielt, weit mehr als Zufall, daß es eine in der Natur aller Dinge bemerkbare Übereinstimmung der Einrichtung sey. Geleitet durch die Ideen des verehrungswürdigen Schriftstellers verfolgte ich diesen Gedanken, und kam endlich dahin, zu glauben, daß dieselben heiligen, unabänderlichen Gesetze in der physischen wie in der mo=

ralischen Welt herrschen, und die erste ein treuer Spiegel der letzteren sey.

Aus diesem ganz veränderten Gesichtspuncte betrachtete ich nunmehr die physische Welt; und so wie der Landschaftmahler eine Gegend mit ganz anderen Augen sieht und ganz andere Merkmahle an ihr entdeckt, als der bloße Liebhaber der Natur, so sah auch ich Bäume und Blumen jetzt in ganz anderen Beziehungen. Ich fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der Eigenheiten der Menschen, in ihrem Keimen, Blühen und Welken die Geschichte des menschlichen Lebens, und glaubte nun aus diesen Beobachtungen einige Lehren der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um so reiner und unzweifelhafter wären, da sie aus den, allen geschaffenen Wesen gemeinschaftlichen, Naturgesetzen entsprangen. Die Blüthen im Frühlinge, die Pflanzen im Schatten, die eingeimpften Bäume und ei-

nige andere scheinen mir diese Ähnlichkeit am anschaulichsten zu enthalten.

Daß die meisten dieser Lehren mein Geschlecht betreffen, ist eine Einseitigkeit, die man mir verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß ich die Natur mit weiblichen Augen und hauptsächlich zu meiner eigenen Belehrung beobachtet habe. Sollten diese Gleichnisse dazu dienen können, irgend eine aufrichtig forschende weibliche Seele auf denselben Weg zu leiten, und ihr durch die weitere Untersuchung jener Naturgesetze und der Verhältnisse der physischen Welt zur moralischen Trost und Beruhigung zu geben, so wird die kleine angenehme Mühe, die ich auf die Verfertigung dieser Bilder verwandte, reichlich belohnt, und meine Absicht, warum ich sie dem Drucke übergab, vollkommen erreicht seyn.

Wien den 30. Jänner 1800.

C. P.

I.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie schön, wie jeder Kunst unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geschmückt! Mit Blüthen überschneyet prangt der Garten. Hier hängen sie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äste der Kirschen- und Pflaumenbäume so dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige sehen kann; dort stehen sie wie wilde Röschen geformt fest auf den Aprikosen-Ästen. Hier prangt die Pfirsich- und Mandelblüthe in blassem Rosenroth, und dort erheben sich die Apfelbäume mit dem schönsten Schmucke duftender Blüthen beladen, die, weiß und röthlich gestreift, dem Auge die lieblichste Abwechselung darbiethen. Welche Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Ernte von Früchten verspricht nicht dieser blüthenvolle Lenz!

Aber ach, diesen Bäumen stehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif seyn werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröste voraus sehen, welche die Blüthen, noch ehe sie Früchte bilden, herab stören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich in's Herz der kleinen Frucht hinein beißet, und sie von innen verdirbt? Wer schützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend uud tausend Blüthen, die unseren Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schützen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwenderischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns offen, Alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken, und das schönste Loos

muß uns zu Theil werden! Unbefangen überlassen wir uns den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidiget haben. Anmaßend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umstände uns leiten, und sehen das schimmernde Ziel so nahe, daß wir es schon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie sehr uns unsere Vorstellungen täuschten! Verhältnisse und Rücksichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg, plötzliche Wechsel des Glücks nöthigen uns, unsere Plane aufzugeben, Falschheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unser Ziel, tausend fehlgeschlagene Hoffnungen ermüden den Geist, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verrathene Freundschaft machen uns mißtrauisch und muthlos; und wohl dem, in dessen Herzen sich kein giftiger Wurm böser Gesellschaft oder schlechter Grundsätze eingenistet hat! So enden wir mit langsamen Schritten den raschbegonnenen Lauf, und sind nur zu selig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquickende Früchte bringen. O, laßt uns die Vorsicht preisen, die in der

moralischen wie in der physischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe in's Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu genießen.

II.

Der Sturmwind.

Brause nur immer fort, und rase durch die Wipfel der schwankenden Pappeln, du stürmischer Gewitterwind! Ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von schützenden niedrigen Büschen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume sich seufzend vor deiner Gewalt beugen, und einen Regen von grünen Blättern herabsenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln sich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängstlich umher und beben vor dem Untergange, der ihren Nestern droht; aber unbekümmert schlüpft die grünliche Eidechse hin und her, treibt sorglos ihr Geschäft, und läßt den Wind toben, der ihrer stillen Wohnung nicht schaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bey Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnellwechselnden Launen des Glücks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glücklich ist der Weise, der, genügsam und zufrieden, in dir und der Natur die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süßesten Freuden sucht.

III.

Der Garten in der Stadt.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Ein Gewitterregen hatte die Hitze des gestrigen Tages gekühlt, und Bäume und Blumen erquickt. Ich trat in den Garten. Welche Veränderung seit gestern Abends! Tausend und abermahl tausend Knospen hatten sich in dieser fruchtbaren Nacht geöffnet; zarte Blätter wie ein leichter grüner Schleyer umwoben die Büsche, und das lieblichste Gemisch von Farben ergetzte das Auge. Die Coluthea hatte ihre feuerfarbenen Blüthen prangend entfaltet, der weiße und blaue Hollunder nickte zwischen dem glänzenden Laube, prächtige Tulpen glühten mit lebhaften Farben hin und wieder im Grase, an welchem der Segen der Nacht noch in blitzenden Tropfen hing, und ein frischer Wind wuhlte durch die Äste und schüttelte des Cytisus hangendes Gold und helle Tropfen auf mich herab. Uppiger grünten die net-

ten Rasensäume, welche die Gebüsche umzogen. Wie schön, wie erhebend war der Anblick! In süßem Genusse verloren stand ich schwelgend in meiner Pflanzenwelt, genoß mit trunkenen Sinnen, und fühlte mich am Busen der freyen Natur. Da erhob sich zufällig mein Blick und traf über der Gartenmauer auf die unzähligen Dächer, Schornsteine und Fenster unserer Nachbarn, die den Garten düster umringen, und neidisch den Strahl der Abendsonne abhalten. O wie sank meine Begeisterung! Wie unangenehm zerfloß der schöne Traum von unbeschränktem Naturgenusse bey dem Anblicke dieser Steinmassen, die mich schmerzlich daran erinnerten, daß ich mitten in einer großen Stadt lebte! O, wie viel theurer wäre mir der Garten, wenn hier statt der vielfach gestalteten Häuser sich ein Saatfeld ausdehnte oder ein Buchenwald rauschte, und dort statt der Kirchthurme, die so herrisch in alle Gärten herab schauen, ein waldiger Berg seine ehrwürdige Scheitel erhöbe! Dann wäre ich wirklich im Schooße der Natur, dann genöße ich wirklich die Freuden, deren schwaches Schattenbild mich hier täuscht. O, daß ich empor schauen und selbst meinen lieblichen Traum zerstören mußte!

Ich will es nicht mehr thun. Innig will ich mich an meine beschränkte Pflanzenwelt anschmiegen, nur sie betrachten, und nicht bedenken, was außerhalb des Gartens ist, und wie alles besser seyn könnte, wenn es anders wäre.

Ach, wer das immer und in jedem Verhältnisse vermöchte! Wie viel zufriedener würden die Menschen seyn, wenn sie weniger um sich her oder über sich hinauf sähen! Welcher Stand, welche Lage ist so ganz elend, der nicht noch einige Genüsse eigen wären, die, mit Liebe aufgesucht, hier und da einen frohen Augenblick gewähren könnten! Sind nicht die meisten unserer Bedürfnisse weniger Kinder der Nothwendigkeit als der Einbildung? Sind es nicht die meisten unserer Freuden und selbst unser Glück? O, so können wir denn nichts Dringenderes, nichts Besseres von der Vorsicht erflehen, als stille Fassung, um das Gute zu bemerken, das uns umgibt, bescheidene Genügsamkeit, um in ihm unsere Freuden zu finden, und den festen Willen, nie umher zu spähen, nie seufzend zu vergleichen, sondern das Gute, das wir besitzen, mit Freudigkeit zu ergreifen, und, was uns fehlt, mit Muth zu entbehren.

IV.

Der Pappelbaum.

Komm, Mädchen, und betrachte mit mir diese hohe Pappelweide! Noch hat nicht der zehnte Frühling sie neu belaubt, und schon steht sie in vollem, üppigem Wuchse da, ein starker, vollendeter Baum, dessen Stamm meine Arme nicht zu umspannen vermögen. Stolz hebt sie ihren spitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauscht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Höhe zuerst begrüßt. Demüthig und unscheinbar grünt neben ihr die junge Linde, zwar eben so alt wie jene, aber noch bey Weitem nicht an Höhe und Dicke des Stamms, an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn sie biethet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarinn verdunkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blicke rings umher im Garten! Du findest auch nicht Eine Pappelweide, die über dreyßig Jahre alt wäre, aber du siehst wohl von fern jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangenen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquickenden Schattens, indeß oft derselbe Gärtner den Pappelzweig setzet, und den verdorreten Stamm unwillig aus der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter versprechen, der vorübergehenden Lust an diesen vorzieht.

Und du, junges flatterndes Wesen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundschaften stiftet, um sie morgen wieder zu zerreissen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die lieber langsam eine dauernde Freundschaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Gespielinn begrüßen will!

Zwar genießest du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur spät zu Theil wird; aber es ist auch nur Schimmer, und zehn deiner Schwesterschaften sind geknüpft und wieder zerrissen, ehe eine wahre Freundschaft geschlossen werden kann, die langsam wächst, aber ewig, wie die Linde, dauert. Nach und nach faßt sie in den verbundenen Herzen Wurzel, ist anfangs klein und unbemerkt, bis sie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, sich in majestätischer Schönheit erhebt. Dann erst äußern sich ihre wohlthätigen Wirkungen; sie gibt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede bessere Besinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die sie nicht zu erschüttern vermögen. Noch im Alter stärkt und erfreuet sie die verschwisterten Seelen, und, wohl uns! keine Speculation kann uns den süßen Glauben nehmen, daß sie uns noch in bessere Welten folgt!

V.

Das Vergißmeinnicht.

Freundinn, liebst du das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und wünschest du es zu pflücken, so folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle! Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende sie sehen und pflücken kann; sie scheuen die allzuheißen Strahlen der Sonne, und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünstelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächse in nutzloser Pracht stehen. Aber hier am Borde des nützlichen Quells, der, die Wiesen befeuchtend, segensvoll dahin fließt, hier, wo fruchtbare Obstbäume die beladenen Äste in ihm spiegeln, während ihre Wurzeln sein klares Naß saugen, hier blühen die Vergißmeinnicht zu Tausenden. Lieblich stehen sie da im fetten Grase, und nicken mit den himmelblauen

Blumen und den blaßrothen Knöspchen freundlich über die klare Fluth hin.

Sehnst du dich nach wahrer Freundschaft und treuer Liebe, Mädchen? O, so verlaß das schimmernde Gewühl der großen Welt! Besuche nicht Schauspiele und Feste, um gute Menschen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu suchen, und hoffe nicht, im etikettevollen Prunksaal wahre Empfindung anzutreffen! Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigenthümlichkeit des Characters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den man braucht, und den gering schätzt, der keinen Einfluß hat, dort wohnet sie nicht die schüchterne Freundschaft, und die Liebe versendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des stillen häuslichen Lebens, bey froher Arbeitsamkeit und thätiger Menschenliebe, bey mäßigem Vergnügen, das gutes Bewußtseyn würzt, da wohnt wahre Freundschaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chore häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannst du sie suchen; aber verdiene auch, sie zu finden!

VI.

Die Bohnen.

Es ist ein eigenes Vergnügen für mich, im Frühlinge zwischen den frischbepflanzten Beeten oder durch neubelaubte Büsche zu wandeln. Wie Alles treibt und keimt und in's Leben trachtet! Die hochgeschwollenen Knospen brechen auf; hier drängt sich zartgekräuseltes Laub aus der geborstenen Hülle, dort stehen ganz begrünte Büsche, und jene Bäume sind weiß von Blüthen. Käfer und Mücken, Raupen und Schmetterlinge fliegen und gaukeln und kriechen neugeboren und selig in ihrer Art im warmen Sonnenschein. Alles ist voll Leben, voll Jugendkraft, und der Anblick der erwachenden Natur füllt das unbefangene Herz mit freudigen Hoffnungen — die sich nicht auf diese Welt allein beschränken. Sieh, wie auf diesen Beeten sich die treibende Kraft in kleinen Pflanzen mächtig zeigt, und

dem Gemüthe, das gern lernt, ernste und sanfte Unterweisung gibt! Zehn Tage sind es nun, seit der Gärtner auf jenem Beete Bohnen dem Schooße der Erde anvertraut hat. Bemerkst du nicht die kleinen Schollen, welche sich hier der Reihe nach in abgemessenen Zwischenräumen erheben, und unter welchen etwas Grünes hervorblickt? Dieß Grüne ist das junge Pflänzchen der Bohne; kleingefaltet liegen die Blätter noch fest in einander, nur der Hauptstängel hebt sich gekrümmt, gleich dem Halse des Schwanes, empor, und trägt an seiner niedergebogenen Spitze das mütterliche Saamenkorn, aus dem er erwuchs, und in ihm die erste Nahrung fand, bis er stark genug war, auch abwärts in die Erde zu treiben. Nun steht er fest, und drängt gewaltsam durch sie herauf, und bahnt sich einen Weg in das Reich des Lichtes. Sieh, wie er sein Grab durchbrochen hat, und der zersprengte Grabstein noch auf ihm ligt, bis er auch diesen bezwingt, und dann, von lauen Lüften und goldenen Strahlen umflossen, in jugendlicher Schönheit prangend da steht!

Nie kann ich die aus ihren Gräbern auferstehenden Pflanzen ansehen, ohne an das Gemählde der Mutter mit dem Kinde erinnert zu

werden, die sich unter dem geborstenen Steine erhebt, und verklärt und selig nach den Leiden dieser Zeit in glücklichere Welten empor steigt *); und diese Ähnlichkeit erfüllt mein Herz mit froher Ahnung. Auch wir werden einst, wie diese Saamenkörner, dem Schooße der dunkeln Erde anvertraut, auch wir werden uns, wie sie, aus dem Grabe erheben und empor blühen in die Welt des ewigen Frühlings. Dort umfangen uns reinere Lüfte, und in einem milderen Sonnenscheine werden die Keime sich fröhlich entfalten, die hier so oft kaum zur Bluthe, fast nie zur Frucht gelangen konnten!

---

*) Das Bild des von Herrn Nahl verfertigten Grabmahles der Madame Langerhans, das zu Hindelbank in der Schweiz steht, wenn ich nicht irre.

VII.

Das Thal.

„Nein, zwischen diesen drohenden Felsenmassen führet kein Weg hindurch! Hier müssen wir bleiben oder umkehren,“ sagte ich zu meiner Gefährtinn, als wir auf einer kleinen Reise uns in einem engen Thale, von unübersteiglichen Bergen umgeben, befanden, wo nichts als Felsen, theils schroff und kahl, theils mit düsteren Wäldern bewachsen, sich unseren Augen zeigten, die vergebens nach einem Auswege forschten. Bald ward unsere Lage noch schlimmer; der schmale Steig, der uns führte, senkte sich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe, und verschwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die schwarzen Kiefernwälder, die schon seit der Sündfluth da gestanden zu haben schienen, nirgends ein betretener Weg, eine Hütte oder

nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward bange; denn die gefurchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erstaunten wir, als wir bey der nachsten Krümmung des Weges sahen, daß wir keinen jähen Absturz vor uns hatten, und der Grund sich nur allmahlich senkte. Schon zeigte sich auf dem entgegengesetzten Hugel ein weißer Streifen, der sich im Walde verlor. Es war ein Weg. Wir folgten ihm; und sieh, er wand sich über Hügel und Tiefen, durch Felsen und Wälder zwischen zwey himmelan steigenden Bergen durch, die mir in der Ferne nur einer geschienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die große Fahrstraße.

O Vorsicht, die du unser Schicksal auf eine unbegreifliche Art leitest, wie konnte ich hier im Kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft lassest du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umstände in Lagen gerathen, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörlichen Jammer vor uns zu sehen glauben; mit stummer Angst erwarten wir den Todesstreich, der unser Schicksal entscheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben soll. Aber siehe, da öffnet deine Mutterhand plötzlich eine heite-

re Aussicht vor unseren Blicken; du zeigst uns einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfst manchen Faden unseres ehemahligen Glückes wieder an, und führst uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

VIII.

Das Hänflingsnest.

Du klagest, liebe Freundinn, über die vielen Sorgen, die unbeschreibliche Mühe, die deine Kinder dir verursachen, wie du jetzt immer zu Hause angeheftet seyn, auf die meisten Vergnügungen Verzicht thun müßtest, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Ersatz, keinen Lohn zu erwarten hättest; ja, du wünschest oft, kinderlos zu seyn. Komm mit mir, meine Liebe! Ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling sein Nest hat, das wir oft mit einander besuchten, und den leisen Gesang des guten Vögelchens behorchten. Sieh! das Nest ist leer — die Jungen sind ausgeflogen; — dort flattern sie auf der Wiese hin mit ungeübten Schwingen, schwach und ungeschickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um sie herum, und zeigen ihnen, wie sie die

Flügel brauchen müssen. Morgen vielleicht begleiten sie sie zum letzten Mahl, und kehren dann einsam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld saß das Weibchen die schönen Frühlingstage durch über den Eyern! Wie willig entsagte sie jedem Genusse auf den blühenden Gefilden, und beschränkte sich ohne Reue, ohne Sehnsucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Nest! Das gute Männchen leistete ihr treulich Gesellschaft. Bald hüpfte es auf den nächsten Zweigen umher, und sang das schönste Lied, das seine kleine Kehle vermochte, bald flog es fort und suchte die schmackhaftesten Körnchen, und legte sie ihr auf's Nest hin zur bequemen Speise, oder es saß hülfreich eine Weile statt ihrer über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyspiel der Gatten- und Älternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechselweise Speise, oder wärmten sie mit den schützenden Flügeln. Schreyend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe gesucht hatten; und wer beschreibt die Angst der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüsche vorbey flog, worin ihr Theuerstes verborgen

lag, das ängstliche Flattern, das bange Geschrey, die heldenmuthige Aufopferung, mit der die Mutter sich über das Nest breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen, die unbedachtsame Kühnheit des Vaters, der sich kreischend seinem überlegenen Feind entgegen setzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber gezogen und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dieß alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Ersatz? Sobald die Jungen flück sind, führen die Ältern sie aus dem Neste, lehren sie fliegen und ihr Futter suchen, und begnügen sich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtseyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genusse des Frühlings überlassen zu haben.

Und sollte eine Mutter, der Gott nebst den Trieben, die er auch in des Vogels Brust legte, noch Vernunft gab, sollte sie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftloser Vogel? Nein, meine Liebe! Laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele scheiden! Laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen! Erhalte

den Gedanken immer lebhaft, daß es die schönste, die einzige Bestimmung des Weibes sey, Gattinn und Mutter im edelsten Sinne zu werden, daß die Kinder nicht um unsertwillen, daß wir um der Kinder willen da sind, daß die Vorsicht diese theuern Pfänder unseren Händen anvertraute, nicht, damit sie uns in der Kindheit ergetzen, und, wenn sie erwachsen sind, die Werkzeuge unserer absichtsvollen Plane werden, sondern damit wir sie, wie schwer und mühsam auch dieser Beruf sey, auf dem Pfade der Tugend zur Glückseligkeit führen. Darum entzündete Gott den mächtigsten aller Triebe, die heilige Mutterliebe, in der weiblichen Brust, darum verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den stillen, gelassenen Muth, der oft dem stärkeren Geschlechte fehlt. Diese Liebe gibt uns mehr als menschliche Kraft zu dulden und zu tragen; sie lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun, die mit unseren Pflichten streiten, sie heißt uns ewig geben und nie wieder fordern, und am Ziele unserer Laufbahn uns in dem großen, erhebenden Gedanken beruhigen, daß wir dem Rufe der Vorsicht gehorcht und unsere Pflichten erfüllt haben. Selbst dann, wenn ihre unerforschlichen Schickungen die geliebten Kinder

früh aus unseren Armen reißen, wenn Verhält-
nisse und Trennungen uns im Alter jeden Trost,
jede Unterstützung von unseren Kindern rauben,
auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren,
nie ihre Sorgen und Schmerzen kleinlich gegen
den wenigen Ersatz aufrechnen, nie ihre Mühe
fur fruchtlos halten; denn der Mutter Glück
war ja nie der Zweck, und ihre Bestimmung
ist vollkommen erfullt, wenn ihre Kinder glück-
lich — wenn sie tugendhaft sind.

IX.

Der Regenbogen.

Das schwere Gewitter ist vorüber gezogen. Dort in Westen zerreißt das Gewölk, die sinkende Sonne blitzt hindurch, und die schwarzen Wolken scheinen zu brennen. Jetzt trifft ihr schiefer Strahl den Garten, und wie mit Gold übergossen steht er da — durch den dunkeln Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben — in zauberischer Beleuchtung. Welch ein entzückender Anblick! Wie mächtig spricht in solchen Momenten die Natur an das empfangliche Herz, und zieht uns unwiderstehlich in ihre Umarmungen! Komm hinaus in's Freye, meine Geliebte! Wer wird sich hier zwischen Mauern beschränken lassen! Komm, wir wollen uns auf den freyen Feldern umsehen. Sieh, sieh! Dort im dunkeln Orte gegen den Strom zu steht der Bogen des Friedens, die farbige

Brücke da, und ihr lebhafter Glanz spiegelt sich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauschwarzen Gewölke ab. Auch dich erfreut das schöne Schauspiel, auch du siehst den strahlenden Schein und mit dir noch hundert Menschen, die gerade jetzt ihre Augen gegen Osten wenden. Und dennoch — es ist sonderbar — dennoch sieht keiner von allen denselben Regenbogen; jedem erscheint er anders, für jeden beginnt und endet er an einem andern Puncte, so wie der Schauende eben zwischen der Sonne und dem Gewölke steht; ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemahls erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der sein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und suche ihn dort jenseit des Feldes neben dem Baume, dessen Stamm dir sein bunter Farbenschimmer verdeckt, — du findest nichts. Die Strahlenerscheinung flieht, wie du dich nahest, und immer vor dir, immer in weiter Ferne siehst du sie schweben, ohne sie jemahls zu erreichen.

Spricht dich in diesem Bilde nicht eine treffende Ähnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menschlichen Leben hell und klar vor deine Seele? Was ist das, was mit heitern Himmelsfarben strahlend vor unsern Augen schwebt, dem

wir rastlos nachjagen, das jeder in etwas Andern sieht, jeder wo anders sucht, das jeden unwiderstehlich reizt, und das doch keiner erreicht? Was ist das Glück der Menschen? Ein schöner, schimmernder Regenbogen, so lockend, so entzückend von ferne, und in der Nähe wesenloser Duft, eitle Täuschung, jedem anders gestaltet, von jedem für wirklich gehalten, und dennoch jedem ewig fern — ewig unerreichbar!

X.

Der Gemüsegarten.

Verlaß, Philinde, das zierliche Blumenparterre, und tritt ein wenig mit mir in den Küchengarten! Ich weile gern hier; ich weiß nicht, welche angenehme Empfindung mich erfüllt, wenn ich diesen nützlich bepflanzten Fleck Erde sehe. Freylich reizet hier kein zierlicher Blumenflor mit wechselndem Farbenspiele, keine erfinderische Hand hat die Beeten hier in ein künstliches Labyrinth geordnet, und kein würzhafter Duft steigt von den Pflanzen entfernter Welttheile empor. Aber dennoch fehlt es in meinem Auge dem einfachen Gemüsegarten nicht an eigenthümlichen Reizen, deren vorzüglichste Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit sind.

Sieh, wie schnurgerade die Beeten in gehöriger Breite, um sie bequem begießen zu können, abgetheilt sind! Wie zierlich und für ihr

Wachsthum dienlich die Pflanzen selbst in gemessenen Reihen stehen! Hier hebt der junge Salat die hellgrünen Blätter, die noch vom Thaue der Gießkanne träufeln, aus der dunkelbraunen Erde empor, dort guckt die Kohlrube blaßgrün oder purpurroth verrätherisch aus dem Boden; die spanische Zwiebel streckt ihr buschiges Haupt empor, und der saftige Mangold, ein Sinnbild der Bescheidenheit, verbirgt seinen besten Theil in der Erde, und zeigt nur die blutroth gesprenkelten Blätter. Fühlst du nicht das besondere Vergnügen, das aus der Bemerkung dieser Ordnung und Zweckmäßigkeit entspringt, und ein Auge, dem solche Schönheit gefällt, weit mehr ergetzt, als die künstlich verschlungenen Blumengewinde, die keinen Nutzen haben, als die Sinne zu reizen und fruchtlos zu verwelken?

Sieh hier den Vergleich eines prächtigen Pallastes und einer stillen bürgerlichen Wohnung! Dort, wo der Fuß scheu auf den bunten Parquet tritt, den er zu verderben fürchtet, wo zerbrechliche Spiegelwände die Gegenstände täuschend vervielfältigen, wo reiche Divans, künstlich verschnittene Tische, Japanische Vasen und köstliche Teppiche mehr zur Schau als zum Gebrau-

che da stehen, wo man kaum ein Stück zu berühren wagt, aus Furcht, es zu zerbrechen, dort ist das schimmernde nutzlose Blumenparterre. Der Küchengarten ist das Bild einer einfachen, ordentlichen Haushaltung. Taugliches, gut gearbeitetes Geräthe in zweckmäßiger Ordnung, Reinlichkeit und eine leichte Symmetrie geben ihr den unwiderstehlichen Reiz, der dem Prunkgemache ewig fehlt. Jedes Stück ist an seinem Platze, jedes zu seinem Zweck am besten gewählt, jedes erfüllt seine Bestimmung. Freude und Frohsinn herrschen in den heiteren Gemachern, und ein behagliches Gefühl ergreift jeden Freund, der sie betritt. Laß, Philinde, dieß Bild dir oft erscheinen! Öffne dein Herz dem stillen Reize, der aus Ordnung und Emsigkeit entspringt, und laß, wenn gleich der Himmel dich mit Überfluß beschenkt, dein Haus lieber dem Gemüsegarten als dem Blumenparterre gleichen!

XI.

Das Geranium triste *)

An meine Freundinnen, die Freyinn von Richler und ihre Schwestern.

Still wird es in der Gegend umher, stiller im einsamen dämmernden Garten, den die geschäftige Menge verlassen hat. Die Sonne ist gesunken; nur ihre letzten gelblichen Schimmer kränzen noch die Scheitel des fernen Gebirges, und erinnern an den freundlichen Tag, der die Pflanzen- und Thierwelt erfreuend belebte und den Menschen zum frohen Genusse seiner Kräfte rief. Alles ist still, einsam, düster. Die glühenden Farben, die der Sonnenstrahl auf den Blu-

*) Eine Blume aus der Gattung derjenigen, die Storchschnabel heißen; sie duftet nur Abends.

men weckte, sind mit ihm verschwunden; verblichen ist das lebhafte Grün der Büsche, das mannigfaltige Spiel von Licht und Schatten in den grünen Irrgängen. Die Sänger der Lüfte sind verstummt, und von allen Bewohnern der Gras- und Kräuterwelt zirpt nur hier oder dort eine Heuschrecke, oder ein Nachtfalter schwirrt mit trägem Fluge um unser Haupt.

Folget mir, o Freundinnen, an das Geländer, wo wir heute Morgens die farbenstrahlenden Blüthen der tausendgestaltigen Geranien bewunderten, und die glühenden Tinten der Nelken euch entzückten! Kaum unterscheidet man jetzt die Stellen, wo sie stehen. Alle ihre Reize sind mit dem Lichte verschwunden; und es ist einerley für uns, ob schlechte Grasblumen oder Florens Lieblinge die düstern Plätze füllen. Aber erinnert ihr euch noch der braunen unscheinbaren Blümchen, die sich in niedlichen Büscheln auf dem schlanken Stängel schaukelten? Weder Farbe noch Geruch empfahlen sie damahls, selbst ihr Nahme, der Trauer bedeutet, war abschreckend; und achtlos ging man sie vorüber. Nähert euch ihnen aber jetzt und fühlet, welch ein Balsamduft euch entgegen weht! Solche Düfte mag der Windhauch vielleicht den Schiffern im Indischen

Ocean aus dem Schooße der Gewürzinseln herüber bringen. So kräftig, so belebend, und doch so zart! Und alle diese Schätze sind für die dunkle Nacht gespart, wo die übrigen Schönheiten Florens verschwinden, wo sonst nichts die ruhenden Sinne ergetzt. Freundlich wartet das Blümchen, bis die blendende Sonne, die Freuden des lauten Tages vergangen sind; dann öffnet es seinen gewürzreichen Kelch und erfüllt die Luft mit süßem Hauche, und erfreut den einsamen Wandler, der vielleicht die Schatten der Nacht zu Vertrauten seines Kummers machte.

O, wie freundlich erscheint uns in den wechselnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es sich uns gerade in den Augenblicken nähert, wo es düster um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blicke verschwinden, und von allen fröhlichen Genüssen keiner mehr für uns blüht! Wie ist dem Trauernden dann die sanfte Stille des weichen Freundesherzens so erquickend! Wie wohl thut ihm selbst die leise Schwermuth, die, der seinen antwortend, aus den theilnehmenden Blicken spricht! Tief und unauslöschlich ist der Eindruck, den Freunde, auf diese

Art gefunden, auf unser Gemüth machen, und fest die Bande, die, in trüben Tagen geknüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen. Wenn dann auch frohere Stunden wiederkehren, denkt das gerührte Herz mit süßer Wehmuth jener Zeit, und fühlt dankbar die ewige Verpflichtung.

XII.

Die Allee.

Wie sich seit einigen Jahren dieser schattige Gang verändert hat! Als die Bäumchen nur erst gepflanzt waren, schoß die jugendliche Kraft üppig von allen Seiten hervor. Zweige, Blätter und kleine Ästchen standen regellos an dem zarten Stamme, und bekleideten ihn von der Wurzel bis zum nahen Wipfel mit lebhaftem Grün. Die Bäume glichen Stauden, und die Allee hatte das Ansehen einer Laube. So wie nach und nach die Bäume mehr Stärke gewannen, die Wipfel sich dichter belaubt und höher empor hoben, da entzogen sie den untersten Zweigen Sonnenlicht und Regen. Diese welkten zuerst und ihnen folgten die höheren, bis endlich der ganze Stamm von dem entstellenden Laubwerke gereinigt, und das staudenähnliche Ge-

wächs zu einem schöngeformten Baume mit glattem Stamme und einer buschigen Krone ward, die ihre Arme in reinere Lüfte empor streckt. So bilden sich die meisten Bäume von selbst; denn es ist angeborner Trieb bey ihnen, sich von den ersten unnützen Auswüchsen, die dem Wipfel und den Früchten die edelsten Säfte entziehen, von dieser Fülle überströmender Jugendkraft zu befreyen, und nur die schöne nützliche Krone zu behalten.

In der Kindheit und Jugend, wenn unsere Begriffe noch verworren, unsere Empfindungen unentwickelt sind, und eine ungezügelte Phantasie den irrenden Verstand beherrscht, wenn späterhin Leichtsinn oder Leidenschaft unsere Seele mit unrichtigen Vorstellungen erfüllen, und süße Täuschungen, geliebte Vorurtheile und Irrthümer selbst die jugendliche Vernunft auf ihre Seite zu ziehen wissen, da gleichen wir, ohne Charakter und Grundsätze, den jungen Bäumen ohne gebildete Krone und starken Stamm. Sollen wir aber als denkende vernünftige Wesen uns von Baumen beschämen lassen, und gedankenlosen Pflanzen in der Ausbildung unserer selbst weichen? Nein! Wie die jungen Sträuche jeden kommenden Frühling einige nutzlose Zweige ab-

legen, und sich nach und nach zu schönen Bäumen bilden, so sollen auch wir mit jedem Jahre unseres Lebens, mit jeder erworbenen Kenntniß und Erfahrung einen Theil unserer Irrthumer, Vorurtheile und Fehler ablegen, bis endlich unser ausgebildeter Charakter dem Baume gleicht, der uneigennützig Schatten und Erquickung gewährt, für's Wohl des Ganzen thätig wird, und in Erfüllung der Pflichten gegen Andere das Ziel seines Daseyns erreicht.

XIII.

Die Salbey.

Sieh, wie schön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbey wieder da stehen! Kaum blühten sie im Frühlinge schöner, ehe der Gärtner sie nahe an der Wurzel abschnitt, daß nur traurige Stoppeln übrig blieben. Wie so verändert schien sie damahls! Einst ein vollblättriger blühender Strauch, auf dessen langen dunkelblauen Blumen sich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von dessen sammetweichen Blättern, die so mannigfaltigen Nutzen schaffen, süße Düfte empor stiegen; jetzt nichts, als ein unscheinbarer Busch grauer welkender Stoppeln. Das Heer der Schmetterlinge war entflohen, keine süßen Düfte stiegen empor, kein Vorübergehender pflückte dankbar eines ihrer Blätter. Die arme Salbey war von Allen verlassen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regen-

güsse erweichten um sie her die mütterliche Erde, milde Thautropfen senkten sich in die abgeschnittenen Stengelchen, die Lebenssäfte fingen an, sich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit stand die Salbey in ihrer vorigen Schönheit da. Nun duftet sie wieder und erquickt die Spazierenden, nur die flatterhaften Schmetterlinge werden sie nicht mehr umgaukeln; ein leichtes luftiges Geschlecht, sind sie schon längst mit den Tagen des Frühlings, die ihre Geburt und ihren Tod begrenzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schicksale und unverdiente Unglücksfälle dich beugen, wenn der Schimmer des Glückes, der dich umgab, verschwindet, wenn die Welt mit schadenfrohem Lächeln auf dich herab sieht, und der eingeschränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten schmerzhaft drücket! Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbey neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglücken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hülfe und Trost zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquicken, du wirst wieder bluhen, wie die Salbey wieder blühete. Vielleicht werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln; aber glaube

mir, es ist Gewinn, die schändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kamen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner abschnitt? Er beraubte den schönen Strauch nicht umsonst seiner Zierde. In heilsamen Getränken und kraftigen Pulvern nutzen sie der leidenden Menschheit. Tröste, ermuntere dich durch den erhabenen Gedanken, daß dein Unglück, in die unendliche Kette des Schicksals verflochten, nothwendig war, daß es zum Besten des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich in den Zusammenhang einzusehen vermögen. Wir glauben eine liebende, waltende Vorsicht; und dieser Glaube macht uns jenen beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiß.

XIV.

Die ausländischen Gewächse.

Wahrlich, sie sind schön, diese fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren sonderbaren Blättern! Mehr als das Geländer, das sie von den übrigen Pflanzen des Gartens scheidet, scheidet sie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht, welche kühne Mischungen! Welche glühende Farben, wie sie nur der senkrechte Sonnenstrahl zu kochen vermag! Gewiß, sie sind reizend, und unendlich angenehm ist der Anblick, den sie dem Auge des Beobachters darbiethen. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen sie Früchte, nie erreichen sie unter unserem kalten Himmelsstriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen Erde gerissen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewöhnt,

schmachten sie hier in dem ungewohnten Klima. Getäuscht durch ein laueres Lüftchen oder einen heißen Sommertag, öffnen sie ihre kleinen Knospen; die Bluthe entfaltet sich, sie prangt in hoher Schönheit, und verspricht eine wohlschmeckende Frucht. Aber siehe! ehe noch der Keim in der bunten Hülle sich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauset ein kalter Nordwind über sie hin, und schuttelt die Blüthen herab, oder die Früchte sterben vor Kälte in ihrer ersten Jugend. Dennoch drängt sich Blume an Blume, dennoch ersetzen stets neue Knöspchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit. Arme Betrogene! Was wollt ihr hier? Hier ist euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr sie mit euern edelsten Säften: der Himmelsstrich, unter den ihr verpflanzt seyd, läßt sie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menschen! Wie oft gleichest du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäuscht vom Sonnenblicke eines nahen Glückes öffnest du dich frohen Gefühlen, träumest von künftigen Seligkeiten,

opferst oft deine besten Kräfte diesen trügerischen Aussichten, und glaubst in ihrer Erfüllung mehr als irdische Zufriedenheit zu finden, bis plötzlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die stolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünsche an stets sich erneuernden Hindernissen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umsonst belehren uns tausend mißlungene Versuche, daß hienieden kein vollkommenes Glück zu finden ist; umsonst erinnern die Wunden unsers Herzens uns an alles, was wir schon gewünscht und doch nicht erhalten haben. — Die fernste Aussicht einer möglichen Verbesserung facht unseren Muth auf's neue an, und stellt uns ein anderes Gut als eben so erreichbar dar. Wozu diese rastlose Thätigkeit? Wozu diese unerschöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnung auf bessere Zeiten, die doch niemahls kommen? Sollen diese Triebe uns nur zur stäten Qual gegeben seyn? Nein! Dieser Gedanke wäre einer Vorsicht unwürdig, die jedes Geschöpf aus Liebe geschaffen und zur Glückseligkeit bestimmt hat. Aber auch wir sind hienieden nicht in unserem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu edleren Zwecken bestimmt, als wir hier erreichen können, ahnen

wir, daß es ein reines Glück und ungemischte Freuden gibt, und suchen sie vergebens, und erschöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entspricht, bis endlich der Tod unserer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freyheit gibt, dem schöneren Frühlinge in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen und ihre Blüthen Früchte tragen werden.

XV.

Der sterbende Schmetterling.

Da hängt sie, sterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod war jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenstande entschlüpft, kaum zu schöneren Genüssen und einem freyeren Daseyn erwacht, folgt sie gehorsam dem Rufe der Natur, entsagt dem lieblichen Herumschwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, sucht einen Gatten, und schenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgsam legte sie die Eyer in eine Spalte der Rinde, streifte ihr eigenes wollichtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutze gegen die Winterkälte zu geben, und verging dann in süßen Empfindungen von Aufopferung und Liebe über ihrem Neste, dem sie alles, sogar einen Theil ihrer selbst, gegeben hatte.

Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe und Zärtlichkeit, wie sie eigentlich deinem Geschlechte geziemt! Auch Weiber können stark und innig lieben, auch in den zarteren Seelen des schwächeren Geschlechtes entstehen mächtige Leidenschaften; aber sie müssen in ihren Äußerungen und Folgen immer den Charakter des Geschlechtes tragen, und nie bis zu dem Ungestüme der Männer empor schwellen. Glaube nicht, daß jene stürmischen Leidenschaften, wie manche Romane und Theaterstücke sie nur zu reizend schildern, wahre Liebe seyen, jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniß achten, verletzte Pflichten durch Trugschlüsse entschuldigen, und Unschuld und Ehre im Rausche der Sinnlichkeit hinzuopfern für ein verzeihliches, ja oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichterisch schön seyn, sittlich schön sind sie gewiß nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen sie den Geliebten nicht glücklicher, und das Weib selbst in seinen Augen nicht liebenswürdig. Der sterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie ist das stille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenstand glücklich zu machen, und es nicht

achtet, wenn es in Ausubung seiner Pflichten sich selbst verzehrt; sie ist eine sanfte Gluth, die wohlthätig warmt, nie verheerend lodert. Unglück und Hindernisse erhöhen sie, ohne sie je stürmisch zu machen, und selbst in ihrer höchsten Stärke, unter dem Drucke der Leiden wie in den Augenblicken des größten Entzückens, verträgt sie sich mit jeder Tugend, jeder sittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältniß, hört den leisen Ruf der Pflicht, und opfert sich endlich willig selbst auf, wenn sie im Kampfe mit ihr nicht mehr bestehen kann.

XVI.

Die Johannis-Käfer

Die heitere Sommernacht ladet uns in's Freye. Laß uns die stillen Grunde besuchen, wo tiefe Schatten zu ernsten Betrachtungen stimmen! Sieh! Was ist das? Der bestirnte Himmel hat sich in das Thal herab gesenkt. Siehst du die leuchtenden Pünctchen im Grase, und hier den grünlichen Funken, der sich von einem Zweige zum andern bewegt? Bald steht er still, bald schwebt er vor uns hin, verliert sich im nächtlichen Dunkel, und kommt glänzender wieder hervor.

Ich kenne euch, liebliche Wesen, leuchtende Erscheinungen, die ihr unsere Sommernächte verschönert! Die beschwingten Männchen flattern umher und tragen ihr schönes Licht zur Schau; nichts hält sie, nichts hemmt ihre Be-

wegungen. Sie suchen ihre Weibchen, fliegen nach Nahrung umher, oder scherzen mit ihren Gespielen. Das Weibchen lauschet still im Grase, kann sich nicht aufschwingen, und nur die nächsten Hälmchen mit glänzendem Lichte bestrahlen. Aber indessen das freye Männchen mit ungewissem Schimmer jetzt ganz verschwindet, jetzt kaum das Blättchen erhellt, auf dem es ausruht, und bald, ungesehen, in Gefahr geräth, zertreten zu werden, bald die Hand des Neugierigen lockt, den fliegenden Funken zu haschen, ruht das Weibchen sicher in dem kleinen Kreise, der sie umgibt. Schon von fern erblickt der Wanderer das stille, grünliche Licht am Boden, nähert sich mit leisen Schritten, sieht mit Wohlgefallen die nahen Pflanzen in dem sanften Schimmer glänzen, und stört ihre Ruhe nicht. So ersetzte die Natur ihr wohlthätig durch helleres Licht und Sicherheit den Mangel an Freyheit.

Beneide nicht, entschlossene, junge Freundinn, beneide nicht das Loos der Männer, und wünsche nicht so sehr, dein schwächeres Geschlecht mit dem stärkeren zu vertauschen, weil Natur und Verfassung diesem tausend Vorzüge und Freyheiten ertheilt haben, deren das beschränk-

te Weib nicht genießen darf! Still, in dem engen Kreise häuslicher Geschäfte eingeschlossen, erstreckt sich ihre Wirksamkeit nicht über die Mauern ihres Hauses. Wohlstand und Sittsamkeit verbiethen ihr jede öffentliche Handlung, jedes lautere Betragen, ja die Natur selbst scheint sie durch ihren zarteren Körperbau und ihre Mutterpflichten von jedem Antheil an öffentlichen Geschäften ausgeschlossen zu haben.

Aber indeß der Mann sich seiner großen Vorzüge nicht ohne Gefahr erfreut, indessen Sorgen, Kränkungen und unnennbare Beschwerlichkeiten den Staatsmann, den Gelehrten, den Krieger treffen, und Undank oder zweifelhafter Ruhm ihr später Lohn wird, genießt das Weib einer unbedroheten Ruhe im Innern ihres Hauses. Hell und ehrwürdig leuchten ihre stillen Tugenden dem glücklichen Gatten und wenigen Freunden. Häusliche Zufriedenheit und wohlgerathene Kinder lohnen ihr süßer, als eroberte Provinzen oder gelungene Staatsintriguen, und sicherer wirken ihre Tugenden durch Kinder und Enkel auf die gebesserte Nachwelt, wenn auch kein Stein ihren Nahmen lehrt, als die Bücherweisheit des Gelehrten, dessen Nahmen ferne Jahrhunderte mit Erstaunen nennen.

Nein, liebes Mädchen! die Vorsicht hat nicht stiefmütterlich an unserem Geschlechte gehandelt, als sie so unendlich weise jedem durch Naturgesetze die Bahn zeichnete, die es zu wandeln hat. Jedes hat seine Rechte, seine Genüsse, seine Pflichten, die, gewissenhaft erfüllt, nicht minder verdienstlich sind. Aber verderblich ist die Unzufriedenheit mit seinem Zustande, und eine falsche oder geringschätzige Vorstellung von unseren Pflichten und Rechten macht uns bald jene verabsaumen und diese verlieren. Dann sind wird freylich armselige Geschöpfe ohne Bestimmung und ohne Würde; aber wir sind es nicht durch die Natur, sondern durch eigene Schuld.

XVII.

Die Obstkerne.

„Schade um die vielen Kirschen und Weichsel, die hier ungenützt auf der Erde liegen und faulen!“ sagte Emilie gestern zu mir, und zeigte mir im Obstgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beschädigter Früchte, die im Grase zerstreut lagen. »Schade!« sprach sie: »Das verdirbt nun alles ungenossen und nutzlos, und hätte, wenn es reif geworden oder unversehrt geblieben wäre, das schönste Obst gegeben.« »Nutzlos verdirbt es wohl nicht,« erwiederte ich: »Blicke einmahl um dich! Siehst du hier nicht aus dem Grase eine Menge zarter Bäumchen hervorragen, kaum noch so hoch als die Halmen um sie her? Wo mögen diese wohl hergekommen seyn? denn angepflanzt hat sie hier niemand. Sieh, Emilie, die Früchte, die aus mancherley Ursachen abfallen, faulen im

Grase, und der zarte Keim entwickelt sich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervor treibt, dient ihm das Fleisch der Frucht zur ersten feinen Nahrung, ehe er noch im Stande ist, mit seinen Faserchen die gehörige Speise aus dem harten Boden zu ziehen, wie junge Kinder zuerst von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau stärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, sein schwacher Stamm erhebt sich nach und nach; und so sind alle diese Bäumchen entstanden, die einst, durch Zweige besserer Art veredelt, den Obstgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen ist zwecklos abgefallen; denn die wenigen, aus denen kein Keim erwuchs, dienten den Vögeln des Himmels zur Speise, die Gott auch liebt, und für die er auch sorgt.«

»Ja, meine Freundinn, die Vorsehung ist gütig und weise im Kleinsten wie im Größten. Nichts geht in ihrer Haushaltung verloren, nichts bleibt ohne Wirkung, ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze. So wenig ein Obstkern vergebens abfällt und verweset, eben so wenig geht die kleinste Folge unserer Handlungen verloren, wenn gleich wir kurzsichtige Sterbliche oft das Gegentheil zu sehen glauben, und

uns so manche Ursache ohne Folge, so manche Kraft ohne entsprechende Wirkung zu bleiben scheint. Jede gute oder böse Handlung, jede Anreizung zum Übel, jedes Beyspiel stiller Tugend bringt gewiß eine Veränderung in dem Kreise, der uns umgibt, hervor, und diese verbreitet sich still und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz die erste Veranlassung vergessen haben, mit Freude oder Schrecken die Folgen erblicken, die, ungesehen von uns, aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchsen. O möchten unsere Handlungen immer den edeln Obstkernen gleichen, die still und geräuschlos in's Gras hinfallen, aber später hin zu nützlichen Bäumen erwachsen, und einst noch dem Enkel Erquickung und Schatten geben!

XVIII.

Die Tannen.

Jetzt sind sie ausgegraben und dem Herde bestimmt, die verdorreten Tannen, die so lange des Fleißes und der Pflege des Gärtners spotteten. Alle seine Mühe und Sorgfalt war bey diesen Bäumen vergebens; sie bluhten und grünten nicht mehr, ja selbst der wenige Saft, den sie noch hatten, als man sie aus ihren mütterlichen Wäldern hierher verpflanzte, vertrocknete, und die Tannen starben. Unwillig warf sie endlich der Gärtner aus dem Boden, den sie entstellten, heraus, und sieh, da wurde er gewahr, daß sie wenige oder gar keine Wurzeln hatten. Diese waren, als man die Bäumchen im Walde ausgrub, abgehauen oder verletzt worden; und nun war es wohl deutlich, warum die ar=

men Tannen nicht gedeihen konnten. Hätte man sie in dem schützenden Schatten ihres mütterlichen Waldes gelassen, sie hätten fortgegrünt, und wären in wenigen Jahren zu hohen nützlichen Stämmen aufgeschossen, deren balsamischen Schatten der müde Wanderer gesegnet hätte, da sie jetzt nichts als ein dürres unbrauchbares Reisholz sind.

So geht es manchen jungen unerfahrenen Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauses in die große Welt versetzt wurden. Was soll hier der Anstrich von Tugenden, den Gewohnheit und Beyspiel ihnen geliehen, die Bescheidenheit, welche noch nie den Lockungen der Schmeicheley zu widerstehen hatte, die Redlichkeit, welche noch durch keine Gelegenheit, unentdeckt zu sündigen, geprüft wurde, die Unschuld, die noch keine Versuchungen mit Muth und Standhaftigkeit besiegt hatte? Die Mädchen waren gut, weil sie noch keine Reizung gehabt hatten, böse zu seyn. Aber jetzt im Wirbel der Zerstreuungen, von der Verführung umlagert, von falscher Ehre gereizt, von schimmernden Beyspielen fortgerissen, o wie schnell verschwinden da die wenigen guten Gefühle, die ihnen statt Grundsätze dienten, und

sie werden verderbt, wie die, mit denen sie umgehen! Wären sie nie oder nur spät ihrer schützenden Verborgenheit entrissen worden, sie wären in Einfalt und Unschuld zu guten würdigen Weibern heran gereift, ein edler Mann hätte sein höchstes Glück in ihren Armen gefunden, und tugendhafte Kinder ihnen einst ihr ganzes Wohl verdankt.

XIX.

Der Laubengang.

Sieh, Freundinn, wie dicht diese jungen Bäumchen ihre nachbarlichen Äste verschränken, wie sie ein hellgrunes Dach über unseren Häuptern bilden, durch welches die Sonne blitzt, und die ändernden Schatten der Blätter bald auf den Weg, bald auf unsere weißen Gewänder streut! Von gleicher Art und Höhe stehen sie zu beyden Seiten; zu gleicher Zeit gepflanzt, mit gleicher Sorgfalt gewartet, streckten sie schon als zarte Stämme ihre jungen Zweige zusammen, wuchsen mit einander und für einander, und vereinigten sich, als sie groß und stark geworden waren, zur schattenvollen Laube. Eins in's andere verschlungen und verwebt, unauflöslich verbunden stehen sie da, und biethen in ihrer Vereinigung den Stürmen Trotz, und schöpfen eines aus dem andern Kraft und Stärke.

Süßes Bild der innigen Freundschaft und Liebe zwischen gleichgestimmten Seelen, bey gleichen Verhältnissen, wenn keines mehr fordert als leistet, keines mehr empfängt als gibt, und kein Mißton, erzeugt durch den Unterschied des Standes, der Jahre, der Gemuther, den schönen Zusammenklang stört, wenn eines denkt, liebt und lebt wie das andere, des einen Fehler in die guten Eigenschaften des anderen passen, und so die beyden Seelen sich zu einem schönen Ganzen vereinigen, das jedem Unfalle trotzt, und das nicht fur diese Welt allein dauert!

Aber laß uns ein wenig weiter gehen! Auch hier ist ein bedeckter Gang, auch hier wölbt sich ein grünes Dach über uns; aber bemerkst du den Unterschied? Siehst du den starken Kastanienbaum, wie er sich stolz über die andern erhebt, und das niedrige Gesträuch vor sich wegdrückt, das erst zu wachsen anfing, als jener schon ein vollendeter Baum war? oder die hochaufgeschossene Pappel, die zwar nicht älter, aber von ganz anderer Art, schnell empor strebt, und ihre luftigen Zweige nie mit den langsam wachsenden Sträuchen vereinigen wird, die beschämt und traurig da stehen, und neben den großen Nachbarn kaum Raum und Sonne genug haben,

um zu leben? Auch welkt und stirbt manches in der ungleichen Vereinigung, die seine besten Kräfte verzehrt. Gefällt dir der Laubengang hier noch so gut, wie dort? und bedarfst du wohl einer Erklärung über gleiche und ungleiche Verbindungen?

XX.

Die Weidenbäume.

Wie schön, mit welchen breiten, glänzend-grünen Blättern der kleine Weidenbusch zwischen seinen Brüdern hervor sieht! Welch ein Unterschied zwischen ihm und ihnen! Wie sie mit ihren schmalen grauen Blättern, die selten und trocken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Gestrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem stärkeren Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher diese große Verschiedenheit? Siehst du nicht, Liebe, daß dieser schöne Busch aus dem abgehauenen Stamme des alten Baumes hervor wächst? und erinnerst du dich noch der struppigen hohlen Weide, die das vergangene Jahr so oft dein Mißfallen erregte? Damahls glich sie ihren Brüdern ganz, eben so welk, eben so ein Aufenthalt häßlicher

Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat sie nahe bey der Wurzel abgehauen, und jetzt treibt sie mit neuer Kraft schöne Blätter, die den Müden, der unter ihrem niedrigen Dache Schutz sucht, freundlich vor der Mittagsgluth schirmen. Kein unreines Insect benagt sie, keine Spinne umzieht sie mit kleberigen Fäden. Nur der reine Sonnenstrahl spielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

O meine Geliebte! Wenn oft unsere ungeduldige Seele über den Gang der menschlichen Schicksale murrend zu urtheilen wagt, wenn wir sehr geneigt sind, das traurige Loos, das manchen unserer Brüder in diesen schrecklichen Zeiten trifft, ungerecht und grausam zu nennen, dann laß uns des Weidenbusches denken, der nach seinem Sturze schöner ward! Wie oft sehen wir unter dem Drucke der Leiden sich Tugenden entwickeln, die der stolze Sohn des Glückes in seinem selbstsüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle in Herzen erwachen, die ihrer in unbedrohtem Wohlstande nie fähig gewesen wären! Der Verlust jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt, und die man doch so oft und leicht überlebt, lehrt den weise-

ren Unglücklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigener Mangel, eigene Hulflosigkeit schließen das erweichte Herz gegen die Noth Anderer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengröße, Verachtung des Todes gehen in den veredelten Seelen aus dem immerwahrenden Kampfe mit Gefahren und Unglücksfällen hervor, und die schönste Blüthe menschlicher Tugenden, stille Aufopferung und Selbstverläugnung um des Geliebten willen, lehren nur die Gemeinschaft im Unglucke und ernste Catastrophen, wo unser und der Geliebten Wohl auf der entscheidenden Wage liegt. So, meine Freundinn, vergrößern die Übel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moralischen, und das Geschick, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieser Erde seine unerforschlichen Gänge vor unsern Blicken.

XXI

Die eingeimpften Bäume.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle diese jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obste freywillig aufsproßten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da sie sonst nur ungenießbares Obst gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorsichtig schlitzte der Gärtner die zarte Rinde auf, setzte ein Auge von einem edlen Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Bast. Jetzt ändert sich die ganze Natur des Baumes; sein innerer Bau, die Richtung aller seiner Adern und Faserchen werden anders, er verkocht die Säfte, die er aus der Erde zieht, auf andere Art, seine Blatter saugen Thau und Luft anders ein, und dieselbe Nahrung, dieselben Sonnenstrahlen bilden nun künftig statt einer bittern Mandel oder sauern Pflaume einen erröthenden Pfir-

sich oder eine goldene Aprikose. So sehr wirkt das eingesetzte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert sein ganzes Wesen.

Und eben so unwiderstehlich wirken Umgang und freundschaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrene zu wenig kennt, und sich ihnen oft zu sorglos überläßt, auf unsere Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, so ändert ein vertrauter Umgang unsere Denkart und Sitte. Die Gedanken unserer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise an, und fangen an, die Dinge um uns her aus dem Gesichtspuncte zu betrachten, aus welchem unsere Freunde sie sehen, unsere Entschlüsse und Handlungen fließen nicht mehr ganz allein aus unseren Grundsätzen; manches thun wir mit Vorsatz um unserer Freunde willen, manches, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, und so werden wir endlich ein ganz verschiedenes Wesen von dem, was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bey so wichtigen Folgen eben so klug handeln als der Gärtner, der nie ein Reis eines unedeln Baumes aus einer

ganz andern Gattung wählt? Nie sollen auch wir uns an Menschen anschließen, deren Denkart unsere verschlechtern könnte, oder deren Charakter und ganz verschiedene Lage mit uns nie zusammen stimmen werden. Und so wenig der Gärtner, wenn er nicht mit seinen Bäumen spielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerley Art auf denselben Stamm impfen oder die heuer eingesetzten über's Jahr heraus ziehen wird, eben so wenig sollen wir, wenn wir Veredelung und Glück in freundschaftlichen Verbindungen suchen, uns zugleich an mehrere Menschen von verschiedener Denkart anschliessen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn stets neue und verschiedene Gemüther auf uns wirken, wenn eine Richtung die andere hindert, ein Eindruck den andern stört, wir zuletzt ein armseliges Gemisch von so vielerley Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältnissen unsere Grundsätze und unsere Eigenthümlichkeit verloren geben.

XXII.

Die Morgennebel.

Sieh, nun sind sie verschwunden, die truben dichten Nebel, die das heitere Angesicht dieses Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es uber sie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf; aber endlich erhob sie sich siegreich in strahlender Pracht, und die Nebel sanken. In sich gerollet wichen sie zurück, und in wolkenloser Schönheit beschreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hangen sie noch, dunkelgrau und finster, die verscheuchten Kinder der Nacht; jeder Zephyr reißt leicht ein Wölkchen von der düstern Masse ab, und fuhrt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und deckt auf Augenblicke das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends; wenn die Sonne mit schwacherem Lichte sich ihnen nahern muß, dann machen sie

sich auf den Fittichen des Westwindes auf, bedecken ihr röthliches Antlitz und den schönen Abendhimmel mit trübem feuchtem Schleyer, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig, wie diese Morgennebel, ist die Gewalt früher Vorurtheile, böser Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur spät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauern sie im Hintergrunde der Seele. Jede ungestümere Regung, jede kleine Vergessenheit läßt ihnen Raum, sich hervor zu drängen und die Vernunft zu umnebeln, die sich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglück unsere Seelenkräfte schwächen, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unsere alten Feinde streiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Übels unsere Achtsamkeit auf das entferntere hindert, dann erheben sie sich in aller ihrer Stärke, verfinstern die Vernunft, zerstören unsere Ruhe, und das Ende unseres Lebens gleicht seinem wolkigen Anfange.

XXIII.

Die Pflanzen im Schatten.

An meine Mutter.

Es ist eine sonderbare Bemerkung, die ich selbst oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorüber geht, daß sie sich nahmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und, wenn diese ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Diese jungen Feigenbäumchen, die nur erst neulich gepflanzt wurden, hangen sie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und selbst im Treibhause, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zustande leben, streben Blätter und Blüthen den Fenstern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinste Spalte findet, so arbeitet sie sich in den seltsamsten Richtungen

heraus, um der freyen Luft und des unverfälschten Sonnenlichtes zu genießen. An schattigen Orten wachsen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle stehen sie da, ein gelbes, stängliges Gewächs, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grausamste Leckerhaftigkeit konnte den sinnlichen Menschen lehren, dieß angeborne Bedürfniß des Lichtes zu seinem Dienste zu unterdrucken. Er entzieht dem schlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen, er bindet den vollaufsprossenden Salat, damit seine innersten Blatter, ohne Wärme, ohne Licht, besser zum Genießen würden, und erstickt so die natürlichen Triebe, um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfniß des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfniß der Geistesthätigkeit. Wenn weder äußere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen; und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort, wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung dieses Triebes ersticken,

wo angeerbte Stumpfsinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimos, verkrüppelt und verliert sich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es scheint kaum möglich, daß der unglückliche Feuerländer und Newton zu derselben Classe der Geschöpfe gehören. Dieß ist eine traurige Folge der physischen Beschaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menschliche Gefühl ist nicht die grausame Selbstsucht des wollüstigen, eifersüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menschengeschlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntniß, jeden Schimmer der Wahrheit neidisch entzieht, und sie nach seinen Religionsbegriffen sogar von den Freuden des Paradieses ausschließt, um sie tief fühlen zu lassen, daß sie keinen Anspruch auf einen unsterblichen Geist und dessen Bildung machen dürfen, um ungestört nach allen seinen Launen über sie zu herrschen, und Wesen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Brust tragen, zu gedankenlosen Werkzeugen seiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie überall, schrecklich die Über-

tretung ihrer Gesetze. Der Geist dieser Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, seinen Durst nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, strebt durch tausend lasterhafte Krümmungen zum Ziele. Cabalen und Intriguen sind ihre einzige Beschäftigung, und die Ausführung ihrer selbstsüchtigen Pläne der einzige Raum, in dem sich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsstätten der ungeheuersten Verbrechen und Laster. Trauriges Loos des menschlichen Geistes, wenn er, den verkünstelten Pflanzen gleich, welken oder ausarten muß, damit andere Menschen sich im ruhigen Genuß ihrer Lüste freuen können!

XXIV.

Die Astern.

Es ist wahr, liebe Freundinn, die Astern sind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor ist der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch sind sie schön, und es lohnt die Mühe, sie zu betrachten. Sieh, welche Verschiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fulle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Busen mit dichten Blätterreihen umsäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, sondern mit hochgewölbter Brust den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einsaugen. Welche leichte Gestalten! Wie sich diese Sterne auf schlanken Stängeln wiegen, vor dem leisesten Luftchen ihre Häupter bald senken, bald erheben, und so dem Auge ein immer wechselndes Farbenspiel biethen! Aber ihre Pflege war muhsam, und

kostete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Rasensaume stehen auch Astern; aber wie verschieden sind sie! Klein, unansehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter stehen sie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch sind sie aus demselben Samen erwachsen, wie jene prächtigen Büsche, aus demselben Samen, der vor gen Herbst von eben so schönen Blumen kam. Ich sah es selbst, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüsch streute, wo sie in sandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtsamkeit heran wuchsen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um sie herum ausjätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Ist es nun ein Wunder, daß sie, dem Zufalle überlassen, in dieser gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu seyn scheinen?

O meine Freundinn! Du bist Mutter, du hast auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweyerley Astern nie aus deinem Gemüthe schwinden! Wenn der Gärtner, um schöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunst das Erdreich mischen, zuerst die Samen dem

warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeete versetzen, sie dort warten, begießen, jäten, an Stäbe binden, und so ihnen alle Treue leisten konnte: was soll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenen die Cultur ist, ist den jungen Menschen die Erziehung; — und um wie viel höher diese stehen, um so sorgfältiger sey ihre Pflege, um so beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner stiller Häuslichkeit entwickeln sich zuerst die jungen Pflanzen: gutes Beyspiel und lehrreicher Unterricht umstrahle sie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden bösen Eindruck ab von der reinen Seele, der jedes neue Talent, jede Kenntniß neuen Reiz geben, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glücklichen Mutter entfaltet steht. O Liebe! Welches Gefühl ist mit diesem zu vergleichen! Welche Belohnung könnte reicher, welche Verheißung lockender seyn, unsere Pflicht strenge zu erfüllen, als die Erwartung dieser mehr als irdischen Freuden, die, da sie reines Werk des Gemüthes sind, nur durch dasselbe genossen werden können, und uns so der Seligkeit übermenschlicher Wesen nähern!

XXV.

Die Herbstgegend.

Der Herbst herrscht bereits in unseren Gegenden. Noch stehen zwar die Bäume dicht und schön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemische des verschiedenen Grüns die glattgemähete Wiese; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig sprossenden Rasen. Gelb und unansehnlich stehen die Überreste des Grases; von der Gluth der Sommersonne ausgebrannt, neigen sie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe, zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige sein verborgenes Nest, keine Jungen heißen die Ältern mit lautem Gezwitscher willkommen, fordern ihre Speise, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher

Glückseligkeit. Nur die bläuliche Meise durchflattert einsam den Hain, ein trauriger Vorbethe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grune Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grun deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrußt vom Gesange der Vogel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, ubersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehullt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrubt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kalte harret

ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach entfesseln, diese Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingssonne mit lächelndem Angesichte, und freut sich, die Erde wieder so schön zu sehen, und schüttet ihre segensvollsten Einflüsse auf sie herab.

Noch blühen wir in der Bluthe der Jugend, noch lachelt uns alles im Rosenlichte; aber sie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflösende Tod, und in dieser jugendlichen Hülle tragen wir schon den Keim ihrer Zerstörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn, wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenstände entzücken, die jetzt unser Glück machen? Vielleicht sprießen die nächsten Veilchen auf unseren Grabhügeln! Dann kommt die Frühlingssonne, die uns so oft zu neuen Freuden weckte, und findet unsere Spur nicht mehr, und schimmert so schön in den Thautropfen, die an den Blumen unseres Hügels zittern, als sie einst in den Freudenthranen schimmerte, die von unseren Wangen flossen. Aber wir trauern nicht. Jenseit der engen nächtlichen Behausung, jenseit des winterlichen Grabes lacht uns ein besserer Frühling, ein Frühling, dessen edlere Blumen nie verwel-

ken, dessen schönere Sonnen nie untergehen werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unscheinbare Hülle; alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für diese Welt zu groß waren, entwickeln sich gleich seinen Flügeln. Seine unersättlichen Wünsche nach Glückseligkeit sind erfüllt, und das veredelte Wesen schwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXVI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche, grenzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Beauemlichkeit verkünden. Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt! Alles lebt, alles webt da unten. Carrossen rollen durch die Straßen der Stadt, Menschen gehen hin und her und treiben ihre Ge-

schäfte, Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusch, beladene Wagen rasseln über die Landstraßen, Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit beleben und belästigen jene ungeheure Hauptstadt. Und hier! Welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch! Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbrechen die feyerliche Stille, und mischen sich in's sanfte Gelispel der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewigreinem Lichte, erhaben über Leidenschaften, über Eigennutz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhaltnisse so, wie sie wirklich sind. Nie erhebt der Ehrgeiz seine gebiethende Stimme bis zu ihr, die Lockungen der Wollust erreichen ihren hohen Sitz nicht; kein täuschender Wahn stört ihre

Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen; sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihrer Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

XXVII.

Der Garten im September.

Schon sinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen sich die Schatten über die Fläche, und ein frisches Lüftchen weht über die Haferstoppeln her, und kreiselt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendschein die finsteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einst um diese Stunde noch im Sonnenlichte schimmerte. Vorbey ist die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle! Verschwunden sind die schönen, langen Tage des Lenzes! Von allen den tausend und tausend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden schmückten, ist auch nicht Eine mehr da. Das Jahr hat seine Jugendzeit

verlebt, und steht im Mannesalter näher dem sinkenden Herbste. Aber auch diese Zeit hat die gütige Natur nicht ohne Reize und Genüsse gelassen. Wo sich einst Bluthe an Bluthe drängte, und schwellende Knosren entfalteten, da reifen jetzt köstliche Fruchte. Hier beugen süße Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückenden Hand herab, dort fangen, wie an Schnüre gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen streifige Äpfel, und da blickt der Pfirsich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne strahlt milde und belebend vom dunkelblauen Himmel; eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächsen den Saft zur höchsten Reife. Der Mensch geht, ungedrückt von der Hitze, an den fruchtbeladenen Geländern vorbey, genießt mit vollen Zügen der lauen, reinen Luft, und weidet seine Augen mit stillem Wohlgefallen an der Vollendung alles dessen, was der blühende Frühling nur versprach.

Du klagest, meine Freundinn, über die Flucht unserer Jugend und ihrer Freuden. Es ist wahr, jene Zeit der fröhlichen Unbefangenheit, der immer regen Empfindungen ist vorüber. Manche Sorge, manche mühsame Be=

schäftigung haben die Schwingen unserer Phantasie gelahmt, und unseren Geist in die kalte Wirklichkeit zurück geführt. Tanz und rauschende Freuden reizen unsere ernsteren Seelen nicht mehr; auf unseren Wangen verblühen die Rosen der Jugend, schon zeigt ein kleines Fältchen oder eine sichtbarere Vertiefung in unserem Gesichte, daß keine üppige Fülle mehr unsere Muskeln schwellt, und achtlos eilt der Schwarm der Jünglinge an uns vorüber, später entblüheteren Mädchen zu, die wir beynahe noch als Kinder kannten.

Aber sollen wir darum trauern, meine Liebe? Hat nicht die Natur mit reicher Hand uns alles ersetzt, was sie uns nahm? Gern vergißt das glückliche Weib, im Kreise ihrer Kinder, Putz und prächtige Gesellschaften, und süßer ist es, in den stillen Stunden der Nacht den satten Säugling an der Mutterbrust einschlummern zu sehen, als auf Maskeraden im Taumel und Geräusche herum zu schwärmen. Die zärtliche Achtung des Gatten vermindert sich nicht, wenn auch Zeit und Mutterpflichten den ersten Reiz von unseren Wangen gewischt haben; gutmüthige, frohe Kinder umhüpfen uns, wenn auch kein Stutzer sich mehr nach uns um-

sieht. Erfahrung und häusliche Sorgen haben unseren Charakter gereift, unsere Grundsätze bewährt; und in des Gatten froher Heiterkeit, in der stillen Sehnsucht, womit er am Abend in sein friedliches Haus zurück eilt, in den Tugenden des wachsenden Geschlechtes ernten wir tausendfach die Früchte, die der lachende Frühling uns versprach.

XXVIII.

Die Blüthen im Herbste.

Die Äquinoctialstürme haben ausgetobt, der häufige Regen, den sie mitbrachten, hat aufgehört. Die Sonne strahlt seit ein paar Tagen wieder am wolkenlosen Himmel, und mit offenen Sinnen eile ich aus der langen Gefangenschaft wieder sehnsuchtig in den Garten. Welche Überraschung! Welcher erfreuliche Anblick! Das Gras, welches die Gluthen des Sirius verbrannt hatten, grünet wieder, dort und da schließt sich eine verspätete Blume auf — und wie? Täuscht mich mein Auge nicht? Steht hier nicht am Apfelbaume eine Blüthe? Entfaltet nicht die prächtige Roßkastanie neben dem verwelkten Laube neue hellgrüne Blätterbüschel? Glänzt nicht dort eine ihrer schönen Blumenpyramiden? Wahrlich das Jahr scheint verjüngt — laue Lüfte, wie des Frühlings, umwehen mich,

Blüthen entsprießen, Alles scheint aufzuleben, Alles auf schönere Tage hinzudeuten.

Aber ach! Wie lange wird diese Täuschung währen? Ihr Blüthen des Herbstes, ihr verspäteten Kinder einer allzu milden Sonne, euere Erscheinung erfüllt mich mit stiller Wehmuth! Was sollen diese Anstrengungen, denen kein Erfolg entspricht? Was soll dieser, nur der Jugendzeit des Jahres gehörige, Schmuck? Ach, nur zu bald werden die Stürme wieder kehren, der Flur den unzeitigen Reiz rauben, und das ganze liebliche Bild in Nebel und Frost begraben!

Und was sollen euch, allzu weiche weibliche Seelen, denen ich im Stillen dieses Blatt weihe, was sollen euch in späteren Jahren die Gefühle zärtlicher Art, die nur der Antheil blühender Jugend seyn dürfen, ihr einsamen Wesen, denen ein strenges Schicksal vielleicht die Freuden der Gattinn und Mutter versagt hat, und die ihr nun im unbefriedigten Busen die Sehnsucht und die Empfindungen schönerer Tage frisch und unbeantwortet bewahret? Kalt und unempfindlich leben die, die mit euch jung waren, neben euch, und achtlos geht das später entblühte Geschlecht an euch vorüber. — Darum

schließet, o schließet sorgfältig das Heiligthum eurer Herzen, daß der Spötter seine gluhende Tiefe nicht sehe! Ergebet euch keinem triegerischen Scheine von Annäherung und Anhänglichkeit, dem es sicher an Bestande fehlen muß! Überzeuget euch, daß euer Winter naht, richtet den Blick auf ernstere Gegenstände, lernet, was dem menschlichen, dem weiblichen Herzen am schwersten fällt, eure Gefühle in euch zurück drängen, und suchet in nützlicher Wirksamkeit für Andere eine Haltung des Lebens die euch, wo nicht Freude, doch Zufriedenheit und Gefühl des inneren Werthes gibt!

XXIX.

Die Knospen im Herbste.

Nun sind alle Freuden des Gartens verschwunden. Entblättert stehen die Gesträuche, verödet die Beeten; der Obstgarten, seiner Schätze beraubt, streckt die blätterlosen Äste in die trübe Novemberluft empor. Nur einzeln blüht noch hier und dort das purpurfarbene Chrysanthemum, und der goldene Helianthus strahlt mit seinen flammenden Sternen durch den Nebelflor. Wie still ist Alles um mich her! Alles deutet auf Abschied, auf Ruhe nach den geschäftigen Freuden des Sommers. Dort hüllt der Gärtner das weiche Kind milderer Zonen, den Feigenbaum, in schützende Hüllen, hier liegt Jasmin und Clematis unter Laubdecken vor dem Froste gesichert; erschöpft und müde erwartet die Natur die Ankunft des Winters und

den tiefen eisernen Schlaf. Aber mitten unter diesen düstern Umgebungen wandle ich fröhlich umher, und besehe, indeß die Freuden dieses Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühendrothen Knospen des gestriemten Ahorns, dort die grünen Spitzen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbaumen diese runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen stehen, lauter künftige Blüthen, lauter Verheißungen süßer Freuden, die sich am milden Strahle der Frühlingssonne entfalten werden. Wie schön wird dann der Garten wieder seyn! Wie viel liebliche Stunden werden uns im Schatten der neubelaubten Bäume bey traulichen Gesprächen, bey muntern Spielen verfließen!

Wo ist nun der Winter mit seinen Schrecken? Wo sind die düstern Bilder von Abschied und Tod? Vergessen über den Aussichten kommender Freuden, verschwunden vor den leuchtenden Strahlen der Hoffnung! So mächtig ist ihr Zauber und so wohlthätig weise die Einrichtung der Natur, daß sie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu biethen vermag, uns wenigstens die Knospen künftiger Bluthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die

weite Welt den kühnen Blicken offen steht, schwebt die freundliche Hoffnung glänzend vor dem freudigen Blicke; auch in den heißen Tagen des männlichen Alters, auch in trüben Stunden knüpft sie mit geheimen Fäden Lebenslust und Kraft an das wunde Herz, und läßt in ihrem Zauberspiegel dem Greise, vor dem diese Welt in nichtige Schatten zerfließt, die künftige schöner empor steigen, und schmeichelt ihm tröstend mit dem Wiedersehen voran gegangener Lieben.

XXX.

Das Gartenbeet.

Heute sah ich den fleißigen Gärtner ein Beet im Küchengarten umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fing an, sie in zierlicher Ordnung in die aufgelockerte Erde zu setzen. »Aber die Pflanzen können ja dieses Jahr nicht mehr wachsen,« sagte ich: »Der Herbst ist nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr.« »Sie sollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen,« erwiederte er: »Jetzt werden sie gepflanzt, und dann, wenn sie Wurzel fassen und zu sprießen anfangen, fällt ein günstiger Schnee und bedeckt sie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieser Decke wachsen meine Pflänzchen sicher fort, bis die Natur erwacht, und der junge Frühling Alles zu neuem

Leben ruft. Dann stehen sie schon als schöne vollendete Stauden da, während rings umher noch kaum das Gras seine jungen Spitzen aus der Erde hervor drängen kann, und man pflückt ihre zarten ersten Blätter ab, eine gesunde, angenehme Speise.«

Glaubst du nicht, Freundinn, daß der Gärtner weise gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling sorgte? Und sollen wir ihm in einer gewissen Rücksicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein besserer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooße der Erde, aus dem ein schöneres Morgenroth uns weckt. Laß uns für dieß Erwachen sorgen! Es sey so schön, so beglückend, als es für einen Bewohner unseres Sternes seyn kann! Durch stille Tugenden, durch vielseitige Ausbildung unseres Geistes, durch strenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höheren Seligkeit werth machen; wir wollen so gut zu werden streben, als wir können, wenn wir hier gleich keinen, unserem Bestreben angemessenen, Lohn finden, und das, was wir säen, hiernieden nicht zur Reife kommt. Unsere Erde ist nur die Wiege des menschlichen Geistes. Wenn unsere Hülle im stillen Grabe verweset, dann erwacht er zu

einem besseren Daseyn, und seine Tugenden folgen ihm nach; sie erheben ihn auf eine höhere Stufe von Erkenntniß und Seligkeit, und machen ihn eines Glückes fähig, das in gleichem Verhältniß immerfort wächst und steigt. Wenn zahllose Geister, kaum den Fesseln der Sinnlichkeit und der niederdrückenden Macht der Leidenschaft entronnen, mühsam aufwärts klimmen, schwinget die reinere schönere Seele sich freudig empor, und eilt durch die gränzenlose Ewigkeit mit ihren Vorzügen fort.

XXXI.

Der Herbstwind.

Der rauhe Herbstwind sauset in den Bäumen, schüttelt ihr leicht fallendes Laub auf die Erde, und fährt schneidend über die Wiese hin, die keine Blume mehr ziert. Mit schnellen Schritten entfernen wir uns aus dem kalten Schatten, und suchen die freyen Plätze, wo die niedrige Sonne am hohen Mittage nur laue Strahlen wirft, und wärmen uns mit Wollust in dem milden Schimmer. O, wie so verändert ist die Scene! Vor wenigen Wochen flohen wir die offene Sonne, weil ihre sengenden Strahlen uns ermattend drückten, und suchten emsig die Kühlung grüner Dunkelheit und die Labung der Quelle im innersten Heiligthume des Hains. Da segneten wir seufzend das Lüftchen, das selten genug durch das stille Laub flisterte, und harrten schmachtend der Erquickung des zögernden Abends. Bald, bald wird der schiefere Sonnen-

strahl noch matter, der Herbstwind noch schneidender werden. Dann entblättert er den Wald und fesselt den Bach, der jetzt noch durch die Wiesen rauscht; dann wird selbst die rauhe Luft, die uns so empfindlich scheint, noch erträglich seyn, und, wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genannt werden.

Und dennoch erträgt der Mensch diese großen Abwechselungen ohne Schaden für sein Wohl; er lebt gesund und vergnügt, wenn vor dem eisigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erstarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde sengt, und segnet eben so freudig den seltenen Sonnenblick, der die dunkeln Decembertage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiße Flur träufelt. Still und allmählich gewöhnt sich die Empfindung an die verschiedensten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat schätzen, was ihr einst unerträglich schien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig ist deine stille Gewalt für den Menschen, den Natur und Schicksal so vielen Veränderungen hülflos bloßstellten! Mit sanfter Hand lüftest du die eisernen Bande des Unglücklichen,

die ihn im ersten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr Druck wird endlich unfühlbar und ihr Verlust zuletzt empfindlich. Du lehrst uns das, was uns einst unentbehrlich schien, als überflüßig betrachten, du kehrest von dem bittersten Schicksale noch eine gute Seite uns zu, und unter deinen leisen Tritten keimen selbst in Wüsten Blumen hervor.

Jetzt in diesen Tagen allgemeiner Zerstörung und Trauer, wo so mancher Glückliche, von seiner Höhe gestürzt, kaum seinen ehemahligen Dienern an Wohlstand gleicht, lehrest du ihn, sich an Armuth und Dunkelheit gewöhnen. Nach und nach vergißt er seiner vorigen Herrlichkeit, nimmt, von dir unterwiesen, aus der Hand eines spärlichen Glückes dankbar kleine Freuden an, die er wohl einst verschmäht hätte, und nennt einen Zustand Überfluß, den er einst als bitteren Mangel gefürchtet haben würde.

O, wie väterlich hat die Vorsicht auch hierin für die armen Sterblichen gesorgt, indem sie in Zeit und Gewohnheit die mächtigsten und unausbleiblichsten Tröstungen, denen kein Schmerz, wie tief, wie lieb er immer seyn mag, widerstehen kann, legte, und so das Menschenherz, selbst wider seinen Willen, zum Glücke zurückführet!

XXXII.

Der bewachsene Stein.

An meinen Gemahl.

Sieh, Geliebter, diesen bewachsenen Fleck Erde am Ufer des Baches, wie schön er im Sonnenglanze spielt! Noch vor wenig Jahren war es ein kahler Stein, ohne Gräschen, ohne Moos, ja sogar ohne Erde, worin die Wurzeln hatten haften können. Aber der Bach hatte einst im Frühlinge seine Gestade übertreten, und als er sich wieder zuruck zog, blieb düngender Schlamm auf dem Steine liegen. Bald entwickelten sich Pflanzenkeime in der zarten Bekleidung; aber ohne genugsamen Boden zum Wachsen welkten sie bald am Sonnenstrahle dahin, und ihre verfaulten Körperchen mehrten die fruchtbare Erde, so daß die zweyten Pflanzen schon starkere Wurzeln fassen konnten.

Auch sie verdorreten endlich. Ein stärkeres Geschlecht größerer Kräuter fand Erde genug, um fortzukommen; und so bekleidete sich endlich der nackte Stein. Aber Kräuter und Gräser müssen verwelken, neue Geschlechter entstehen und wieder zu Grunde gehen, bis in genug tiefer und fruchtbarer Erde die Zierde des Pflanzenreichs, der schattige Baum, erwachsen kann.

Wenn hier ein dusterer Philosoph in den Begebenheiten unserer Zeit nur eine Wiederhohlung der Vergangenheit sieht, wenn er zu bemerken glaubt, daß Alles langsam bis zu einer gewissen Stufe empor steigt, und dann wieder zusammen stürzt, damit sich aus den Trümmern dieselben Auftritte bilden können ohne Fortgang, ohne Vervollkommnung des Ganzen, wenn dort ein Menschenfreund über das Loos seiner Brüder weint, die millionenweise in physischen und moralischen Revolutionen unbemerkt und unberechnet zu Grunde gehen, wenn wir selbst in trüben Stunden bey unerklärbaren Schicksalen, die das häusliche und öffentliche Glück unserer Brüder zerstören, nur eiserne Naturgesetze und keine Spur einer liebenden, waltenden Vorsicht zu bemerken glauben: dann, Geliebter, laß uns an den bewachsenen Stein am

Ufer denken! Laß uns denken, daß das Gesetz, nach welchem sich die Pflanzenwelt vervollkommnet, dasselbe ist, nach welchem die Menschheit auf höhere Stufen der Veredelung empor steigt, und mit frohem dankbarem Gefühl in den Jahrbuchern der Geschichte bemerken, daß unser Brudergeschlecht aus jeder schrecklichen Erschütterung schöner wieder hervor ging! Roms ungeheure Laster unterwarfen das entartete Geschlecht dem Joche unverdorbener Barbaren, deren rohe Tugenden, durch die Lehren des Christenthums veredelt, nie wieder bis zu jenen Gräueln herabsanken. In den finstern Zeiten des Faustrechts entstanden bluhende Städte, ein schöner Morgen der Wissenschaften brach endlich nach jener langen Nacht an; und wir müssen gestehen, daß wir auf einer höheren Stufe stehen, als alle verflossenen Jahrhunderte. Aber wie die ersten Pflanzen auf dem Steine verwelken mußten, damit sich immer edlere Keime und zuletzt ein Baum entwickeln konnten, so mußten auch traurige Erschutterungen vorher gehen, um dem Guten die Verhältnisse, unter denen allein es gedeihen konnte, zu bereiten, und das Menschengeschlecht nach tausend Verirrungen für das Geschenk der Versicht empfänglich zu machen. Das

Unglück vergangener Zeiten lehrte die künftigen weise seyn, und alle Künste und Kenntnisse, ja selbst die meisten unserer Tugenden sind Kinder der Noth und der Gefahren. So laß uns hoffen, daß es auch künftig seyn werde, und daß die Vorsicht der gequälten Menschheit einen Zustand von Ordnung und Sittlichkeit bestimmt habe, den sie mit allem gegenwärtigen Elende nicht zu theuer erkauft!

XXXIII.

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeeten hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! Gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittichen durch die Fluren brauset, wo dann kein dichtbelaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grüne Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt. Am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten und sanft säuselnde Lüfte,

und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Gipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und, wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäßigen Loose läßt er die sogenannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußeren Schimmers wandeln, wo sie von vielen bemerkt, beynahe von eben so vielen beneidet und getadelt werden, wo sie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn sich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn seine glückliche Verborgenheit allen diesen Unfällen entzieht.

XXXIV.

Der Garten im November.

Komm in den Garten, Freundinn! Sieh, auch die winterliche Gegend ist schön, und es fehlt der schlummernden Natur nicht an eigenen Reizen. Zwar schmückt kein Gras, keine Blume mehr den Boden, die Quelle rauscht nicht mehr durch's Gebüsch, und kein kühlender Zephyr wühlt in dichtbelaubten Ästen. Aber dennoch grünen hier und dort ein zitterndes Moosfäserchen oder die immer frischen Mistelbüsche, die an den Zweigen der Eiche schwanken. Die blätterlosen Baume strecken ihre kahlen Arme in die dunkelblaue Luft empor, und entziehen uns den Anblick des Himmels nicht mehr und der silbernen Wölkchen, die durch den reinen Äther segeln. Ungehindert dringt der erquickende Strahl der Wintersonne durch die kleinsten Zwischenraume; und durch die Büsche, die sonst dem forschenden

Blicke wehrten, erblickt man jetzt die geschlungenen Pfade, die sich in angenehmer Regellosigkeit durch das Wäldchen winden, dort die Brücke und die Urne im Schooße des Thals, hier die einsame Hütte und den Fels, aus dem sonst die Quelle sprudelt, und wie der schmale Pfad, ein gemeinsames Band, von einem zum andern läuft, und alle freundschaftlich verbindet. Deutlich liegt das alles vor unseren Augen, man könnte den Plan aufzeichnen; und dieß ungewohnte klare Beschauen gewährt ein besonderes Vergnügen.

Möchte die gütige Vorsicht, o meine Geliebte, einst unser Alter dieser Wintergegend gleichen lassen! Wenn der Sonnenstrahl der Jugend verglühet hat, und nur seltne Schimmer unsere Tage erhellen, wenn Zeit und Erfahrung die meisten Blumen unserer Freuden abgestreift haben, kein heißes Gefühl mehr unser Herz rasch bewegt, keine glühende Leidenschaft die Keime unseres Geistes entwickelt und reift, und selbst die süße Gefährtinn unserer einsamen Stunden, die liebliche Schöpferinn Phantasie, allmählich den Fittich senkt, auch dann noch können wir glücklich seyn, wenn wir nur des Glückes empfänglich bleiben. Manche Freude blühet noch

im Alter, und manche frohe Empfindung belebt noch das Herz des Greisen. Wenn kein rasches Gefühl uns mehr beseligt, so raubt es uns auch unsere bessere Besinnung nicht mehr; und mit der belebenden Wärme der Leidenschaften sind auch ihre Stürme verschwunden, die oft jugendliche Gemüther empören, und die Vernunft verdunkeln. Kein Leichtsinn, keine Unachtsamkeit reißt uns unwillkürlich zum Bösen hin. Der reine erquickende Strahl der Vernunft dringt ungehindert in jede Tiefe unserer Seele, erhellt jedes Verhältniß, klärt jede dunkle Vorstellung auf. Dann liegt offen und klar der Gang unserer Schicksale, die Begebenheiten unserer jugendlichen Tage vor uns — und o wie ganz verschieden wird uns manches Ereigniß dann erscheinen! Wir werden sehen, wie eines zum andern führte, eines um des anderen willen geschehen mußte, wie manches, das wir einst beseufzten, später hin zu Segen und Wohlthat ward, und die Vorsicht dankbar für ihre Führung preisen, deren klares Anschauen unseren beruhigten Seelen unaussprechliches Vergnügen gewährt.

XXXV.

Der entblätterte Baum.

An meinen Bruder.

Da flattern die welken Blätter von den Bäumen herab; nur selten zittert noch eins an den äußersten Spitzen der Zweige, und das Auge blickt ungehindert durch die kahlen Äste zum trüben Herbsthimmel empor. Welche Veränderung! Wo sind die dunkelen prächtigen Laubgewölbe, die leichten Schatten, die der Sonnenstrahl, tausendfach ändernd, auf den Rasenteppich streute, die schönen glänzenden Blätter, die mir so oft Erquickung zusäuselten? Manche riß schon im Sommer ein Gewittersturm noch frisch und grünend vom mütterlichen Zweige, manche, die sich mit einander entfalteten und mit einander wuchsen, trennte eine pflückende Hand; die meisten wehte der kalte Herbsthauch herab, und

nur wenige bleiben einsam von allen denen übrig, die einst mit ihnen grünten, und erwarten den Windstoß, der sie mit ihren Gefährten vereinigen wird. Wozu hat wohl die Natur jeden Frühling eine so unzählbare Menge von Blättern hervor gebracht? Wozu nährte sie sie mit den reichen Säften des Baumes? Ist es ihre ganze Bestimmung, ihr edelster Zweck, sich zu entfalten, früh oder spät zu welken, und dann die fruchtbare Erde am Fuße des Baumes zu mehren, bis im künftigen Frühling ein neues Geschlecht dieselbe Periode durchläuft und eben so zu Grunde geht? Nein, die Blätter sind zu etwas Besserem bestimmt; aber nicht sie selbst, nur der Baum und seine Erhaltung sind der Zweck ihres Daseyns. Er dauert fort, wenn auch jeden Herbst Myriaden Blätter verwelken. Um seinetwillen sind sie aus den Zweigen geboren worden; sie halten die Sonnengluth von seinem Stamme ab, saugen bey Tage die Luft, am Abende den wohlthätigen Thau ein, schützen die werdenden Früchte vor Regen, Hitze und Sturm, und erfüllen, wie spät oder bald sie welken, ihre Bestimmung, wenn sie das Wohl des Baumes befördern.

Rufe, geliebter Bruder, dir dieses Bild zurück, wenn bey eigenem oder fremdem Unglücke die stolze Hoffnung, die manche Philosophen uns machen, daß Glückseligkeit der Zweck unseres Daseyns sey, mit den Einrichtungen in der physischen und moralischen Welt so offenbar zu streiten scheinet! Hier verschlingt ein Erdbeben thürmende Städte mit allen Tausenden ihrer Bewohner, dort bluten und fallen ungezählte Scharen im Getümmel der Feldschlacht, mitten in die Kreise glücklicher Familien greift die kalte Hand des Todes und hohlt ihr Opfer aus den umschlingenden Armen und von den klopfenden Herzen der armen Verlassenen; Verhältnisse oder gebietherische Pflichten trennen zwey Seelen, die sich einander Alles und ohne einander Nichts sind — und um alles dieses Jammers, um aller Thränen und Seufzer willen stockt dennoch kein Rad an der großen Maschine, alles geht ungerührt und unaufhaltsam seinen Gang fort, und das blutende Herz muß selbst mitwirken und treiben helfen, wenn es keine unnütze Last der Gesellschaft seyn will. Was kann den Unglücklichen wohl besser beruhigen, als der schmerzliche aber große Gedanke, daß des Einzelnen Glück nicht seine Bestimmung sey, daß

auch wir uns entfalten, grünen und welken, wie die Blätter am Baume, und nur die Menschheit, ihr Wohl, ihre Vervollkommnung der eigentliche Zweck unseres Daseyns sind. Sie besteht, sie schreitet fort, wenn gleich Generation auf Generation vergeht; und unsere Bestimmung ist erfüllt, wenn wir unser beschiedenes Theil zum Wohl des Ganzen beygetragen haben. Mögen wir dann früh oder spät welken, wir haben lange gelebt, wenn wir nützlich gelebt haben! Und in einer besseren Welt wird sich unsern geöffneten Augen das schöne Ziel in reinem Glanze zeigen, das die Vorsicht unseren Bemühungen hiernieden anwies, und unsere Tugenden erreicht haben.

XXXVI.

Das Treibhaus.

Des Winters tiefer Schnee ist geschmolzen, der Strom hat seinen Eispanzer gesprengt, und eilt entfesselt durch das aufgethaute Gefilde. Die Sonne strahlt freundlich vom entwölkten Himmel, und lockt uns in's Freye, wo die Luft nicht mehr unsere Wangen verwundet, sondern mit milderem Wehen in uns Vorgefühle des Frühlings weckt.

Komm in den Garten mit mir, meine Freundinn! Noch grünt zwar kein Laub an den winterlichen Büschen, noch schwillt keine Knospe, nur hier und dort drängt sich eine frische Grasspitze durch die welken Blätter, die noch seit dem vergangenen Herbste den Boden bedecken. Die freye Natur biethet uns nur Erwartungen. Laß uns in das Gewächshaus gehen,

wo in milder Wärme uns angenehmes Grün und manche Blume entgegen lachen!

Da stehen sie umher auf den Geländern, klug vertheilt nach ihrem kleinern oder größern Bedürfniß an Wärme, bald, mehr der Einwirkung der äußern Luft bloß gestellt, dort an den Fenstern, bald näher hier der treibenden Ofenhitze. Hierher dringt kein Sturm, fallt keine Schneeflocke, friert kein Tropfen zum schädlichen Reife. Der Gärtner bewacht seine Lieblinge mit sorglicher Treue. Er mißt ihnen Licht, Wärme und Luft nach verständiger Regel zu, er spendet ihnen Thau und Regen aus seiner Gießkanne oder durch den feinen Strahl der Wasserspritze, er befreyt sie von Insecten, er reinigt ihre zarten Blätter vom entstellenden Staube.

Und dennoch, trotz dieser sorglichen Pflege, sieht keine dieser Pflanzen, wenn sie im Fruhling in die Luft gestellt werden, so kräftig, so gesund aus als jene, die den Winter durch mit Stürmen um ihre Existenz kampfen mußten, keine ihrer Blumen prangt mit so glühenden Farben, als jene, die des Frühlings Hauch freywillig am Strauche aufschließt, keine Frucht hat den gewürzreichen Geschmack derjenigen,

welche die freye Sonne des Sommers im unverwehrten Luftstrome zeitigt.

Ja, wenn eine Treibhauspflanze Kraft gewinnen, wenn sie gesund und vollkommen werden soll, muß der Gärtner sie aus dem Topfe in die Erde setzen, daß die Wurzel sich nach allen Richtungen ausbreite, daß der Stamm sich ungehindert erhebe und dem Sturme widerstehe, der ihn schüttelnd kräftiger macht. Mag auch die Mittagssonne zuweilen ihre Blätter sengen; des Abends freyer Thau, des Sommerregens milde Feuchtigkeit erquicken sie wieder, und sie wird, wozu die Natur sie bestimmte.

Mir bringt so ein Treibhaus immer einen trüben Gedanken vor die Seele. Ich sehe im Geiste so manche unserer pädagogischen Anstalten, so manche Hauserziehung vor mir! Nicht wozu die Natur das einzelne Kind — ja den Menschen überhaupt bestimmte, soll er werden, nein, was der Lehrer oder Erzieher aus ihm zu schnitzeln sich vorgesetzt hat. Damit nun kein unrechtes Wort, kein fremdartiger Eindruck dieß große Werk störe, müssen die Kinder von dem Umgange, von dem Anschauen der Welt, wie sie ist, ausgeschlossen werden, und Gegenwart und Vergangenheit dürfen sich ihnen nur unter be-

stimmten Formen nähern. Jeder Gedanke wird planmäßig in die junge Seele gelegt, um ihn zu seiner Zeit wieder hervor hohlen zu können. Sie müssen anschauen, denken, ja fühlen lernen, wie es im Systeme des Erziehers steht, und damit kein unwillkommener Begriff sich in ihnen entwickele, muß man ihnen die Gegenstände geschwinde von der Seite zukehren, von der man wünscht, daß sie sie betrachten sollten, man muß jedes Buch mit ihnen lesen, jedes Spiel mit ihnen spielen, und sie ja keinen Augenblick sich und ihrer freyen Geistesthätigkeit überlassen. Alles sollen sie kennen, von allem ein wenig verstehen, über alles zu plaudern wissen. Darum naht sich ihnen die Wissenschaft im Flügelkleide, das Spielzeug in der Hand, und flößt ihnen unter Tändeln und Scherzen eine kurze Übersicht ihrer Lehren ein. Die Religionsgefühle führt man klüglich auf Verstandesbegriffe zurück, und läutert und sichtet so lange, bis man das Ganze auf einen kleinen kühlen Rest von bequemer Moral herab gebracht hat. Die großen Gestalten der Vorwelt dürfen nicht in ihrer grellen Eigenthümlichkeit vor ihnen erscheinen. Sokrates und Cato, Attila und Cäsar müssen denken und sprechen, wie etwa so ein Pro-

fessor oder Hofmeister an ihrer Stelle gethan haben würde; und wenn nun alles Große, Würdige und Heilige in verkleinerten Maßstab gebracht und den jungen Seelen zu genießen gegeben worden ist, dann werden die flachen, charakterlosen, encyclopädischen Menschen daraus, wie unser Jahrhundert sie zu seinem Verderben überall aufzuweisen hat.

Glaube nicht, daß ich den Werth einer guten Erziehung verkenne! Sie ist die größte Wohlthat, die ein denkendes Wesen dem andern erweisen kann. Aber die freye Thätigkeit der Seele, die Entwickelung der Eigenthümlichkeit in der jungen Brust soll geehrt werden, und das Kind das werden, wozu es seine Anlagen, seine Kräfte bestimmten. Die Wirklichkeit soll es erziehen; es soll sich anstrengen, an die ernste Nothwendigkeit und etwas Höheres glauben lernen, als seine Spielstube ist. Dann, wenn es älter geworden, dann trete die Wissenschaft mit allen ihren tiefsinnigen Attributen, die Religion in ihrer heiligen Unbegreiflichkeit vor dasselbe, und aus der Geschichte spreche die Kraft des Menschen, das ewige Gesetz der Vorsicht, die vergeltende Nemesis, wie sie wirklich sind, an sein Herz.

Freylich wird dann kein Schmeichler das frühe Wunder anstaunen; aber in spätern Jahren wird das vollendete Gemüth seine Kraft im Kampfe mit dem Schicksale bewähren, und mit Dank gegen die Leiter seiner Jugend fühlen, was es in diesem Kampfe vermag.

XXXVII.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt sich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel sich nicht vom nebeligen Himmel unterscheiden, verschwand die Sonne nach einem kurzen Laufe. Nur wenige Stunden hatte sie in freundlicher Klarheit gestrahlt und wohlthätig die schneidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidische Nebel herauf zogen, und sie in ihren düstern Schooß versank. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werden ihre milden Strahlen die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuschten Seele eine schwache Erinnerung des Sommers hervor rufen? Ohne Spur ist sie verschwunden, nicht einmahl ein röthlicher Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle

ihres Scheidens. Die Nacht kommt schnell mit ihren Cimerischen Finsternissen, und herrscht in ununterbrochener Stille die langen Stunden durch. Dann erwacht spat und zögernd ein zweifelhafter Morgenschimmer; aber sie selbst, die geliebte Sonne, erheitert erst lange darnach, vielleicht gar nicht, den finstern Decembertag.

Wie so ganz anders war es in den schönen Zeiten des Frühlings, wo die Sonne den ganzen Tag ungetrübt am Himmel thronte, und jedes Geschöpf sich in ihren belebenden Strahlen freute! Die Gewitterwolke, die uns ihren Anblick auf kurze Zeit entzog, wich bald ihrem allmächtigen Strahl, und die sanfte Kühle, die kurze Dunkelheit machte ihr schönes Licht, wenn es wieder siegend aus den Wolken hervor brach, doppelt angenehm. Wenn sie dann spat am Abend in brennendes Gold und Purpur versank, und glühende Wolken den abendlichen Himmel erleuchteten, dann feyerte die stille Natur ehrfurchtsvoll ihren Abschied. Nie wich ihr erfreuliches Licht ganz von dem verdunkelten Erdkreise; selbst wenn die Mitternacht mit allen ihren Sternen am Himmel herrschte, schimmerte noch ein heller Streif am westlichen Gebirge, ein süßes Unterpfand von der Nähe des strahlenden Ge-

stirns, eine stille Versicherung des nahen Wiedersehens. Bald fing es im Ost an zu dämmern; der Morgenstern funkelte hell in weißlichem Schimmer, und es erhob sich die Königinn des Tages schöner und leuchtender aus dem dunkeln Schooße des Meeres.

So herrscht im Frühlinge der Jahre die Freude ungestört und allmächtig in unseren Gemüthern. Unbekannt mit tausend Übeln, unbekümmert um die nächste Stunde, unumstrickt von den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens, schwebt das junge Geschöpf immer frey, immer glücklich in der belebenden Heitre. Wenn auch zuweilen ein kleiner Unfall oder eine heftigere Leidenschaft den klaren Himmel des leicht bewegten Herzens trübt, so weicht die düstere Wolke bald der siegenden Gewalt der Freude, die schöner wieder in die beruhigte Seele zurück kehrt. Nie verschwindet sie ganz aus dem jugendlichem Gemüthe. Wenn ihr strahlender Schimmer auf eine Zeit lang sich verbirgt, so bleibt die tröstende Hoffnung zurück; selbst der Schmerz wird zur süßen Wehmuth, und bald, wie die Frühlingssonne nach kurzen Nächten, erhebt sich die Freude im Rosengewölk.

Aber nicht so in späteren Jahren. Immer früher geht die Sonne unter, immer später wacht sie auf. Lang sind die Zwischenräume, die dann unsere frohen Augenblicke trennen. Die Stürme, die sich in dem ernsteren Gemüthe erheben, weichen nicht mehr so leicht dem Eindrucke der Fröhlichkeit, und immer schwächer, immer ohnmächtiger kämpft der sinkende Frohsinn gegen die wachsenden Unfälle und Leiden. Jede trübe Stunde läßt eine dunkle Spur in der schwer vergessenden Seele, und mancher Tag vergeht, ohne daß wir einen beseligenden Strahl der Freude gesehen hätten. Spät im Alter erhellt ihr Sonnenschimmer nur sparsam die trüben Tage; sie erscheint selten, und verweilt nur Augenblicke, bis sie uns endlich in einer besseren Welt wieder aufgeht, um nie wieder zu verschwinden.

XXXVIII.

Die Morgenstunde.

Hier unter dieses hohe Laubgewölbe wollen wir uns setzen, meine Liebe, hier, wo die Morgensonne durch die Blatter funkelt, und tausend rege Mücken in ihrem Strahle tanzen! Welche Bewegung, welches Leben rings umher! Hier schlüpfen die Vögel durch's junge Laub, und scherzen und jagen sich in den grünen Irrgängen; von weiten her tönen die Glocken des friedlichen Dorfes, die Schellen der Herde, das Gebell der wachsamen Hunde. Hier rauscht es im Grase von den tausenderley Käfern und Fliegen, die es in unendlich mannigfaltigen Gestalten bewohnen, dort wimmelt in der furchigen Rinde des Apfelbaums eine Schar behaarter Räupchen, die so eben den Eyern entschlüpft sind, und o! wer kennt, wer sieht die Welten von belebten

Geschöpfen, die ein Wassertropfe faßt, ein Fußtritt des unachtsamen Menschen zerstört, diese unendlich kleinen Wesen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgenusse nöthigen Werkzeugen versehen? So weit das Auge, das Ohr des Menschen reichen, ist nicht der kleinste Raum unbewohnt. Alles regt, Alles bewegt sich, lauter Leben rings umher, von der ersten dunkeln Entwickelung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polypen, durch eine ununterbrochene Wesenleiter, bis zu der erhabenen Stufe, die der vernünftige Mensch einnimmt.

Und glaubst du wohl, daß diese Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette hier reisset, und keine stufenweise fortschreitenden Wesen den unendlichen Raum zwischen dem Menschen und dem Schöpfer ausfullen? Weiche nicht von mir, tröstender Gedanke, der mich oft in einsamen Stunden der Weihe besucht, Gedanke von dem Daseyn und der Nahe erhabnerer Wesen, als ich bin! Das Gesetz der Stätigkeit, das der aufmerksame Forscher überall aufzufinden strebt, das wie ein leitender Faden durch's Labyrinth der Natur von Wesen zu Wesen, von Art zu Art, von Gattung zu Gattung fuhrt, und ihm überall die Spuren der waltenden Gottheit zeigt,

dieses Gesetz heißt mich glauben, daß höhere Wesen um mich sind, wenn gleich mein Auge sie nicht sehen kann. Die Vernunft läßt mich auf ihre Anwesenheit schließen, und ein inneres Gefühl bestatiget sie mir. Von der Seele des Menschen gehen die Glieder der großen Kette fort, unendlich verschieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreisen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewiesen hat, vermuthlich auch unendlich verschieden an der Art der Hüllen, die sie umgeben, bis sie immer reiner und geistiger sich dem Urquell aller Vollkommenheit nahen, so weit Geschaffene ihm nahen können. Sie sind um uns, sie bewohnen die Räume, die unsern blöden Augen leer zu seyn scheinen; ungehindert von irdischen Banden, liest ihr Geist vielleicht unmittelbar in unsern Seelen, sie kennen vielleicht jeden unserer Gedanken, jede Empfindung, jede leise Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes, beseligendes Gefuhl! Laß es uns, meine Freundinn, immer zur strengsten Selbstbeobachtung begeistern! Unschuldig und tadellos sey unser Wandel vor diesen unsichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegenwart verlasse uns nie, und wache mit ernster Strenge über jede unserer

Empfindungen. Dann, wenn das stille Herz uns das Zeugniß gibt, daß wir ihrer nicht unwürdig sind, dann wird in einsamen Stunden, wenn die Seele, von sinnlichen Eindrücken ungestört, sich ihrer selbst und ihrer Empfindungen lebhafter bewußt ist, der Gedanke an den Beyfall der unsichtbaren Zeugen unsere frommen Bemühungen lohnen, und uns mit heiliger Freude fühlen lassen, daß wir in der Gegenwart erhabener Wesen wandeln.

Über

Mode und Koketterie

in der

dramatischen Dichtkunst.

1817.



Es ist seltsam und in Vergleich mit dem unwandelbaren, allen alten Sitten seit Jahrtausenden treuen Orient sehr auffallend, welchen Einfluß, ja welche Herrschaft die Mode im Abendlande nicht nur über die ihrem Scepter eigentlich unterworfenen Gegenstände, als Kleidung, Hausgeräthe u. s. w., sondern auch über das Gebieth des menschlichen Wissens, Denkens und Empfindens, über Kunstgeschmack, ja über das Heiligste und Höchste, was der Mensch kennt, über Religion und Glauben übt. Wir haben Moden in der Philosophie erlebt, die sich einander so schnell, als die Moden in der Kleidertracht folgten; die Natur in den Gärten muß sich der Mode fügen, Kastanienalleen und Eibenpyramiden haben Platanen und Acacien

Platz gemacht; es ist jetzt Mode, religiös zu seyn, wie es vor fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren Mode war, über Alles zu lachen, was der kindliche Glaube umfaßte, und Alles zu verwerfen, was sich nicht mit geometrischer Strenge erweisen ließ, und auch die Deutschheit und Liebe zu den Gebräuchen und Sitten des Mittelalters ist bey den Meisten nichts als Mode.

Fern sey es von mir, jenes bessere Gefühl in manchen Seelen zu verkennen, die sich, verletzt und geängstet, aus dem kalten Gebiethe des Verstandes mit frommer Sehnsucht zu dem ewigen Quell des Lichts und der Liebe flüchten, ihren Gott mit reinem Herzen suchen und auch gewiß finden, oder jene starken, einfachen Gemüther zu tadeln, die von der Oberflächlichkeit, Gewinnsucht und Überbildung des Zeitalters angeekelt, in jenen einfachen Verhältnissen, jener harmonischen Entwickelung der Kräfte, den keuschern Sitten, dem christlichen Sinn des Mittelalters ein Paradies sehen, aus welchem der fortschreitende Zeitgeist uns ohne Rückkehr vertrieben hat. Bey solchen ist diese neue Ansicht Seelenzustand, nicht Mode; aber sie sind selten, und es ist hier nur von dem großen

Haufen die Rede, der in den herrschenden Ton einstimmt, nicht, weil ihm es so um's Herz ist, sondern weil er Klügere, oder für klüger Gehaltene so sprechen hört.

So wie aber die Mode über Alles, was zu den Äußerlichkeiten des Lebens gehört, von Paris aus ihren unausweichlichen Scepter schwingt, so scheint sie im deutschen Vaterlande recht in's innerste Heiligthum des Geistes und Herzens zu dringen, und jenes ihr sonst unzugangbare Gebieth unter ihre Bothmäßigkeit zu ziehen. In Frankreich z. B. ist, was die Literatur und den Geschmack in derselben betrifft, die Gränze streng und fest von den Gelehrten der Nation in stillschweigender Übereinkunft gezogen worden, und nur, was aus jener goldnen Periode ihrer Literatur stammt, oder, in neuerer Zeit erzeugt, vollkommen jenes Gepräge trägt, wird von ihnen als classisch anerkannt. Es ist viel für und wider diese scharfe Begränzung und Einmarkung des menschlichen Geistes gesagt worden, und während die Einen eine Hemmung der Fortschritte der Cultur darin sehen, preisen Andere eine Nation glücklich, die durch feste Geschmacksregeln gebildet, nur am wahrhaft Schönen Wohlgefallen findet und vor den wun-

derlichen Abweichungen und Ausschweifungen bewahrt wird, die bey uns so oft vom rechten Pfade ableiten, und deren Entstehungsperioden nach dem Ton und der Tendenz, die in ihnen herrscht, sich leicht und genau nachweisen lassen.

Am stärksten werden diese Veränderungen im Gebiethe der schönen Literatur gefühlt. Dort bewegen sich die Geister am leichtesten und auffallendsten. So nehmen sie auch das Wohlgefällige mit schneller Auffassung an, verweben es in ihre eigenen neuen Producte, und strömen es der Welt in einer Sundfluth von Gedichten, Romanen und Schauspielen zu.

Dieser letzteren, der dramatischen Dichtung, ist die schnellste und allgemein sichtbarste Wirkung eigen; darum springen auch die Veränderungen in ihren Gesetzen oder Bestrebungen am meisten in die Augen. Jedermann, der mit unpartheyischem Sinne die Geschichte des Theaters in den letzten dreyßig bis vierzig Jahren durchgeht, wird bemerken, wie Stoff, Zweck und Behandlung des Schauspiels seit dieser Zeit so oft gewechselt und von der Farbe des Zeitgeschmacks so viel an sich gezogen habe, daß man aus dem Gange der dramatischen Dichtkunst ganz vorzüglich den Gang

und die Entwickelung des menschlichen Geistes, in literarischer, poetischer und religiöser Hinsicht studieren könnte.

Auf jene regelmäßigen Stücke, welche, dem französischen Theater nachgebildet, in Alexandrinern und einer etwas steifen Form, reine Sittenlehre und erhabene Gedanken vortrugen, auf jene ganz niedrigen Lustspiele wo Hanswurst und Colombine nur die Jacke, nicht die Gesinnung mit einem Johann und einer Lisette vertauscht hatten, folgten Schröder's und Jünger's Lustspiele, theils Originale, theils nach englischen, französischen oder spanischen Mustern, und bereiteten durch ungesuchte, rührende oder feinkomische Situationen, durch gehaltenere Charaktere, durch Entfernung des Gesindes vom Theater auf die glänzende Periode Iffland's und Kotzebue's vor.

Damahls, im tiefen Frieden, in der Verweichlichung langer Ruhe sanken die Kräfte des Menschen, oder übten sich in spitzfindigen Verstandesspielen an dem, was frühern Weltaltern heilig und unverletzbar gewesen war; zugleich führte jener Vorwitz Eitelkeit und ein rasches Aufstreben aus seinem Stande zu höherer Ordnung mit sich. Ein unruhiger Geist

regte sich in den mittlern und untersten Classen der bürgerlichen Gesellschaft, jeder Druck, den alte Einrichtungen mit sich führten, wurde lebhaft gefühlt und bestritten, und der Mensch schuf sich oft Gespenster, um seine Kraft an ihnen zu üben, weil ihm zu wohl, und kein wirklicher Feind da war.

Diese allgemeine Stimmung wirkte auf die Dichter jener Zeit. Einige schufen die Fabeln ihrer Schauspiele, Romane oder Gedichte nach jenen Ansichten; Andere, die die Gefahr und die Folgen jenes Geistes zu erkennen glaubten, suchten in ihren Schriften ihm entgegen zu wirken. Familienscenen, häusliche Vorfälle erschienen auf unserer Bühne. Jeder fand sich selbst, sein Haus, sein Weib und Kind, seine Noth, seine Beschränkung, den häuslichen Zwist, die väterliche Sorge, die stille Freude, das Familienglück nieder, die er zu Hause hatte, und sah es mit Lust. Rechtlichkeit, Biedersinn, natürliche Frömmigkeit ohne eigentliche Religion waren die Haupttugenden, die die Dichter damahls schilderten, stille Beschränkung auf's Innere seines Hauses, Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen die Pflichten, die sie lehrten. Daneben wurde

auf die höhern Stände geschmäht, diese wurden lacherlich gemacht, und aus ihnen, so wie aus dem geistlichen Stande, die Schurken und Bösewichte, oder wenigstens die komischen Figuren und Carrikaturen genommen, die in den Producten jener Periode erschienen.

Männer von großem, entschiedenem Talente hatten die Bahn vorgezeichnet, der schwächere Haufe lief ihnen schnell auf derselben nach. Nachahmer in Menge erschienen, Alles, was auf dem Theater gefallen sollte, trug diese Farbe; Romane, Erzählungen formten sich nach diesen Mustern, und es lag wohl nicht bloß an diesen vorstrahlenden Lichtern und der Nachahmungssucht der Menge, sondern hauptsächlich an der Stufe politischer und religiöser Entwickelung, auf welcher Deutschland damahls stand, daß das Theater eben diese und keine andere Tendenz hatte.

Nach und nach änderten sich die Umstände. Gewaltige Verhältnisse fingen von allen Seiten an, den Menschen zu drängen, das Unglück wälzte sich von außen über uns herein. Was uns vorher im Innern gekränkt hatte, was uns unerträglich erschienen war, verschwand wie ein nichtiger Schatten vor der riesenhaften

Wirklichkeit äußerer Gefahr, die unsere Freyheit, unsere Sitte, unser ganzes irdisches Wohl bedrohte. Aufgeregt von so gewaltigen Begebenheiten, Zeugen von unerhörten Ereignissen, die in einem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren vor unsern Augen geschehen ließen, was wir in unserer Jugend mit Staunen auf vielen Blättern der Geschichte in langsamer Entwickelung vor sich gehn gesehn hatten; erweckt durch einige geistvolle Schriftsteller, die, eine neue Bahn mit Kühnheit eröffnend, uns neben mancher vielleicht zu gewagten Behauptung doch viel Gutes und Wahres aufstellten, und unsre Begriffe von der Poesie berichtigten, mußte wohl jene einfache Prosa des Lebens, die wir theils selbst gelebt, theils auf der Bühne und in Gedichten als etwas recht Schönes bewundert hatten, uns leer und unbefriedigend erscheinen. Hochtragische Ereignisse, Umsturz alter Thronen und Verfassungen, zerschmettertes Glück der Einzelnen unter jenem grauenvollen Schutt, seltsame, an's Wunderbare gränzende Schicksale, die ein solcher Umschwung der Dinge möglich machte, kurz, die Riesenhand des Schicksals, die den Menschen unentfliehbar ergriff, und ihm die Nichtigkeit seines Ichs,

so wie die Größe der unsichtbaren Allgewalt zeigte, lehrte ihn auf einer Seite die Kleinlichkeit jener Verhältnisse einsehen, die nur jenes Ich zum Gegenstand hatten, und erweckte auf der andern die Ahnung und den Glauben an eine höhere Weltordnung, die wir in jener hochphilosophischen Periode der Aufklärung gern vergessen, oder wohl gar geläugnet hatten.

Nun wandte der menschliche Geist sich in andere Regionen, und die Dichter, diese treuen Kinder der Natur und Zungen der Wahrheit, sprachen laut aus, was das Brudergeschlecht in seinem Innersten fühlte. Die höhere Tragödie fing an, sich zu erheben. Das furchtbare Schicksal erschien auf der Bühne, wie in andern Dichtungen. Große, weltgeschichtliche Begebenheiten wurden vorgestellt, wir genossen des den Göttern angenehmen Schauspiels, den kräftigen Mann mit dem bösen Geschick ringen zu sehn, und wenn auch das Glück oder die Bedingungen seines irdischen Daseyns selbst darüber zu Grunde gingen, so tröstete und stärkte uns entweder der Gedanke an die Größe seiner Gesinnungen und die Erhabenheit der menschlichen Natur, oder wir gönnten mit weh-

müthiger Lust dem müden Sieger die Ruhe nach blutigem Kampfe.

Bald aber ging man weiter. Der von der Wirklichkeit geängstete, von philosophischen Ideen längst nicht mehr beruhigte Geist erhob sich zu dem Glauben an den wahren Gott, an eine leitende Vorsicht, und suchte Schutz, Haltung und Trost in einer geoffenbarten Religion. Auch hier zeigten vorzügliche Geister den Weg, aber theils sie selbst, theils ihre Nachahmer blieben dabey nicht stehen. Nicht bloß kindlicher Glaube und fromme Ergebung in den Willen eines geoffenbarten Gottes, auch alle Ausgeburten einer beunruhigten Einbildungskraft und eines gefolterten Gewissens gesellten sich dazu, und Ahnungen, Vorzeichen, Träume und Sterndeuterey, erfüllte Fluche, Verwunschungen, von leidenschaftlichen Menschen im blinden Zornrausch ausgestossen, und doch von einer liebenden Vorsicht an schuldlosen, oft ungebornen Nachkommen erfüllt, waren an der Tagesordnung.

So gestaltete sich die schöne Literatur und mit ihr die dramatische Dichtkunst abermahls anders. Grauenhafte Begebenheiten, unnatürliche Verbrechen machten den Stoff der Tragö-

dien und Romane aus; von Gewissensangst oder fremdem Fluch gepeinigte Gemüther suchten Entschuldigung oder Trost in Träumen, Vorzeichen, Ahnungen, und endigten damit, ihre früheren Verbrechen durch ein letztes, den Selbstmord, zu sühnen. Über diesen Dichtungen, so meisterhaft und tiefeindringend manche von ihnen sind, schwebt nicht jene beruhigende Vergeltung, jene hochtragische Würde, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt: es ist weder der Kampf der Freyheit mit der Naturnothwendigkeit, noch die hohe Achtung für das Sittengesetz, das entweder versöhnt oder erfüllt muß werden. Die Affecte werden nicht geläutert, wir gehen nicht veredelt und zum Guten gestärkt aus dem Theater oder von einer solchen Lektüre. Mit zerrissenem, blutenden Herzen, verworren, ungewiß über das Bewußtseyn und die innere Würde der handelnden Personen, so wie über unsere eigene, verläßt man diese Erscheinungen und sieht sich schaudernd um, wie wenn man grauenhafte Gespenstergeschichten gehört hat, ob nicht der furchtbare Spuk irgendwo in einer Ecke auch auf uns lauere, uns unvorbereitet,

unverschuldet überfalle und eben so blind und willenlos von Unthat zu Unthat fortreiße.

Während im Tragischen eine so große, beynahe giganteske Muse waltet, sinkt und schrumpft das Lustspiel immer mehr zur kleinlichen Schilderung kleinlicher Armseligkeiten herab. Keine hervortretende Charakterzeichnung im Guten oder Lächerlichen mit Kraft und Treue an verschiedenen Anlassen sich entfaltend, keine überraschenden Entwickelungen oder sinnreichen Intriguen vermögen mehr durch vier oder fünf Akte das Interesse des Publikums zu spannen. Liegt es an dem abgestumpften Geschmacke der Zuhörer? Liegt es an dem Mangel an komischer und Auffassungskraft der Dichter? Wir sehen nichts als kleine Stücke, die geringfügige Begebenheiten mit schwachen Farben schildern. Ein Mißverständniß, eine Verwechslung der Personen, Modethorheiten, kraftlose Liederlichkeit, kindische Gelüste, unbedeutende Entzweyungen u. s. w., machen in ewig wiederkehrenden Gestalten bey wenig veränderter Ordnung und Verhältniß den Inhalt aller unserer Original- und übersetzten Lustspiele aus, und es wird bald dahin kommen, daß man ein halb Dutzend solcher Kleinigkeiten an einem Abend

aufführen wird müssen, um die bestimmte Zeit von zwey oder dritthalb Stunden auszufüllen. So bewegt sich unser Theater in zwey sehr entgegen gesetzten Richtungen, und es ist beynahe unbegreiflich, wie ein und dasselbe Publikum, das mit Seelenvergnügen jene ungeheuern Darstellungen sieht, zugleich Wohlgefallen an solchen Unbedeutenheiten finden kann.

Wenn man aber dem Schauspiel auf der Einen Seite vielleicht einen Vorwurf wegen dieser gar zu großen Veränderlichkeit und seines Beugens unter das Scepter der Mode machen konnte, dem das Große, das wahrhaft Schöne nie huldigen sollte, so entdecket das Auge des Beobachters eine andere Neigung desselben, die es ebenfalls unter das Gebieth oder wenigstens in die Verwandtschaft der Mode bringt, und diese Neigung könnte man, wenn es erlaubt ist, solche Metaphern zu brauchen, die Koketterie der dramatischen Dichtkunst nennen.

Doch nicht der dramatischen im eigentlichen Sinne, sondern nur der theatralischen. Mich dünkt, es ist ein großer Unterschied zwischen beyden Richtungen Einer und derselben Art von Poesie. Es gibt dramatische Arbeiten, die an

sich vortrefflich, aber nicht theatralisch sind; es gibt Stücke, die ungemein viel theatralischen Effect und beynahe keinen dramatischen Werth haben. Glücklich begabte Köpfe wissen Beydes zu vereinigen, bey den meisten steht jede dieser Gaben einzeln. Welche die höhere von Beyden sey, ist wohl kein Zweifel, und wenn Iphigenia, Egmont, Polyxena u. s. w., kein großes Publikum haben, so wird doch kein Dichter seyn, der nicht lieber Eine Scene aus ihnen, als ganz andere Effect- und Kassenstücke geschrieben haben möchte, die jedem Leser wohl zu Dutzenden einfallen werden.

Der Schauspieldichter, der bloß für die Buhne, nicht für das ruhige Lesen schreibt, sucht sein Stuck auf den Effect zu berechnen. Er kann nicht, wie der Romanschreiber, die Charactere sich langsam selbst entwickeln lassen, die Begebenheiten von Weitem her vorbereiten, jede verborgene Tiefe des Herzens entfalten, jede Triebfeder berühren. In zwey, höchstens drey Stunden muß Alles, was geschehen soll, vor unsern Augen vorgehn, die Einleitung angebracht werden, die uns auf den rechten Standpunct setzt, wenn die Handlung für uns be-

ginnt, der Knoten geschürzt, gelost und das Gemüth des Zuschauers in wenigen aber starken Momenten fortgerissen werden. Man könnte den Schauspieldichter daher mit einem Fresco-Mahler vergleichen, der in großen Massen mit kraftigen aber wenigen Pinselstrichen hinwirft, was der Romandichter **en miniature** mit aller Vollendung und Genauigkeit bis ins Kleinste richtig ausmahlt. Er muß um die Gunst des Augenblicks buhlen, er muß die Herzen seiner Zuhörer zu fassen, zu erschüttern, zu rühren, zu ergetzen verstehn, er muß mit dem Publikum kokettiren.

Bessere Genien wissen den dramatischen und theatralischen Effect zu vereinigen, ja, sie würden den letztern ohne den erstern verschmähen. Wenn in der Schuld Hugo und Elvire sich von der Zusammenkunft bey den Gräbern ihrer Ahnen unterreden, wenn sie des Todestages des Ermordeten erwähnen, die Lichter nun herabbrennen, in diesem Momente ein Pochen, wie das Pochen des erwachten Gewissens an das Herz des Sünders, durch das dunkle Zimmer schallt, die Thüre aufgeht und Don Valeros, dessen Gesicht die Züge des

Ermordeten trägt, eintritt; dann ist dieser Moment höchst ergreifend und von dem würdigsten Effect, er ist dramatisch und theatralisch zugleich.

Eben so ist die Scene im Macbeth, wenn nach der grauenvollen Ermordung des Königs der Pförtner am Morgen mit der rührenden Ruhe der Unwissenheit auftritt, sein Morgenlied singt und Gott dankt, daß er das Haus diese Nacht vor Unheil bewahrt habe. Hier ist der stärkste Effect durch die einfachsten Mittel hervorgebracht, alles ist dramatisch und theatralisch zugleich.

Solche große Wirkungen sind indeß nur beym Trauerspiel möglich, denn nur dort handelt es sich um Großes. Es gibt aber sanftere und nicht minder wirksame Hebel, mit welchen der Dichter des Schau- und Lustspiels die Herzen der Zuseher fassen und nach seinem Gefallen lenken kann, Erregung natürlicher Gefühle, Ältern-, Kinder-, Geschwisterliebe, großmüthige Aufopferungen, sinnreiche Verwickelungen, Spannung der Erwartung, der Angst. Der Schauspieldichter sucht sie anzuwenden, so gut er es vermag. Niemand kann ihm das

im Grunde übel nehmen, denn sein Werk ist für die Bühne, nicht für die ruhige Prüfung der Lektüre berechnet; nur geht man hier leicht zu weit, und wenn das Wort eines unserer vorzüglichsten deutschen Schriftsteller wahr ist, der als Gelehrter, als Dichter und als Mensch gleich hoch und ehrwürdig vor den Augen von ganz Deutschland steht: daß die Poesie ihre jungfräuliche Schönheit verliert, wenn der Sirenensang der Eitelkeit dem Dichter im Augenblick der Begeisterung ertönt, und den freyen Schwung der Sehnsucht störet *) — wenn dieß Wort wahr ist, wie ich mit tiefem Gefühle glaube, dann steht jeder dramatische, oder vielmehr jeder Theaterdichter auf einer gefährlichen Klippe, und das Reinschöne, das Wahre, das Göttliche in ihm wird nur gar zu oft dem Beyfall des Augenblicks und dem stachelnden Genuß des allgemeinen Klatschens geopfert. Das ist die Koketterie, die den Dichter, wie das reizende

---

*) Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Graf zu Stolberg, 3ter Theil, 1ste Beylage.

Weib, verleitet, weiter zu gehn, als der erlaubte Wunsch zu gefallen führt, und sehr oft in beyden die innere Würde und den rechten Werth zerstört.

Was soll man aber endlich von all' den kleinen Künsten und Kniffen sagen, die nicht auf psychologische Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, sondern lediglich auf Zufälligkeiten oder Umständen der Zeit beruhend, dann auch mit diesem Zufall und dieser Zeit verschwinden und werthlos zerfallen? Dahin gehören die zufälligen Zusammentreffungen, Mißverständnisse, die oft Ein Wort lösen könnte, das aber, unnatürlich genug! jetzt nicht gesprochen wird, Verkennungen unter recht guten Bekannten, Verwechslung der Personen, einseitige, unwahrscheinliche Characterrichtungen, Anspielungen auf Tagesbegebenheiten, Complimente, die man dem Schauspieler macht, indem die Worte der Rolle füglich auf ihn selbst gedeutet werden können, endlich das Einstimmen in den Ton der Zeit, in gewisse allgemeine Bemerkungen u. s. w. Alles dieß verfehlt selten oder nie seine Wirkung, es wird laut beklatscht, und

der Dichter, dem es nur darum zu thun ist, hat seinen Zweck vollkommen erreicht.

In den modernen Duodezstücken, von denen eben die Rede war, sind diese Künste recht an der Tagesordnung. Die Nichtigkeit der Ereignisse, die Schwäche der Charactere erlauben nicht, jene mächtigen Hebel in Bewegung zu setzen, weil sie außer allem Verhältnisse mit dem Ganzen wären; indessen beweisen doch viele ältere kurze Stücke und hier und dort ein neueres, daß auch in diesem kleinen Umfange Triebfedern von besserer Art angewendet werden können.

Aber es ist der Geist der Zeit, der uns fortreißt. Leer und nichtig, wie wir selbst sind, vermag uns Leerheit und Nichtigkeit zu ergetzen, und wir finden unsere eigene erbärmliche Welt auf den Brettern wieder. Der Nachbar, die Nachbarinn erscheint, die Theegesellschaft, der Klatschzirkel, in dem wir uns gestern befanden, steht heut mit kleinen Veränderungen vor uns, die kleinlichen Kunstgriffe des Dichters belustigen uns, wir geben uns ihm gläubig hin, lassen uns blind und taub machen, nehmen das Unwahrscheinlichste an, und sind recht vergnügt.

wenn wir nicht viel zu denken haben, das Stück bald zu Ende geht und gleich wieder ein ähnliches beginnt. So schreitet denn der gefeyerte und beklatschte Mann gern weiter auf der einmahl betretenen Bahn, der Dichter verdirbt das Publikum und das Publikum den Dichter.

Über eine
Nationalkleidung
für
Deutsche Frauen.

1815.



An mehreren Orten Deutschlands fangt der Gedanke einer Nationaltracht an, sich mächtig zu regen, und es ist nicht bloß frommer Wunsch irgend eines deutschfuhlenden Herzens, es scheint wirklich die Gesinnung vieler besseren Menschen, ja in gewisser Hinsicht eine Art von Bedürfniß der Zeit zu seyn, was so oft und von so verschiedenen Orten des gemeinsamen theuren Vaterlandes sich außert und laut wird. Eine achtungswürdige Furstinn hat angefangen, wenigstens ein gemeinschaftliches Abzeichen durch Farbe und Kopfschmuck einzufuhren; die deutschgesinnten Frauen der alten Krönungsstadt am Main sind über eine allgemeine Tracht ubereingekommen, bey welcher, was die Hauptsache ist, die Form fur immer

bestimmt bleibt, Stoff und Farbe aber der Willkühr überlassen wird, nur mit der Ausnahme, daß bey feyerlichen Gelegenheiten Alles schwarz erscheint; in Hannover sind, nach öffentlichen Blättern, bey Eröffnung des Landtags die Damen in altrömischer Tracht erschienen, und wenn das Wort altrömisch kein Druckfehler ist, der altdeutsch oder altenglisch heißen sollte, so war es doch wenigstens keine modische, und keine moderne Tracht. Unter diesen Umständen ist es also gewiß weder ein unzeitiges, noch ein überflüssiges Unternehmen, auch in Österreich über diese Angelegenheit zu sprechen.

Wenn Sitte, Sprache, Bauart und Lebensweise bey jeder Nation ein Product von Klima, Boden, Charakter und eigenthümlicher Lage dieses Volkes zwischen seinen Nachbarn ist, so ist es gewiß auch die Kleidungsart, die ganz vorzüglich von der Beschaffenheit des Himmelsstriches und Landes abhängt, und wodurch sich die Völker noch schärfer und auffallender von einander unterscheiden, als durch ihre körperlichen Eigenheiten und Stammeszeichen. Diese Ursachen sind es, die den Nordländer lehren, sich vor dem Frost in Pelze zu hüllen, die den

Orientalen bewegen, in weiter, flatternder Kleidung jede Art von Zwang oder Druck bey der Hitze seines Klima's und seinem Hange zur Ruhe und Weichlichkeit zu vermeiden. Sie ließen zum mindesten vor Zeiten den Südeuropaer einen phantastischen Reiz in bunten leichten Gewändern suchen, und bestimmen noch jetzt den seinen National-Gebräuchen treuen Unger, seinen Pelz weder im Winter noch Sommer von sich zu legen, weil selbst in den heißen Monathen sein Klima ihn jähen Veränderungen der Temperatur, und jeden Abend einer beträchtlichen Abkuhlung der Luft bloßstellt.

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann ein Volk eben so wenig dem Gebrauche seiner Nationaltracht, als dem seiner Sprache entsagen, ohne einen Theil seiner Nationalität aufzugeben, und sich mehr und mehr in die, weit und flach verbreitete, Allgemeinheit und Charakterlosigkeit zu verlieren, die man im vorigen Jahrhunderte aus einer verkehrten Ansicht für die höchste Stufe weltbürgerlicher Ausbildung und die schönste Blüthe der Humanität ansah. Das war die Zeit, wo in der allermildesten Duldung alle Religiosität, und in

dem ausgedehntesten Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe unterging, nicht darum, als ob diese, bey wenigen höheren Menschen unstreitig achtungswerthen Geistesrichtungen nothwendig dahin führen müßten, sondern weil die Meisten, welche diese Fahne aufpflanzten, nur ihre eigene Gemuthlosigkeit und Kaltherzigkeit darunter verbargen, und die Menge, die so selten zum Selbstdenken aufgelegt ist, ihnen bewundernd nachbetete.

Auch wir Deutsche hatten in den vergangenen Jahrhunderten eine Nationaltracht, die eben so gut aus unserm Charakter, Klima und unserer Lebensweise hervorgegangen war, als zu selbiger Zeit die Trachten der Franzosen, Schweden, Spanier u. s. w. Mit dem Zeitalter Ludwig XIV. begann die Herrschaft der Französischen Tracht, Sprache und Sitte über ganz Europa. Mit dem Gebrauche der Kleidung, Form und Redensart der Väter verlor sich nach und nach überall der Nationalsinn, und das Gepräge des Franzosenthums ward zum allgemeinen Vorbilde höherer Ausbildung und gesellschaftlicher Vollkommenheit. Wohin dieses leise und langsam verbreitete Gift geführt hat, haben wir mit Schaudern seit fünf

und zwanzig Jahren erlebt. Jetzt sind die verderblichen Folgen im Großen und Allgemeinen gehoben, und es wäre, glaube ich, Pflicht für Jeden, der das Unglück der letzten Jahre gefühlt und sich über sein Ende erfreut hat, darüber zu wachen, daß wir nicht, durch Sicherheit eingeschläfert, und durch das freundschaftliche Verhältniß unserer Fürsten mit dem gegenwartigen Beherrscher Frankreichs beruhigt, wieder unmerklich dahin kommen, wo wir zu unserem Jammer und Elend uns vor fünfzehn Jahren befanden. Nicht immer wird ein, durch Unglück veredeltes, Gemüth in milder Weisheit über eine Nation herrschen, deren natürliche Beweglichkeit und Eitelkeit durch die unvergeßnen Gräuel der Revolution und den später erduldeten Druck gedämpft und in Schranken gehalten wird. Die alten Plane von Universal-Monarchie, die schon mehr als einmahl dieses Volk beschäftigten, könnten leicht in Zukunft wieder hervorgesucht werden, und die Blumenfesseln der Convention und Mode sich zum zweyten Mahl in die eisernen Ketten der Sclaverey verwandeln.

Es wäre also gewiß von bedeutenden und gesegneten Folgen für die Deutsche Nation,

wenn sie, was durch Gewalt der Waffen wieder erobert worden — ihre Selbstständigkeit und Freyheit — durch strenges Wachen darüber zu bewahren suchte, wenn sie Alles thäte, was in ihrer Macht steht, um Deutschen Sinn zu wecken, wo er schläft, und zu verstärken, wo er sich regt, sich durch bestimmte Formen von den Nachbarvölkern zu scheiden, und durch diese Abscheidung rein und kräftig in wahrer Deutschheit zu erhalten. Hierzu wäre nun gewiß die Einführung einer Nationaltracht ein bedeutender Schritt, und die guten Folgen davon würden, trotz aller Einwendungen, die man machen könnte, von unberechenbarem Nutzen für allgemeines Wohl, wie für häusliches Glück seyn.

Nach dem, was schon gesagt worden, scheint es wohl überflüssig, den Nutzen für das Allgemeine noch einmahl herzuzählen; aber es wird vielleicht nicht unnöthig seyn, den Einwürfen Einiger zu begegnen, die aus einer solchen strengeren Abscheidung der Nationen unter einander Feindseligkeit, Einseitigkeit, Sinken des Handels und der höheren Bildung prophezeihen wollen. Bis auf jene oben berührte Epoche, bis zum Zeitalter Ludwig XIV. waren Europa's Völker durch Nationaltrachten unterschieden;

allein Handel und Verkehr blühten damahls, wie jetzt, unter ihnen, freundschaftliche Beziehungen fanden überall Statt, und die Kriege sind seit dem — das kann unsere gequälte Generation bezeugen — weder seltener, noch milder geworden: ja, was gerade Deutschland betrifft, so war sein Handel vielleicht nie blühender, seine Städte nie kräftiger, reicher, selbstständiger, als damahls, wo es Keinem und Keiner im ganzen Vaterlande einfiel, sich von Paris aus das Muster seiner Kleider und ihrer Kopfzeuge zu bestellen — zu den Zeiten der Hansa, und des Flors der Deutschen Reichsstädte.

So viel im Allgemeinen, von und über welches zu sprechen, eine Frau nur mit Schüchternheit wagen darf. Viel lieber und leichter wende ich mich zum wahren Elemente weiblicher Wirksamkeit, dem häuslichen Leben, zum Heiligthume unserer Pflichten, dem väterlichen Heerde; denn es sind ja eigentlich nur die Frauen, zu denen ich sprechen will. Was die Männer ihrerseits über diesen Punct denken und ausführen wollen, mögen sie unter sich abmachen.

Es ist durch den Wechsel der Kleidungsart, durch das Lauern auf jede neue Erscheinung

und das ängstliche Hinhorchen auf jedes Geboth, das von den Ufern der Seine durch das weit verbreitete Reich der Mode ausging, eine solche Unruhe, ein so rastloses Streben und eine solche Zerstreuung in unsere Seelen gekommen, daß uns fast keine Zeit mehr zu häuslichen Geschäften — künstliche Arbeiten sind keine häuslichen, sondern oft gerade das Gegentheil — und zur wahren Geistesbildung, die nicht in Talenten besteht, übrig bleibt. Ich rufe hier die meisten Frauen und Mädchen des Mittel- und Bürgerstandes zu Zeugen auf; — denn die der höheren Stände machen die kleinste Zahl aus, und sind durch ihren Reichthum und ihre Verhältnisse von dem, was den niedrigeren Classen so Noth thut, meist losgezählt, — ob ihnen nicht der größte Theil der Zeit über der Anordnung und Verfertigung neuer Kleider und Putzstücke und dem Umändern der unbrauchbaren hingeht. Kaum ist ein Kleid vom Schneider oder aus eigner Hand recht zierlich und nach dem neuesten Schnitte gemacht, gekommen, kaum ist es einige Mahle angezogen worden, als plötzlich sich Etwas in der Vorschrift des Schnittes ändert; und nun kann man das Kleid so nicht mehr anziehen, es muß

also entweder neuerdings beym Schneider dafür bezahlt, oder selbst mit Aufwand vieler Stunden umgeändert werden. So geht es ebenfalls mit dem kleinen Zubehör des Anzugs, mit Häubchen, Hüten, Tüchelchen, Chemisetten u. s. w. Nicht, weil ein Stück abgenützt oder beschmutzt ist, sondern weil es die Mode so befiehlt, wird es, noch völlig gut und brauchbar, aufgetrennt, zerschnitten, und wenn es der neuen Form nicht angepaßt werden kann, weggeworfen. Welchen Verlust an Geld, Zeit, Laune und Kraft, welche Unruhe und Unzufriedenheit bringt dieß in die Familien! Wie mancher Vater oder Gatte sieht mit Schrecken die Rechnungen des Kaufmanns, Schneiders, der Putzhändlerinn kommen, bezahlt sie mit Unwillen — oft mit bedeutenden Aufopferungen — und bittere Vorwürfe, Zwist und Unfrieden stören und vergiften das Glück einer sonst achtbaren Familie!

Diesem Übel nun würde eine bleibende, allgemein geltende Kleiderform, die wenigstens nicht mit jeder Jahrszeit wechselt, größtentheils steuern, und wenn auch der Zeitgeist und die, dem Abendlande eigene, Erfindsamkeit in Allem, was Tracht, Hausrath, gesellschaftliche

Übereinkunft betrifft, von Zeit zu Zeit einige Veränderungen daran treffen würde, so würden diese doch weder so häufig noch so gänzlich seyn, daß nicht die Hauptform bleiben sollte, und man die kleinen Außenwerke, welche dem Wechsel am meisten unterliegen, mit leichter Mühe ändern könnte.

Hauptsachlich aber würde mit Einführung dieser Landestracht eine Kleiderordnung und strenge Vorschrift für alle Stände, besonders des weiblichen Geschlechts, nothwendig seyn; denn diese Vermischung aller Rang- und Vermögens-Ordnung, die besonders in den letzten Zeiten durch Anhäufung des Papiergeldes, den theuren Arbeitslohn und den ungeheuren Gewinn der handelnden Classe zu einer außerordentlichen Höhe gestiegen ist, ist gewiß mehr noch, als der schnelle Modenwechsel, ein lange unbemerktes Gift gewesen, das jetzt in seiner vollen Ausbreitung nahmen- und zahllose Übel, Sittenverderbniß, Diebstahl, Ungenügsamkeit und Übermuth der dienenden Classe, Verschwendung, Schulden, Zerrüttung im Hauswesen und Zernichtung der häuslichen Gluckseligkeit hervorgebracht hat. Nie hört man mehr von Frauenzimmern der unteren, oder wohl gar

der dienenden Stände: das schickt sich nicht für mich; das ist zu vornehm, zu kostbar für meinen Stand. Alles, was man bezahlen kann, schickt sich, und alle Mittel, wodurch man das Bezahlen können möglich macht, sind erlaubt, sind willkommen. So wird immer mehr das Geld der einzige Maaßstab alles Glückes, so wie alles inneren Werthes, nur die Armuth oder Genügsamkeit verächtlich, und der ganze Sinn des Volks auf's Erwerben, Erlisten, Erraffen gestellt. Ich berufe mich bey dieser Betrachtung auf das Zeugniß aller wackeren Hausmütter, die längst und schwer unter diesen Lasten seufzen, und in der Ausübung ihrer Pflichten, in dem redlichen Streben, Ordnung und Klarheit in ihrem Hauswesen zu halten, durch jenes Verderben auf allen Seiten gehindert werden.

Die Uniformirung der Männer vom Stande, der Staatsbeamten und ihrer Abstufungen nach dem Range würde eine gute Gelegenheit darbiethen, etwas Ähnliches auch bey dem weiblichen Geschlechte einzuführen; nur müßte dieß sich auch auf die anderen Classen erstrecken, und besonders die unteren, arbeitenden und dienenden begreifen.

Es wird Manchen geben, dem der ganze Vorschlag schon aus dem einzigen Grunde unthunlich vorkommt, weil unsere Fabriken und der ganze Handelsstand durch eine solche Einschränkung und Stätigkeit der Kleidertracht leiden würden. Aber für's Erste wäre es eine, noch zu entscheidende große Frage, ob denn ein Land, oder vielmehr seine Bewohner wirklich in sich ruhiger und glücklicher sind, wenn es nur recht viel Fabriken hat, und jener rastlose Geist des Erwerbens und Gewinnens besonders zum Nachtheile des Ackerbaues in ihm herrscht, der seit zwanzig Jahren in unserem, gewiß nicht dazu geeigneten, Volke eingerissen ist, und endlich, ob der größere Nutzen und Flor Einer Classe der Staatsbürger der Hauptaugenmerk der Verwaltung seyn durfe, gegen den die moralische Erhebung und das häusliche Wohlseyn der Mehrzahl in gar keinen Betracht zu kommen habe? Der größere Nutzen; — denn Fabriken, Kaufleute, Gewerbe und Handel würden immer bleiben. Auch vor der Zeit der schnell wechselnden Moden, und in früheren Jahrhunderten verkauften Deutsche Handelsleute schöne und zierliche Waaren; auch damahls verfertigten Deutsche Künstler kostbare und sinnreiche

Arbeiten, wenn schon nicht an Form und Endzweck so mannichfaltig als jetzt; und unsere Altermütter besaßen ihr kostbares Geschmeide und Hausgeräthe, dessen sich, den veralteten Geschmack abgerechnet, keine noch so elegante Dame zu schämen hatte. Einen Beleg dazu kann die, aus dem Schlosse Ambras in Tyrol hierhergebrachte Sammlung von Rüstungen und allerley Geräthschaften, Geschmeiden und Prachtgefäßen liefern, die der ritterliche Erzherzog Ferdinand von Österreich-Tyrol, der Gemahl der schönen Welserinn, gesammelt hatte. Wahrlich, diese mit Edelsteinen aller Art besetzten goldenen und silbernen Tafelaufsätze, diese vom feinsten Filigran gearbeiteten, von Diamanten und Rubinen schimmernden Pokale, dieses zierlich anmuthige Nähpult der schönen Philippine voll reich gestickter, mit Türkisen und Amethysten ausgelegter, unzähliger Schubfächer, diese Brustnadel von zitternden, goldenen, mit dem schönsten Schmelz verzierten Blumenkelchen, worein die edle Frau dann natürliche Blumen steckte und ihren Busen schmückte, alle diese eingelegten Waffen, die künstlichen Geräthe, die mit Schmelz, Damascener Arbeit,

mit goldenen und silbernen Zierrathen, ja oft mit sinnigen, frommen Bildern geschmückten Rüstungen der berühmtesten Männer des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts konnten uns hinreichend beweisen, daß Künste und Gewerbe, Pracht und Überfluß damahls auf einer sehr bedeutenden Stufe gestanden, und daß es Menschen genug in Deutschland muß gegeben haben, die mit Verfertigung jener Kostbarkeiten ihren Lebensunterhalt reichlich und rechtlich gewonnen haben.

Es ist also wohl nicht zu sorgen, daß Mangel an Gewinn oder an Gelegenheit, durch Fleiß und Geschicklichkeit Brod zu erwerben, die Folge einer veränderten Kleidertracht oder eingeführten Kleiderordnung seyn würde. Alles Üble, was daraus für eine Zeit und eine Classe von Menschen entstehen könnte, wäre, daß ein Theil der Personen, die jetzt um der leichteren Arbeit und der lockerern Lebensart willen vom Lande herein den Fabriken in der Stadt zulaufen, und dort, wie Jedermann weiß, nicht die achtungswürdigste Classe von Arbeitern ausmachen, nach und nach gezwungen würde, zur Feldarbeit, wo die Hände so sehr mangeln, zurückzukehren, und daß die gemeinen Dienst-

bothen des weiblichen Geschlechts keine so leichte Unterkunft für ein halb lüderliches, halb müßiges Leben finden, und daher genöthigt seyn würden, in den Diensten mit mehr Treue und Arbeitsamkeit auszuhalten. Auch müßten endlich Fabrikanten und Handwerksleute, statt sich in immer neuen Erfindungen zu erschöpfen, und darauf zu sinnen, wie sie immer etwas Fremdes, Niegesehenes in wechselnder Mannichfaltigkeit hervorbringen könnten, lieber sich bemühen, die wenigeren Gattungen trefflich, haltbar, und mit jenem Sinne für Vollendung hervorzubringen, der die Englischen Arbeiten so sehr auszeichnet, der unsern Fabriks- und Handwerks-Erzeugnissen im Allgemeinen so sehr fehlt, und der doch dem Geiste der Deutschen Nation so angemessen ist, daß alle ihre Arbeiten in früheren Zeiten davon zeugen, und man die jetzige Entfernung von dieser Weise nur einer falschen Richtung zuschreiben kann, welche der National-Charakter in den letzten Zeiten durch die gewaltsamen Umschwünge erhalten hat.

Laßt uns eine Arbeit des Mittelalters, oder auch noch späterer Zeiten, des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in dieser Rücksicht

ansehen! Wie zierlich, und bis auf's Kleinste ausgearbeitet sind diese Geräthe! Wie kunstreich geschmückt diese Waffen! Wie sinnig bebildert all dieser Schmuck, diese Kleinodien! Jeder kleinste Theil daran ist ein schönes, in sich vollendetes Ganzes, jeder Pokal, jeder Tafelaufsatz, jeder kleine Hausaltar ein Kunstwerk, das überaus viel zu betrachten und zu denken, ja oft auch fromm und kindlich zu fühlen darbiethet. Betrachtet diese Bilder aus der deutschen Schule, überwindet den zierlichen Ekel vor diesen Anachronismen in Tracht und Sitte, vor diesen gemüthlich naiven Ansichten, vorzüglich bey religiösen Gegenstanden, und bewundert den Ausdruck, die Eigenthumlichkeit jedes Gesichtes bey Gemählden, die oft hundert und mehr Figuren enthalten, wo jede doch so ganz vollendet ist, als ware sie allein die Hauptgestalt! Untersucht die muhsame Arbeit in den Gewändern, dem Schmucke der Personen, den Nebengegenstanden! Erhebt euren Blick zu den Ueberresten Gothischer Baukunst! Seht dieß zierliche Laubwerk, diese durchbrochenen luftigen Thurmchen über den Hauptern der Statuen von Heiligen oder Helden, alle an dem ma=

jestätischen Dome so fein und vollkommen ausgearbeitet, wie eine Zimmerverzierung! Das ist Deutsche Arbeit! So spricht sich Deutscher Geist aus, und so allein kann er eigenthümlich wirken, nicht aber in der rastlosen, hastigen Art, mit welcher jetzt dem schnell und ewig ändernden Wechsel der Mode mit flüchtiger, gehaltloser und bald wieder unbrauchbarer Arbeit gehuldigt wird!

Damahls freylich richteten die Großen ihre Bergvesten und Palläste nicht alle zwey oder drey Jahre neu ein, und ihre Frauen erschienen nicht an jedem Fest- und Gallatage mit neuen Kleidern; aber das köstliche Geräthe, das der Großvater mit schwerem Golde von dem fleißigen Künstler erstanden hatte, der Monathe und Jahre darüber zugebracht, der zierliche Brautschmuck, in welchem die Mutter den Vater entzückt hatte, kam noch auf Tochter und Enkel, die ihrerseits wieder Neues anschafften, und das Alte seines inneren Werthes wegen, beybehielten. So sammelten sich nach und nach Schätze in jedem, nicht bloß reichen, auch nur wohlhabendem Hause, und der Geist der Unruhe, des Flatterns und Wechselns blieb fern von die-

sen Gemuthern, die in rechtlich erworbenem Besitze gern ruhten, beym stillen Genuße des Vorhandenen nicht immer nach Neuem strebten, Zeit für nützliche Beschäftigung, und Stunden der Sammlung gewannen, um über ihre Bestimmung und das Heil ihrer Seele nachzudenken, wozu wahrlich die Menschen unserer Tage, nicht bloß die Reichen und Vornehmen, sondern alle Erwerbenden in stetem Laufen und Rennen nach immer größerem Genusse und Gewinne keine Zeit mehr zu haben scheinen.

Könnte ich doch allen meinen Mitschwestern im Deutschen Vaterlande diese Betrachtungen recht dringend an's Herz legen! Könnte ich doch in ihren Seelen Sinn und Liebe für die Köstlichkeit des stillen Friedens und einer klaren, ruhigen Ansicht des Lebens wecken! Konnte ich es dahin bringen, daß nur Einige der Besseren, von der Betrachtung einer frömmeren, und darum auch gewiß glücklicheren Vorwelt gerührt, sich entschlössen, dem ewig wechselnden Modetand und dem damit verbundenen rastlosen Treiben und Trachten zu entsagen, und sich als Deutsche Frauen und Jungfrauen Deutsch und bleibend zu kleiden! Immerhin mag der stille Sinn sich üben, diese züchtigen, ehrbaren For-

men hier und da zu verschönern, immerhin sollen sie sich mit der Verfertigung und Ausschmückung ihres Anzugs beschäftigen und mit richtigem Geschmack die allgemeine Form der eigenthümlichen Bildung anzupassen streben; das ist von der Natur in uns gelegter Trieb, und darum ist er auch gut und zweckmäßig. Aber diese Verschönerungslust kann sehr wohl ohne ewigen Wechsel bestehen, wie der unverrückbar treue Orient zeigt, wo doch auch Frauen in noch viel beschränkteren Verhältnissen, als wir Abendländerinnen, fast keine andere Wirksamkeit haben, als fur ihren Putz und ihre Unterhaltungen zu sorgen, und wo bey allem Fleiße und aller Kunst, mit welchen sie ihre Schönheit zu erhöhen suchen, die Menschen des Homer's und der Bibel, wenn sie nach zwey- oder dreytausend Jahren wiederkehrten, ihre Sitten und Trachten wieder finden würden. Es wäre übrigens vielleicht nicht schwer zu beweisen, daß die Fluth der Mode in ihrem ewigen Gähren und Wogen auch oft seltsame, verunstaltende, oder nur für wenige Gesichter passende Formen heraufspülen muß, die doch auch, allem Geschmack zum Trotze, mit einer Unterwürfigkeit nachgeahmt werden, deren sich kein Gesetzgeber zu rühmen hat.

Dann, wenn einst eine allgemein geltende, einfache, anständige, und wenigstens in ihren Hauptformen bleibende Frauentracht eingeführt wäre, dann würde es sich der Mühe lohnen, durch kunstreichen Fleiß und geschmackvolle Erfindung, durch zierliche Nähereyen und Stickereyen für die Verherrlichung derselben zu sorgen, und mit dem, einer weiblichen Seele so wohlanständigen, Sinne für die genaueste Vollendung Alles rein und zierlich auszuarbeiten, weil es bleibend seyn würde, weil bey der Allgemeinheit dieser Gesinnung keine falsche Scham Platz fände, sich öfters in demselben Anzuge in Gesellschaften zu zeigen, weil keine thörichten Modepuppen der ernsteren Schwester lachen würden, die nicht nach dem neuesten Pariser Journal gekleidet wäre, weil endlich die Kostbarkeit des Stoffes, die Schönheit der Verzierung, und nicht die Laune der Modehändlerinn, oder die Neuheit der Form den Werth des Anzugs bestimmen, das Einmahl schön erkannte Kleid durch Jahre seinen inneren Gehalt behaupten, und der lange, ehrenvolle Genuß die Kosten, oder die darauf gewandte Mühe reichlich vergelten würde.

Noch ein großer und klar vor Augen liegen=

der Vortheil einer Deutschen Nationaltracht wäre die Zweckmäßigkeit derselben in Rücksicht auf die Gesundheit. Im rauhen, nördlichen Klima, unter einer mäßigen, keuschen Nation entsprungen, war die Tracht unserer Vorältern dieser Sinnesart und diesem Klima angepaßt, warm, verhüllend und ehrbar. Sie übertrugen nicht mit verkehrtem Streben die Kleidung des milden Griechischen Himmelsstrichs an die kalten Ufer der Spree, oder Donau, ihre Frauen und Mädchen gaben ihre Reize nicht dem Blicke jedes Vorübergehenden Preis, und zerknickten nicht so freywillig die zartesten Blüthen der aufstrebenden Neigung, Scheu und stilles Verlangen. Bey diesen Kleiderformen, die fast insgesammt hoch an den Hals heraufgehen, und die Arme bis an's Handgelenk umschließen, würden Sittsamkeit und Gesundheit sich besser befinden, und stärkere Mütter, von keinen Nervenkrämpfen geplagt, frischen und lebensfrohen Kindern das Daseyn geben.

Bey allen diesen unbestreitbaren Vortheilen einer allgemein angenommenen, bleibenden Landestracht für Deutsche Frauen, bey allem gutem Willen Mancher, die sich der Verwirklichung dieses Planes freuen würden, wird es

doch, wie ich fürchte, niemahls, und besonders nicht in großen Städten dazu kommen, wenn nicht von oben herab, von den hohen, ja von den höchsten Orten bestimmt darauf hingearbeitet und von unseren Höfen das Beyspiel gegeben wird. Unsere Deutschen Fürstinnen müßten die Bahn brechen, ihnen sollte diese Angelegenheit ihres Geschlechts als ein wichtiger Schritt zur Erhebung und sittlichen Vervollkommnung desselben recht warm am Herzen liegen, und sie daher mit ihrem Beyspiele vorangehen. Bald würde dann der Adel, der sie zunächst umgibt, eine Ehre darin finden, es ihnen nachzumachen; der reiche Kaufmannsstand würde, wie in so Vielem, so auch in dieser Äußerlichkeit begierig dem Adel folgen, die unbemittelteren Classen sich aus Überlegung gern daran schließen, und so nach und nach durch die stille Gewalt des Beyspiels die ganze Nation zu Einem Sinne gebracht werden. Dann würden unsere Fürstinnen, die ohnedieß in so vielem Betracht als Muster ihres Geschlechts uns glänzend vorschweben, auch hierin die Lehrerinnen, ja die Beglückerinnen ihres Volkes durch vermehrte Sittlichkeit und Häuslichkeit werden.

Auf welche aber unter allen Deutschen Fürstinnen könnte der Blick ihrer Völker sich mit mehr Zuversicht und Liebe richten, als auf unsere allverehrte Kaiserinn Louise! Sie, die als Gattinn, als Hausfrau und Fürstinn gleich achtungswürdig erscheint, die es eben so gut versteht, die holdeste Anmuth mit der erhabensten Majestät zu verbinden, als mit unerschöpflichem Sinne und dem gebildetsten Geschmacke ihren Anzug zu wählen, so daß die von ihr angenommenen Formen zur Vorschrift und Regel für alle Übrigen gelten können, Sie, unsere verehrte Kaiserinn, die Frau des Ersten Fürsten der Deutschen, und somit die Erste der Deutschen Frauen, sey, wie in so vielen anderen Vorzügen, auch hierin unser Vorbild. Sie wähle mit dem, ihr eigenen Geschmacke diejenige Altdeutsche Form der Kleidung, oder setze sie aus Vielen zusammen, die ihr die passendste scheint; sie schreibe die Abänderungen vor, die nach Rang und Alter Statt zu finden haben; sie erneuere und verbessere von Zeit zu Zeit nach den Umständen daran. Von ihr allein wollen wir das Gesetz empfangen, sie soll auch hierin unsere Herrscherinn und diejenige ihres Geschlechtes seyn, auf welche Aller Augen im

Deutschen Vaterlande sich richten; denn sie wird dieses Gesetz mit Deutschem Sinne und dem tiefen Gefühle für weibliche Würde geben, das sich so klar und erhebend in jeder ihrer Bewegungen und Handlungen, wie in ihrer Art sich zu kleiden, ausspricht. Mit Zuversicht mag das ganze weibliche Geschlecht unserer Nation diese Angelegenheit in ihre Hände legen, sie kann in keinen besseren seyn.

Überblick meines Lebens.



Hundertmahl schon ist das Leben einer Wanderschaft, einer Pilgerfahrt verglichen, und dieser Vergleich mit poetischerem oder unpoetischerem Sinn ausgeführt worden. Ohne ihn in seine kleinen Theile zu verfolgen, möchte ich jetzt nur bey diesem einzigen Berührungspunct stehen bleiben, daß der Mensch wie der Wanderer gern manchmahl, bald aus Müdigkeit, bald aus Besonnenheit und stillem Vergnügen, auf seinem Wege inne halten, rückwärts blicken, die durchlaufene Bahn noch einmahl in seinen Gedanken betrachten und überdenken mag, was er bisher erfahren, geleistet, gelitten, genossen, und wie es in und um ihn stehe, in dem Augenblick, wo die vergangene Zeit lebendig vor das Auge seines Geistes tritt, und er eine Art

von Recapitulation derselben zu halten im Begriff steht.

Gar wohl scheint ein solcher vergleichender Überblick sich dann zu schicken, wenn eine bedeutende Zeitperiode eben abgelaufen, und ein ernstes Stufenjahr erstiegen ist. So eines dünkt mich nun vor Vielen das fünfzigste Lebensjahr zu seyn, das ja auch in den Büchern Moses schon als Hall- oder Jubeljahr zu einem solchen Aufhaltspuncte und zur Rückkehr aller Dinge in ihre alten Verhältnisse bestimmt war. Mit innigem Vergnügen blickt die Matrone zurück auf die Zeit, wo sie als Mädchen, als Jungfrau, als junges Weib durch Gottes Segen sich so manches Guten erfreut, feyert mit Wehmuth die Erinnerung an so viele vorausgegangene, oder entfernte Lieben, und dankt der Vorsicht auch für die trüben Stunden, welche das größtentheils heitre Gemahlde ihres Lebens mehr erhoben als verdunkelten.

Was sie als Mädchen, als Tochter, als Gattinn und Mutter gewesen und erfahren, kann eigentlich nur für den nächsten Kreis ihrer Freunde und Angehörigen Werth haben; aber wie sich ihr Geist ausgebildet, wie sie das geworden, als was sie dem lesenden Publikum be-

kannt ist, könnte für die Welt doch einiges Interesse haben, und so mögen diese Blätter, die in etwas veränderter Gestalt vor ein Paar Jahren geschrieben, und in einer größeren Sammlung von Lebensbeschreibungen deutscher Schriftstellerinnen (Morgenblatt im Februar 1821) zu erscheinen bestimmt waren, hier auch in der wahrscheinlich letzten Ausgabe ihrer Schriften, einen geziemenden Platz finden.

Der Mensch ist zur Geselligkeit gebohren. Nur im Umgange und Verkehr mit andern Menschen kann er jenen Grad von Ausbildung erhalten, zu welchem ihn die Vorsicht bestimmt, und den zu erreichen sie ihm nebst andern Fähigkeiten, welche ihn über das Thier erheben, auch das Organ der Sprache gegeben hat, worin vielleicht der Grund seiner hohen Perfectibilität liegt. Also nur unter Menschen und durch Menschen wird Jeder, was er werden kann und soll, und es ist eine Betrachtung, die uns Erstaunen und Wehmuth einflößen könnte, wenn wir bey scharfem Nachdenken über uns selbst die Macht des guten oder bösen Beyspiels, des Unterrichts, der geselligen Verhältnisse

u. s. w., beherzigen wollten, die von unserer ersten Kindheit an auf uns gewirkt, und das Wesen aus uns gemacht haben, welches wir nun zu unserer Beruhigung oder — Beschämung geworden sind.

So hat sich auch an der Bildung meines Gemüthes, Erziehung, Beyspiel, Umgang allmächtig erwiesen, und ich mag wohl sagen, daß ich den größten Theil dessen, was ich bin, die Richtung meines Geistes, was ich gelernt, geleistet, einer überaus sorgfältigen Erziehung, dem Beyspiel verehrungswürdiger Ältern, und dem Umgange mit schätzbaren gebildeten Menschen, verdanke, denen unser Haus von meiner zartesten Kindheit an zum Sammelplatze gedienet hat.

Mein mütterlicher Großvater war Protestant und Offizier bey einem Österreichischen Regiment, und hatte seine einzige Tochter, nach dem Verlust seiner Frau mit beyspielloser Geduld und Liebe bis in ihr fünftes Jahr erzogen. Er starb in Wien, wo sein Regiment sich damahls befand, und das ganz verwaisete, im fremden Lande verlassene Kind, kam durch eine sonderbare Fügung Gottes in die Hände der großen Kaiserinn Maria Theresia, wurde

von ihr angenommen, und am Hofe katholisch und sorgfältig zu ihrem persönlichen Dienste erzogen. Diesen trat meine Mutter auch bereits in ihrem dreyzehnten Jahre an, und versah ihn mit großer Pünctlichkeit und Einsicht, sowohl als Vorleserinn als in Rücksicht des Putztisches, der ihrer Sorge größtentheils anvertraut war, zur Zufriedenheit ihrer erlauchten Gebietherinn durch viele Jahre, bis mein Vater ihr seine Hand both, der sich ihr weniger durch eine schimmernde Außenseite, als durch eine unendliche Herzensgüte, gründlichen Verstand und ausgebreitete Geschäftskenntnisse, schätzens- und liebenswerth machte. Diese Verbindung brachte auch ihn seiner Monarchinn näher, seine Verdienste wurden von ihr erkannt, sie beehrte ihn mit ihrem vorzüglichen Vertrauen und erhob ihn zur Würde eines Hofraths und geheimen Referendarius, welche damahls, vor mehr als vierzig Jahren, von bedeutendem Einflusse war.

Dieser Posten, sein eignes Vermögen, seine Achtung für höhere Bildung, sein Geschmack an Musik und geselliger Unterhaltung, endlich meiner Mutter lebhafter, nach Kenntnissen dürstender Geist, sammelte bald gebildete Men-

schen aus allen Ständen und Verhältnissen um meine Ältern. Ihre Cirkel waren glänzend, Höhere und Gleiche, Einheimische und Fremde drängten sich um sie. Jeder fand nach seiner Art in vielfachen Bekanntschaften, in geselligen Unterhaltungen, im Zusammentreffen mit bedeutenden Menschen seine Rechnung. Die meisten einheimischen, viele fremde durchreisende Gelehrte, unter denen ich vorzüglich den Freyherrn von Nicolai aus Petersburg, und den sehr liebenswürdigen Georg Forster — den Weltumsegler — nennen muß, weil diese meinen Ältern durch Freundschaft näher standen, besuchten unser Haus, wozu der Umstand später noch beytrug, daß mein Vater zweymahl das Referat über das Schul- und Studienwesen führte und daher in officielle Berührungen mit mehreren Professoren und Litteratoren kam.

Ich wurde im Herbste des Jahres 1769 gebohren. Meine Kindheit und erste Jugend verfloß unter den gedachten Umgebungen, neben einem Bruder, der um drey Jahre jünger war als ich, nachdem drey andre Geschwister vor und nach uns gebohren, ins Grab gesunken waren. Fast die meisten berühmten Männer aus jener Periode des aufsproßenden Geistes in

Österreich, geweckt durch den Funken, der aus Kaiser Josephs Genius in dasselbe fiel, kann ich als sehr fleißige Besucher, oder wenigstens als bessere Bekannte unseres Hauses nennen. Sonnenfels, dem sein Vaterland unendlich mehr verpflichtet ist, als es vielleicht erkennt, Denis, Abbate Metastasio, Mastalier, Haschka, Alringer, Abbate Maffei, dessen mathematisches Genie größtentheils die Österreichische Artillerie auf den bedeutenden Punkt erhoben hat, den sie jetzt behauptet, Freyherr von Jaquin Vater und Sohn, die Professoren Well, Wollstein, Ekhel, Dr. Stoll, Ratschky, Leon, Blumauer, Hofstäter, die Freyherrn von Sperges und van Swieten, gehörten unter die öfteren oder seltneren Erscheinungen im Abendcirkel oder am Tische meiner Ältern. Heiteres geistreiches Gespräch, literarische und politische Neuigkeiten, alles, was im Gebiethe der Künste, besonders der Musik, wozu mein Vater mich vorzüglich anhielt, die aber bey mir nie zur Liebhaberey wurde, Neues erschien, ward bey uns gezeigt, gelesen, oder doch besprochen. Und wenn wir gleich als Kinder und heranwachsende junge Leute, zur Bescheidenheit

erzogen, uns nie einfallen ließen, mitzureden, so hörten wir doch zu, wenn Kluge Kluges sprachen, und mancher Saamen fiel in die jungen Gemüther.

Als mein Bruder beym Hofmeister Latein zu lernen anfing, hießen meine Ältern mich auch diese Stunden besuchen, und besonders suchte Herr Haschka, der damahls in unserm Hause wohnte, mir Liebe für diese Sprache einzuflößen. Sie zog mich auch bald an, und ich fing an, ihre Schönheit und Kraft zu ahnen. Nun lasen Haschka und Alringer die Classiker mit sorgfältiger Wahl und belehrenden Bemerkungen mit mir, sie führten mich, da ich schon früher einige kindische Versuche im Dichten gemacht hatte, in die Grundsätze der schönen Wissenschaften ein, sie lehrten mich Deutsche und ausländische Dichter begreifen, wie ich dann überhaupt diesen treuen Freunden meiner Ältern und Herrn von Leon, jetzt Custos an der k. k. Bibliothek, den größten Theil meiner Anleitung zur Ästhetik verdanke. In der Religion, Geschichte und Naturgeschichte war der verstorbene Herr Bischof von Linz Joseph Gall, einer unserer verdientesten Geistlichen, noch als Catechet an der Normalschule mein Lehrer, und

auch die übrigen Freunde, wie Doctor Stoll, Abbate Maffei, Professor Mastalier gaben sich gütig mit der heranwachsenden Tochter ihrer Freunde ab, und pflanzten manchen Keim in den empfänglichen Grund meines Gemüthes.

Unter allem, was ich zu lesen bekam, zog mich nichts so sehr an, als geistliche und Hirtengedichte. Geßners Idyllen, sein Tod Abels, Miltons verlornes Paradies, die Noachide, und später die Messiade wirkten mit großer Gewalt auf mich. Die letzte habe ich seit meinem zwanzigsten Jahre fast alljährlich durchgelesen; denn von allen Schriftstellern aus der frühern Periode unserer Literatur haben Klopstock und Herder den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und, wenn ich so sagen darf, die Richtung meines Geistes bestimmt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich aber noch jetzt, nach mehr als dreyßig Jahren, lebhaft des Abends, wo zuerst bey uns eine Idylle von Voßens Luise, das Fest im Walde, in der ersten, aber vielleicht frischeren Jugendgestalt, wie sie dem Geiste des Verfassers entsproßt war, vorgelesen ward. Das war meine Welt; dieß heitre, in sich selbst beruhende, still abge-

schloßne, von Armuth wie von Überfluß entfernte, und durch religiösen Sinn geheiligte Leben einer frommen Familie auf dem Lande! Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen (ein zu bald, über manchem weniger Guten vergeßner Roman) bildete diese Ideen weiter in mir aus, und die Frau eines Landpfarrers wie Pastor Groß in jenem Roman, oder wie Arnold Ludwig Blum in der Luise zu werden, war das Ideal menschlicher Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahr alt war, und scheint mir noch jetzt ein höchst wünschenswerther Zustand.

Unterdessen ging aber auch der Unterricht in ernsteren Gegenständen vorwärts. Nebst dem Latein lernte ich die lebenden Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch, um ihre besten Schriftsteller lesen und genießen zu können. Zur Belustigung und zur Übung eines trefflichen Gedächtnisses, das die Natur mir gegeben, lernte ich jeden Tag etwas auswendig, und noch jetzt könnte ich viele aus Gellerts Fabeln und geistlichen Liedern, so wie aus Bürgers und Stollbergs Romanzen, hersagen, welche ich mit meinem Bruder, als ein ziemlich wildes Mädchen, dem es an weiblichen

Spielgefährten gebrach, bald recitirte, bald mimisch darstellte.

Aber die Jahre der Kindheit und ersten Jugend waren vorüber. Ich trat in die Welt und in den Kreis weiblicher Pflichten ein. Meine Mutter, die über der Bildung des Geistes die viel nöthigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten, und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Doch gönnte sie es mir gern, mich in Mussestunden mit Lesen, Dichten und Musik zu beschäftigen. Diese letztere wurde in unserm Hause, nach dem Wunsche meines Vaters, viel getrieben, der große Mozart, obwohl nicht mein Lehrmeister, schenkte mir manche Stunde, ich hatte oft Gelegenheit ihn spielen zu hören, und mich nach seiner Anweisung zu vervollkommnen. Aber die größte Lust gewährte es mir, mich im Reiche der Phantasie zu ergehen, und Idyllen nach den Vorbildern, die ich vor mir hatte, erst im Geßnerschen, dann im Vossischen Ton zu versuchen. Mitunter dichtete ich auch Lieder, Balladen, übersetzte aus fremden Sprachen, und wurde endlich durch

meine Liebe zu ländlicher Stille, und meine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt und die Natur um mich her dahingeleitet, eine Art Verhältniß zwischen der physischen und moralischen Welt, und gemeinschaftliche Gesetze, die in beyden walteten, zu bemerken, und in Betrachtungen auszudrücken. So entstanden die Gleichnisse, welche ich, aber bloß im Manuscript meiner liebsten und ältesten Jugendfreundinn, Fräulein Josepha von Ravenet, zueignete, mit der mich seit mehr als dreyßig Jahren ein festes Band der Freundschaft so wie eine völlig gleiche Gesinnung verbindet.

Mein Bruder, einer der besten Menschen, die ich je gekannt, ein warmer Freund alles Guten und Wahren, hatte sich um diese Zeit (in den Jahren 1791 — 1792) mit einigen Jünglingen seines Alters, mit denen er in Geschäfts- und geselligen Beziehungen stand, und woron die meisten, welche nicht ein allzufruher Tod, wie den guten Bruder selbst, hingerissen, jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, zu einer literarischen Gesellschaft verbunden, deren Zweck es war, sich für ihre künftige Bestimmung als Staatsbeamte, und überhaupt zu veredelten Menschen auszubilden. Sie schrieben kleine

Aufsätze über philosophische oder politische Gegenstände, lasen sie sich gegenseitig vor, beurtheilten sie schriftlich, und verbanden so in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften heitern Genuß mit wissenschaftlichen Zwecken. Mich reizte diese Beschäftigung; ohne meinen Nahmen zu unterzeichnen, ohne persönlich in jenen Gesellschaften zu erscheinen, übergab ich meinem Bruder auch Aufsätze über jene aufgegebenen Gegenstände, die nicht außer meiner Sphäre lagen, und unterwarf mich der strengen Kritik der Mitglieder. Dieser Übung im richtigen Auffassen, Beleuchten und Entwickeln der Begriffe, in grammaticalischer Strenge der Sprache, und zierlicher Reinheit des Styls, verdanke ich einen großen Theil meiner schriftstellerischen Ausbildung; aber ich verdankte diesem Vereine edler junger Männer noch mehr, die nähere Bekanntschaft mit meinem Gemahl. Auch er war einer der Jugendfreunde meines Bruders und ein Mitglied jener Gesellschaft. Ich lernte in seinen Aufsätzen seinen richtigen Verstand, sein feines Gefühl, seine tiefe Gluth für alles Gute, für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit kennen und schätzen. Unsere Herzen begegneten sich in man-

cher gleichen Empfindung, in mancher überein-
stimmenden Ansicht auf eine überraschende Art
in unsern Aufsätzen. Wir fingen an, uns zu lie-
ben, meinen Ältern war diese werdende Nei-
gung kein Geheimniß, sie sahen sie wachsen
und segneten sie, und ich ward im May des
Jahres 1796 sein glückliches, noch jetzt, nach
mehr als zwanzig Jahren, von ihm zärtlich ge-
liebtes Weib. Anderthalb Jahre darauf erfreute
uns die Geburt eines wohlgebildeten Mädchens,
die aber unser einziges Kind blieb. Einige Mo-
nathe nach ihrer Erscheinung verehlichte sich
mein Bruder mit einer meiner Jugendgespie-
linnen, und kurz darauf starb unser guter Va-
ter, nachdem er mehrere Monathe gekränkelt
hatte, im Junius 1798. Nun blieben wir zwey
jungen Paare bey meiner Mutter, und mach-
ten nur Eine Haushaltung aus, in einem be-
quemen Hause einer anmuthigen Vorstadt, das
in seinem geräumigen Garten, und einer der
ländlichen sich nähernden Lebensweise mir eine
entfernte Verwirklichung meines Jugendwun-
sches both, und das wir noch bewohnen, da
meines Mannes Geschäfte, als Regierungsrath,
ihm nicht erlauben, den Sommer ganz auf dem
Lande zuzubringen.

Nicht im Äußern meiner Verhältnisse, aber in meinem Leben als Dichterinn, begann nach meiner Verheirathung eine neue Periode. Mein Mann hatte so viele Freude an meinen kleinen Versuchen, daß er mich überredete, die Gleichnisse, welche er unter meinen Papieren gefunden und mit Interesse gelesen hatte, zu überarbeiten und herauszugeben, weil er dafür hielt, daß dieß Buch, besonders jungen Personen meines Geschlechtes, nützlich werden könnte. Ich erschrack vor diesem Gedanken. Außer einigen Kleinigkeiten hier und da in Almanachen war nie etwas von mir gedruckt erschienen, und diese hatten nur geringe Ansprüche gemacht. Nun aber sollte ich mit einer gewissen Anmassung auftreten, ein eignes Bändchen unter meinem Nahmen erscheinen lassen, mich in die Reihe der Autoren stellen! Es schien mir unmöglich; und nur nach langer Prüfung, und nachdem ich das Manuscript dem Urtheil einiger würdigen Gelehrten und vertrauten Freunde unterworfen und ihre aufmunternde Beystimmung erhalten hatte, erschien es zuerst im Jahre 1800. Es ward besser aufgenommen als ich gedacht hatte. Klopstock selbst, mit welchem meine Mutter, so wie mit Lavater, früher in

einem Briefwechsel gestanden, der nur ihrer schwachen Augen willen aufgegeben wurde, schrieb nach langer Unterbrechung über diese Gleichnisse einen sehr freundschaftlichen Brief an sie, und freute sich dieser Erscheinung. Eben so erhielt ich einige Jahre später vom Freyherrn von Nicolay sehr ehrenvolle Briefe, und das Geschenk eines seiner Werke, da er sich mit Vergnügen bey Erscheinung meiner Arbeiten der Frau erinnerte, welche er während seiner Anwesenheit in Wien 1782 als Kind oft gesehn hatte.

Dieser günstige Erfolg erweckte in mir die Lust, mich an etwas Anderem zu versuchen, und einen kleinen Roman zu schreiben. Ein Traum, (wie denn überhaupt viele meiner Erzählungen ihren Ursprung aus irgend einer kleinen Veranlassung, Anekdote — Traum — Bild — herleiten) gab mir die Idee zum Olivier, der zuerst aus Scheu in einem Almanach unter fremdem Nahmen erschien, und unter dieser Hülle in demselben Blatte arg mitgenommen wurde, in welchem er zwey Jahre darauf, als er mit meinem Nahmen einzeln abgedruckt wurde, viel Lob erhielt. Ich führe dieß nur beyher an, um zu zeigen, was ich mit Grund von jeher von

Recensionen, wie sie gewöhnlich sind, hielt, und zu halten Ursache hatte, obwohl ich für meine Person mich nicht über diese Herren zu beklagen habe, die größtentheils sehr artig mit mir verfuhren.

Nach einem größern Plan, aus heitern und trüben Erinnerungen meiner Jugend, aus manchen Charakterzügen und Gestalten, welche mir vorgekommen waren, mit jener Abänderung, welche die poetische Idealisirung zur Pflicht macht, entstand im Jahre 1803 Leonore. Ihr folgte, weil mein Mann es wünschte, und weil seine Freude an meinen Arbeiten mich hauptsächlich dazu antrieb, bald ein Bändchen der Idyllen, die ich meistens lange vor meiner Verheirathung gedichtet. Bald darauf erschien Ruth, die ich in einem sehr angenehm zugebrachten Winter zugleich mit Herrn Carl Streckfuß (bekannt durch frühere Werke, und jetzt durch seine meisterhafte Übersetzung des Ariost) der damahls in unserm Kreise lebte und eine Zierde desselben war, und gleichsam zur Wette mit ihm dichtete.

Um diese Zeit im Jahr 1804 verlor ich meinen edlen Bruder nach einer langen sehr schmerz=

haften Krankheit, nachdem auch ihm ein Paar Jahre früher seine sehr geliebte Frau der Tod entrissen, und die Wunden, welche jener Verlust schlug, nie ganz geheilt worden waren.

Der Nahme, welchen mir jene Arbeiten verschafften, und die Neigung meiner Mutter, welche auch die meinige war, gebildete Menschen um uns zu versammeln, hatten mittlerweile einen neuen Kreis sehr schätzbarer Männer um uns gezogen. Baron von Hormayr, Hofrath von Collin und sein Bruder, Regierungsrath von Ridler, Herr Director Vierthaler, Freyherr von Türkheim, Hofrath von Hammer, Director Füger, Herr Streckfuß, dessen ich schon erwähnte, und andre so wohl hiesige als fremde Gelehrte, oder sonst sehr gebildete Menschen, schloßen sich bald durch gesellige oder auch freundschaftliche Bande an uns. Baron von Hormayr fuhrte mich in das, von mir bisher nicht genug beachtete, Gebieth der Geschichte ein, er lehrte mich mein Vaterland mit ganz andern Blicken betrachten, er veranlaßte mich so wie mehrere seiner Freunde, uns vorzüglich mit der Geschichte Österreichs zu beschäftigen, und die Gegenstände unserer Arbeiten aus derselben zu wählen. So entstan-

den meine meisten Romanzen und manche Erzählungen, und so wurzelte auch die Liebe zu meinem Geburtslande, dessen schönste Epoche unter Maria Theresia und Joseph II. mit der goldenen Zeit meiner Jugend zusammenfiel, und zu dem Fürstenhause, dessen hohe schöne Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschwebten, wo ich mit meiner Mutter oft nach Hofe gekommen war, tief in meiner Seele.

Noch während der Lebzeit meines Bruders, und oft an seinem Schmerzenslager, um ihn zu zerstreuen, hatte ich Gibbons Geschichte vom Verfall des Römischen Reiches gelesen, und war von den kalten Ansichten, den schneidenden Urtheilen des sonst sehr geistreichen Verfassers über unsere christliche Religion tief verletzt worden. Der Wunsch, eine Geschichte zu erfinden, in welcher durch die Anordnung der Begebenheiten und die Richtung des Ganzen die Wahrheit ans Licht gestellt würde, welche eine unpartheyische Betrachtung der Geschichte uns lehrt, daß nähmlich das Christenthum höchst wohlthätig und beglückend auf die Veredlung der Menschheit gewirkt hat, gab die

Veranlassung zum Agathokles. Ich arbeitete über zwey Jahre daran, und er erschien 1808.

Das folgende Jahr 1809 war zu stürmisch für mein Vaterland, und daher zu schmerzlich für mich, als daß es irgend etwas von Bedeutung hätte in mir hervorbringen sollen. Aber im Winter 1810, nachdem jene Unglücksstürme vertobt hatten, und wir den traurigen Zustand unsers Vaterlandes mit Wehmuth betrachten konnten, regte jene allgemeine elegische Stimmung auch mich an, und ich schrieb die Grafen von Hohenberg, deren Elemente aus der Geschichte, den Gegenden und Sagen Österreichs zusammengesetzt sind, und die die Ansichten jener Zeit und ihre düstern Schatten, durch den Ton, der in ihnen herrscht, beurkunden.

Schon lange hatte mein Mann gewünscht, daß ich einmahl etwas dramatisches zu schreiben versuchen sollte. Mir schien diese Form die schwierigste; dennoch überwand der Wunsch, ihm Freude zu machen, meine Furcht, und ich arbeitete fast ein Jahr lang an dem Trauerspiel Germanicus, dessen Fehler ich jetzt sehr wohl einsehe, und weiß, was ihm gebricht, um theatralischen Werth zu haben. Mit der größten Vorsicht und unter dem strengsten Geheim-

niß wurde es der Direction uberreicht, und im December 1812 im k. k. Burgtheater aufgeführt. Der zwar nicht rauschende aber darum unpartheyische Beyfall, den es dennoch erhielt, munterte mich auf, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und so begann ich im verhängnißvollen Sommer von 1813 das Trauerspiel: Heinrich von Hohenstauffen. O wie viel heiße Thränen flossen dem Schicksal Deutschlands und meines Vaterlandes während der Beschäftigung mit den vier ersten Acten! Die Nachricht von dem Siege bey Kulm richtete zuerst den gesunkenen Geist wieder auf, und ich endigte den funften Act im Vorgefühl des Triumphs. Diesem Stücke ward eine Ehre und Aufnahme, deren sich nicht leicht ein Anderes erfreuen konnte; denn die Direction war so gütig, es zur Benefizvorstellung für die in der Leipzigerschlacht verwundeten Krieger, drey Tage nach der Ankunft des Couriers, während ganz Wien im Taumel der Freude schwamm, und halb Europa in unsern Jubel einstimmte, mit großer Feyerlichkeit aufführen zu lassen. Die vollständige Erleuchtung des Schauspielhauses, das Bild des Monarchen, welches während des Prologs auf dem Theater stand,

die Anwesenheit des ganzen übrigen Hofes, das Lied: Gott erhalte den Kaiser, das unter dem ungestümmsten Vivatrufen abgesungen wurde, Alles stimmte die Gemüther im Voraus günstig, das Stück wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, jede, einer Deutung fähige, Stelle aufgefaßt, und so konnte ich wohl sagen: die mit Thränen säeten, werden mit Frohlocken ernten.

Eine günstige Verkettung der Umstände, brachte mich auch in freundliche Verhältnisse mit den meisten und vorzüglichsten Schriftstellerinnen meines Vaterlandes. Frau von Batsany, mehr und früher unter ihrem Familiennahmen Fraulein von Baumberg bekannt, war in meiner Jugend eine meiner liebsten Gefährtinnen; ihre nachmahligen Schicksale führten uns auseinander. Späterhin lernte ich Frau von Weissenthurn, Freyinn Maria von Zay, Frau von Neumann und Fräulein Therese von Artner, in der literarischen Welt bekannt unter dem Nahmen Theone, kennen und achten, und mit der letzten verband mich eine wunderbare Übereinstimmung der Gemuther zu einer innigen Freundschaft. In allen diesen Frauen lebte

jene Achtung für echte Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ordnung, welche allein, nach meinem Gefühl, weiblicher Schriftstellerey ihren wahren Werth und den Freybrief gibt, unter welchem sie sich, ohne gerechten Tadel zu fürchten, der Welt zeigen darf.

Noch hatte bis zum Jahr 1815 der gütige Himmel meiner trefflichen Mutter das lange ehrenvolle Leben in ziemlich heitern Schicksalen gefristet, bis sie, die die Stürme des Vaterlandes mitgetragen, auch seine Rettung und seinen erneuerten Glanz wieder gesehen. Sie starb im Jänner des obengenannten Jahres, bey übrigens vollkommner Gesundheit, und im Besitz aller ihrer reichen geistigen Kräfte, geachtet und verehrt von Allen, die sie gekannt, ganz so, wie sie es oft gewünscht, an einem Schlagfluß, mitten in dem regen freudigen Leben, welches der Congreß zu Wien verbreitete, dessen mancherley Annehmlichkeiten durch interessante Bekanntschaften und lebhafte Geistesanregungen sie noch in ungestörter Heiterkeit genossen hatte.

Seitdem habe ich manche Erzählung, einige dramatische Arbeiten, und bey geselligen und öffentlichen Veranlassungen manches klei-

ne Gedicht gemacht, und die Sammlung meiner Arbeiten ist in vier und zwanzig Bänden erschienen. Meine letzte größere Arbeit bis jetzt, und wahrscheinlich wohl für mein Leben, welches sich schon jenem Alter naht, wo man sich freywillig ein Ziel stecken soll, um sich nicht selbst zu überleben, war der Roman in vier Bänden: Frauenwürde, in welchem ich manche Beobachtung und Erfahrung meines ziemlich langen Lebens ebenfalls mit Veränderungen niedergelegt habe, welche Klugheit und poetische Behandlung unerläßlich machten. Möchte er das Gute stiften, welches ich dabey beabsichtigt, und indem ich ihn durch die zweyte Hälfte das Motto aus Schillers Braut von Messina: Der Übel größtes aber ist die Schuld, gleichsam zum Gegenstücke des Agathokles bestimmt habe, auf dem die erste Hälfte jenes Spruches steht, mir auch so viele Freude und Beruhigung, wie dieser gewahren, aus welchem manches leidende Gemüth, wie mir zu oft schriftlich und mündlich versichert worden ist, als daß ich es bloß für Schmeicheley halten sollte, Trost, manches zweifelnde Ruhe geschöpft hat, und manches gute Herz mir in der Ferne gewonnen ward!

Zwey Briefe

über

die Stoa und das Christenthum.



I.

Lucidor an Adrast.

Es war eine Zeit, mein verehrter, väterlicher Freund, wo das Wohlwollen des Himmels mir vergönnte, in Ihrer Nähe leben, mit jedem Zweifel oder Anliegen meines unerfahrenen Herzens zu Ihnen flüchten, und mir bey Ihnen Rath und Beruhigung hohlen zu können. Diese wahrhaft schöne Zeit ist vorbey, ich bin Ihrer unmittelbaren Leitung entwachsen, und nun sollte ich doch meinen, das Bedürfniß dieses Rathes hätte mit jener Epoche aufgehört; der Jüngling, der seinen Standpunkt in der Welt bereits erkohren, seinen Wirkungskreis eröffnet hat, sollte auch in moralischer Hinsicht allein stehen, und in der eignen Brust den Gott suchen und finden, der ihn in jedem vorkommenden Falle sicher und fest durchs Leben leiten

könnte. Das hoffte und glaubte ich auch, und glaubte es um so sicherer, als schon in früherer Jugend, sobald ich mich unter Ihrer Anleitung mit den Alten vertraut gemacht hatte, jene Philosophie und Ansicht der Welt und unsers Verhältnisses gegen den Urheber des Ganzen mich unwiderstehlich angezogen, und gleichsam alle meine Seelenkräfte gefangen genommen hatte, in welchen ich die festeste und unwandelbarste Richtschnur für mein ganzes Leben zu finden, und sie ferner praktisch auszubilden und in meinen Handlungen darzustellen mir mit Zuversicht schmeichelte. Die Stoa war es, deren strenge und erhabene Lehren mein damahls noch unerfahrnes Gemüth blendend anstrahlten, deren ernste Forderungen mich hinrissen, deren glänzende Bilder von menschlicher Würde, und den Kräften, welche in uns liegen sollten, mir ein schmeichelhaftes Gefühl meines eigenen Vermögens, und, indem sie unendlich viel von der sterblichen Natur forderten, ihr eben dadurch die Gewährleistung ihrer eingebohrnen Kraft, und hohen Bestimmung gaben. Unterwürfig gegen jene unbekannte Macht, die das Weltall nach eigenen, von ihr selbst gegebenen und unabänderlichen, Gesetzen regiert, und welche ab-

wechselnd Schicksal, Vorsicht genannt wurde; überzeugt, daß ich auf nichts zählen konnte, was außer mir lag, und nicht von meinem Willen abhing; gestählt gegen das Glück, das mir nichts von dem rauben konnte, was wahrhaft mein war; nicht unempfindlich aber unüberwindlich gegen den Schmerz, den ich für kein wahres Übel erkannte, kämpfte ich muthig, aber oft mühevoll, gegen die Verlockungen der Sinnlichkeit, die Verführungen fremden Beyspiels, die eigene Schwäche des Temperaments und der Leidenschaften, nahm mein Gefühl unter der strengen Nothwendigkeit gefangen, gestattete mir keine Klage, und hielt mich für keine ernste Ausnahme von den ernsten Gesetzen, denen Alles unterworfen ist, was sterblich ist, achtete in meinen Nebenmenschen die Würde der menschlichen Natur, betrachtete die Güter der Welt, selbst die edelsten und besten, wie Freundschaft und Liebe, als ein geliehenes Gut, das das Schicksal wieder fordern konnte, wie es sie gegeben, und hielt mich in stiller Vergegenwärtigung dieses möglichen Verlustes, zur willigen Entsagung bereit. Den Tod fürchtete ich nicht; denn er war mir entweder der Geburtstag der Ewigkeit, oder we-

nigstens das Ende aller irdischen Mühseligkeiten, und ich glaubte ihn auf keine Art vermeiden zu müssen. So meinte ich für mein Wohlseyn auf dieser Welt, und meine Hoffnungen nach dem Tode mit gutem Erfolge gesorgt und meine Seelenruhe, diese würdigste und allein ziemende Stimmung des Weisen am besten befestigt zu haben. Ich war nicht glücklich; aber sollte das der Staubgeborne seyn? Indessen glaubte ich doch ruhig und mit mir selbst Eins zu seyn.

Vor der christlichen Religion, in welcher ich erzogen, und in früher Kindheit sorgfältig unterrichtet war, lebte eine tiefe Ehrfurcht in meiner Brust; doch hatte ich sie seit jener Zeit nur in ihren Hauptzügen betrachtet, ohne mich um den Grund ihrer Lehren und ihre eigenthümlichen Forderungen viel zu bekümmern, indem ich diesen im Allgemeinen durch Gott fürchten, Recht thun und Niemand scheuen ein volles Genüge zu leisten vermeinte, und in den Grundsätzen jener philosophischen Secte, zu welchen meine ganze Individualität sich mächtig hinneigte, keinen Widerspruch mit ihren Lehren im Allgemeinen fand. Es war der Geist der Zeit, der mich damahls, wie alle meine Zeit-

genossen, beherrschte. Ich bekannte mich zur christlichen Religion, weil ich in derselben geboren worden war, weil meine Vorvater, weil meine Mitbürger sich dazu bekannten, und ich hatte mich, wie ich damahls glaubte, mit eben der Ruhe und dem Nutzen fur mein Seelenheil auch in der mohamedanischen Religion befinden und betragen können, wenn es das Schicksal gewollt hätte, daß ich in Constantinopel geboren worden ware. Ich wußte ja — Religion, Erfahrung und Bewußtseyn sagten es mir — daß Gott nicht aufs Äußerliche sieht, daß in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm, und nur die Schuld der Übel Größtes ist.

So durchlebte ich, frey, sicher, und mit mir selbst einstimmig die Jahre des Erkennens, Strebens und ruhriger Wirksamkeit auf den Universitäten, unter kräftigen Gefährten und lebensmuthigen Freunden, welche alle, mehr oder minder deutlich, nach Charakter und Bildungsstufe ihres Geistes, sich zu demselben Systeme bekannten, und es in einer rüstigen Weltansicht und Lebensweise befolgten. Damahls waren Sie noch Zeuge meines Thuns und Denkens, ließen mich gewahren, Geist und Gemuth

sich frey entfalten, und hatten früher denselben Grundsätze gegeben, die Sie, das wird Ihnen mein Herz ewig danken, keine schädliche Richtung fürchten ließen, indem zugleich in schwierigen Fällen Ihre freundschaftliche Theilnahme wie Ihr väterlicher Rath mir immer nahe und zugänglich war. Goldne Zeit einer frischen, kräftigen Jugend und innerer Sicherheit! Wie ein verschwundenes Paradies liegt sie hinter mir!

Zurückgekommen aus diesem bewegten Leben, unumschränkter Herr meines Vermögens, in die bürgerliche Wirksamkeit meines Berufs eingetreten, in meiner Vaterstadt von tausend früher bestandenen, oder jetzt erst angeknüpften Beziehungen und Berührungen angesprochen, fing ich an, in der neuen Welt, die mich umgab, mich umzusehen. Andere Sitten, andere Ansichten, als die mich auf der Universität umgeben hatten, gewahrte ich von allen Seiten, und mit Erstaunen, ja im Anfange mit Widerwillen bemerkte ich den überall vorschlagenden Geschmack der Zeit für tiefere Religionsbegriffe, ja für Mysticismus, den wir Bursche so oft in Spott von dem Englischen Mist (Nebel) abzuleiten gepflegt hatten. Mißbilligend wand-

te sich mein Geist, an Philosophie und freye Untersuchung gewohnt, von diesen auf blinder Unterwürfigkeit und unentwickelten Gefühlen beruhenden Zufriedenheit der Gemüther ab. Ich wollte nichts von alle dem wissen, ich suchte es zu bekämpfen, wo es mir entgegen trat, und in diesem Kampfe selbst ward es, durch die Beschäftigung meines Geistes damit, dennoch unwillkührlich ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, meiner Untersuchung. Geistreiche, würdige Männer traten zuweilen als meine Gegner auf, welche mir bisher ganz unbekannte Aussichten, wie in eine mir gleichsam fremde Welt überirdischer Hoffnungen, frommen Friedens, und innigeren Umgangs mit der Gottheit öffneten. Es wurde mir klar gemacht, daß derjenige, der über so Manches, was ihm ferne gelegen, reif und streng nachzudenken für seine Pflicht gehalten hatte, sich nicht der viel höheren entziehen könne, auch dasjenige seiner ernstesten Untersuchung zu würdigen, was für jeden denkenden Menschen das erste und wichtigste sey, unser Seelenheil, wie die Frommen sprechen — die Auseinandersetzung unserer Bestimmung hiernieden, und unsers wahren Verhältnisses zur Gottheit und zu dem großen

Ganzen, wie der Philosoph sagt. Man gab mir Bücher, man redete darüber mit mir, Gedanken erwachten, verklungene Gefühle wurden laut, manches Bild frommer Kindheit kehrte zurück, und bald fand ich mich umfangen von Begriffen und Empfindungen, die theils neu zu mir gekommen, theils alt, und wie aus tiefem Schlafe erwacht, hell und doch verwirrend vor mir standen. Ich sah meine bisher treue Begleiterinn, die stoische Philosophie, unwillig in ihren rauhen Mantel gehüllt, aus diesem Kreise blinden Glaubens und sclavischer Demüthigungen sich entfernen. Sie konnte nicht mehr bleiben, ihr Scheiden that mir weh, und durfte ich es verhindern? Es erhob sich ein Kampf in mir, der noch nicht geschlichtet ist, und den allein zu schlichten ich mich außer Stand fühle. Das ist es nun, warum ich zu Ihnen komme, um, wie ich am Eingange meines Briefes sagte, das alte Verhältniß zu erneuern, und jetzt, wo ich allein stehen, und meine innere Ruhe längst begründet haben sollte, wieder bey Ihnen Rath und Hülfe zu suchen.

Ich erkenne, daß es nicht mehr beym Alten bleiben kann. Das Christenthum ist mir in ei-

nem Lichte, in einer Würde und strengen Hoheit erschienen, worin ich es früher nicht gekannt, wovon in meiner Kindheit nur fragmentarische Ideen, einzelne Strahlen, wenn ich so sagen darf, in das Dunkel meiner Seele fielen, aber doch fest genug hafteten, um jetzt wieder in alter Klarheit hervorzubrechen, und ein ganzes Gefolge verklungener Gefühle mitzubringen, die mit ihnen erwacht waren. Ich kann mich diesem Lichte nicht entziehen, das in mein geistiges Auge dringt; ich kann nicht läugnen, was seit achtzehnhundert Jahren überzeugend genug seine Kraft zur Veredlung und Beruhigung der Menschheit erwiesen, was in seinen Grundzügen zu bezweifeln mir ohnedieß nie eingefallen war, und was eigentlich Niemand bezweifeln kann, der nicht allem historischen Glauben den Abschied geben, und einen Skepticismus einführen wollte, den man sich bey keiner andern Wissenschaft erlauben, und durchaus im Verkehr des gewöhnlichen Lebens unstatthaft finden würde. So weit war ich leicht zum Einverständniß und zur Billigung alles dessen, was mir Menschen und Bücher sagten, zu bringen. Aber nun ging es weiter. Auf diesen Grundlagen wurde ein System aufgeführt, zu for-

dernd, zu demüthigend, als daß es dem Lehrling der Stoa hätte gefallen können, und zu consequent, als daß es nicht der Verstand, trotz allen Einwendungen, welche vorgefaßte Gunst und Meinung machten, hätte gelten lassen, und noch bewundern müssen. Welche Folgerungen und mit welcher Strenge man sie daraus zieht, zeige ihnen folgende Stelle, die ich im deutschen Musäum, Jänner 1812, über Fr. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung gefunden.

» — — — — Die stoische Tugend, durch welche der vollkommene Mann im Bewußtseyn der eigenen Kraft sich selbst bezwingt und beherrscht, der Natur getreu und dem Schicksale gehorchend, die Gottheit in der eigenen Brust verehrend, nur im Bewußtseyn und im innern Hochgefühl den Lohn suchend, und, wo dieß versagt ist, durch einen selbstgewählten Tod sich selbst befreyend, — und die christliche Frömmigkeit, welche in Demuth und Ergebung, voll ängstlicher Sehnsucht und kindlicher Furcht auf höhere Mithülfe und göttliches Mitleid vertrauend, sich selbst zu entfliehen, und die verlorne Seligkeit wieder zu er-

langen trachtet, Beyde sind eben so verschieden, wie das alte Fatum, ein nothwendiges Wesen ohne Persönlichkeit und ohne Mitgefühl, und der lebendige Gott der Gerechtigkeit und der Gnade, mit welchem das Christenthum uns in Verbindung setzt, eben so verschieden, wie ein eitles Wissen, das sich in leeren Formen und Formeln aufbläht, und das Ahnen Gottes in einem erleuchteten Geiste, und sein Hinblicken und sich Verlieren in die unerforschten Tiefen seiner Barmherzigkeit, kurz, so verschieden, wie Vernunft und Offenbarung.«

So sollen wir also gar nichts aus uns selbst vermögen? So soll Zernichtung unseres Willens (bisher mein stärkster Schild und meine Schutzwehr gegen Unglück und Unbild) eine nothwendige Leistung unserer Demuth und Selbstkenntniß seyn? Alle unsere Kraft, ja jede gute Regung und jeder Antrieb zum Rechten soll Geschenk des Himmels, unverdiente Gabe, freye Gnade seyn? Von uns soll nichts als Böses stammen, unser Streben nichts, oder wenn Etwas, doch nichts Gutes seyn? Nur Verderben und Sünde, angeerbt vom ersten Stammvater unsers Geschlechts, nur Tod soll in uns seyn; wir sollen Leben, Tugend, Wür-

de, Verdienst von Oben erhalten, und zum Sühnopfer eines Gottmenschen unsere Zuflucht nehmen müssen, um nicht ganz verworfen zu seyn?

Furchtbare Lehre! Vernichtender Ausspruch! Und jene Kraft, die mich erhob und trug, und jener freye Wille, der unerschüttert und gegen Schicksal, Menschen und Naturkräfte unbezwingbar da stand, und jene Selbstgenügsamkeit, die auf sich selbst beruhend, zu ihrem Glück wie zu ihrer Würde und Selbstschätzung nichts außer sich bedurfte, und jener erhebende Gedanke, in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit unsere Ansichten, in ihren Gebothen den Ausspruch unserer Erkenntniß zu finden; Alles dieß wäre ein Irrwahn, stolze Anmaßung, nichtiger Traum heidnischer Aufgeblasenheit?

O Adrast! Adrast! Mein theurer Lehrer! Sehen Sie Ihren ehemahligen Schüler jetzt wieder, wie so oft in früherer Zeit, Raths bedürftig vor sich! Er findet sich in einem Labyrinth befangen, aus welchem seine Vernunft ihm keinen befriedigenden Ausweg zeigt; er sieht sich in der harten Nothwendigkeit, ein lange mit Liebe, und, wie er hoffen durfte, mit glücklichem Erfolge gehegtes System, das

ihm, wo nicht Seligkeit und süßen Frieden, doch feste Haltung und eine sichere Richtschnur seines Verhaltens gewährte, aufopfern, und seine Selbstständigkeit, gewiß das Höchste, was der Mensch besitzt, an eine unerbittliche Lehre verlieren zu müssen, die, wenn man ihr einmahl die ersten Elemente zugibt (und zugeben muß) mit unausweichbarer Consequenz daraus folgende Schlüsse zieht, und uns keine Ausflucht, ja nur die Wahl läßt, entweder Alles anzunehmen, oder Alles zu verwerfen. Zu Ihnen flüchtet daher mein Geist. Öffnen Sie mir einen Weg, zeigen Sie mir einen leitenden Faden, und dankbar, wie ehemahls der Jüngling, wird der reifende Mann die Ruhe seines Gemüths von Ihnen empfangen!

II.

Adrast an Lucidor.

Ihr Brief, mein jugendlicher Freund, hat mir eine halb ernste, halb frohe Stunde gemacht. Mit Vergnügen sah ich mich durch denselben wieder in die gute Zeit versetzt, wo wir zusammen lebten, ich der Vertraute Ihrer Gedanken, Gefühle und Zweifel war, und Sie, trotz mancher unwilligen Regung, mit der Sie zuweilen meine strengeren Ansichten aufnahmen, doch dem ältern Freund kindlich zugethan blieben. Zugleich aber kam eine wehmüthige Empfindung über mich. Ich sah Sie nun auf dem Scheidewege, oder vielmehr in dem unausweichbaren Übergang, zu welchem Jeder gelangt, der nicht gedankenlos durchs Leben zu gehen gewohnt ist. Längst schon hatte ich Sie auf selbem erwartet, längst der Periode entgegengesehn, die nun

eingetreten ist. Die heitere Zeit munterer, unbekümmerter Jugend ist vorüber, die Welt in ihren wahren Verhältnissen macht ihre Ansprüche an Sie geltend. Was Ihnen einst an Grundsätzen und philosophischen Ansichten genügte, weil es für Ihren damahligen Bedarf ausreichte, halt nun nicht mehr Stich. Die Natur des Menschen, die gesellschaftlichen Beziehungen sind anders, als Sie sie auf der Universität sich dachten, und in den vielfach verschlungenen Berührungen wollen jene scharf durchschneidenden Lehren, die manchen Knoten des Moralgesetzes, statt ihn zu lösen, durchhieben, nicht mehr passen. Der Weltglaube, wenigstens der abendländischen Welt, in der wir leben, tritt lebendig vor Sie hin; Sie können sich seinen Einflüssen, die Sie rings umfangen, nicht entziehn, Zweifel steigen auf in Ihrer Brust, das Alte fällt, wie loses Tünchwerk, ab, und das Neue sich anzueignen und sich bequem darin zu bewegen, ist Ihnen noch nicht möglich.

Das ist ein Zustand, den ich wohl kenne, in dem ich mich ebenfalls befunden, und Sie theilen, wie meine Erfahrung mich lehrt, hierin nur das allgemeine Schicksal jedes besseren Gemüths. So wie es aber eine angenehme Be-

schäftigung, ja eine Art von Pflicht für den Reisenden ist, der einen gefahr- oder beschwerdevollen Weg glücklich zurückgelegt, seine Begegnisse, so wie die Kräfte und Mittel, die er angewandt, um sich mit Erfolg durch dieselben durchzuhelfen, dem Nachfolger freundlich mitzutheilen, so fühle ich mich jetzt von Ihren Klagen aufgefordert, Ihnen die Ansichten zu eröffnen, die mir einst in gleichem Falle erleuchtend aufgingen, und Sie auf den Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus, wie ich hoffe, das gehörige Licht in die dunkeln Räume fallen, die verworrenen Begriffe sich an ihren wahren Platz ordnen, und die ganze ängstliche Ungewißheit sich zu Ihrer Zufriedenheit auflösen soll. Ich will es, ich wünsche es wenigstens. Gelingt es mir nicht, so glauben Sie gewiß, mein Freund, daß die Schuld nicht an der Sache, sondern an meiner Auffassung liegt, und daß ich nur nicht im Stande bin, was hell und deutlich in meinem Innern steht, Ihnen auch eben so hell vor die Augen des Geistes zu stellen.

Sie klagen über den auffallenden Widerspruch, den Sie zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums, wie zwischen den ganz entgegengesetzten Forderungen finden, die jede

derselben an die moralische Kraft des Menschen stellt. Sie meinen, es wäre unmöglich beyden zugleich zu dienen, Sie können sich auf dem Puncte der geistigen Erleuchtung, auf dem Sie jetzt stehen, nicht den Anforderungen des Glaubens Ihrer Väter entziehen, und es thut Ihnen leid, nicht allein den ernsten Lehren, die Ihnen einst Sicherheit des Handelns gewährten, zu entsagen, sondern diese noch dazu auf gewisse Weise verunglimpft, ja verdammt zu sehen.

Wenn ich Ihre Gemüthslage so erwäge, finde ich Sie, junger geliebter Freund, allerdings zu beklagen. Aber lassen Sie uns sehen, ob, was so schlimm scheint, denn auch wirklich so schlimm ist, und ob sich nicht ein Mittelweg finden lasse, diese beyden streitenden Kräfte zu vereinigen, und aus Beyden zusammen ein Ganzes zu machen, so, daß der Christianismus mit freundlicher Toleranz die bekehrte Heidinn unter seine Fahnen treten lasse, und die Stoa gern ihrer antikbarschen Weise, ihrem ungemessenen und u n g e g r ü n d e t e n Stolz entsage, um aus jener Händen sanftere Tröstungen und seligere Hoffnungen zu empfangen.

Es ist unstreitig, daß die großen Fragen:

Wer bin ich? Woher bin ich? Wohin gehe ich? den Ursprung und Inhalt aller Religionen, so wie aller philosophischen Systeme ausmachen, und der Zweck beyder: die Erreichung der möglich größten Glückseligkeit ist, Glückseligkeit in höherm oder gemeinerm Sinne, je nachdem das Gemüth des Philosophen seinem erhabenen Ursprunge näher oder ferner stand, und die Befriedigung des uns Allen angebornen Durstes nach Glückseligkeit in innern oder äußern Gütern suchte. Auch die Religionen, so verschieden sie nach Zeiten, Räumen, Völkern waren, sind alle zusammengesetzt aus mehr oder minder dunkeln Vorstellungen von einem unbekannten, mächtigen Wesen, dessen unentfliehbare Gewalt der Wilde in den Einflüssen der Jahreszeiten, der Elemente u. s. w. fühlte, von unsern Pflichten gegen dasselbe und unsere Nebenmenschen, und von einer gerechten Vergeltung unserer guten oder bösen Handlungen in dieser und jener Welt. Sie streben Alle nach demselben Ziele, nach Glückseligkeit, die sie ihren Sterblichen entweder bloß hier oder auch jenseits in einem künftigen Daseyn verheißen.

So lange die Cultur des gesammten Men-

schengeschlechtes noch nicht jene Stufe erreicht hatte, wo der Geist, auf Kosten seines irdischen Gefährten ausgebildet und gepflegt, in eine Art von streitendem Verhältniß mit ihm tritt, so lange die Götter, nur um weniges über die Menschen erhaben, eigentlich bloß eine Personification erhöhter, physischer Kräfte, der einzigen, welche den rohen Sterblichen wichtig schienen, waren; so lange die Sclaverey des zahlreichsten Theiles der Menschheit, durch Übernahme der beschwerlichsten Arbeiten, der Classe der Freyen den Aufschwung ihres Geistes viel leichter und heiterer machte; so lange endlich eine der Natur nähere Lebensweise, Gymnastik, Baden und Bewegung in freyer Luft die Gesundheit aufrecht, und die Ausbildung des Körpers mit der geistigen ziemlich parallel erhielt, so lange blieb auch der Mensch in Harmonie mit sich und der äußern Welt, war ein vollständig entwickeltes Wesen, sah sich selbst und Alles um sich her in objectivem Lichte, suchte sein Glück im irdischen Wohlbefinden, und stellte sich seinen Zustand nach dem Tode als eine Fortsetzung seines gegenwärtigen Lebens vor, wo Lohn und Strafe ebenfalls nach sinnlichen Begriffen zugemessen waren. Noch

ahneten nur wenige höhere Geister ihre eigentliche Bestimmung, und fühlten den Gegensatz der Realitat mit der Idee, und diese seltenen Menschen, wie Socrates, Pythagoras, Plato, stehen noch jetzt wie einsame Cedern über das niedrige Gebüsche erhaben, von ihrer Mitwelt meist unverstanden, vor uns, und zeigen, daß jener moralische Dualismus des Menschen wohl tief in seiner Natur vorhanden, aber von Sinnlichkeit und voller Genußfahigkeit übertäubt war.

Als die Cultur nach und nach in Jahrhunderten weiter schritt, die römische Welt durch ungeheure Eroberungen, ungeheure Verbrechen und ungeheure Schwelgereyen von der ehemahligen Höhe republicanischer Tugenden herabgesunken, von nichtswürdigen Tyrannen unter die Füße getreten, und schon nahe daran war, eine Beute der sie umlaurenden Barbaren zu werden, da wurde, was bisher nur einzelne Wenige erkannt hatten, allgemeineres Dafürhalten, daß nähmlich die wahre Glückseligkeit so wie die wahre Würde des Menschen, ohne welche jene nicht dauernd seyn kann, nicht im Genusse sinnlicher Freuden, und auch nicht in jener klugen Mäßigung desselben, die Epikur lehrte, bestehen könne. Ein schmerzliches Ge-

fühl ließ sie die verlorene Würde ihrer bessern Ahnen, die gebrochene Freyheit ihres Vaterlandes beklagen. Rom war unterjocht, die Zeit ernster Tugend und erhabener Selbstständigkeit vorüber, der bessere, vom Zeitalter nicht, oder nicht so sehr befleckte Römer strebte ein Schattenbild der verlorenen Größe, die er außer sich vergebens suchte, in sich darzustellen.

Der Mensch konnte, folglich sollte er frey seyn, auch wenn er in Ketten geboren war. Der Sclave Epiktet war ein solcher Freyer, und die stoische Philosophie, zu welcher er sich bekannte, der sicherste Weg, um zu dieser innern Unabhängigkeit zu gelangen, nachdem die äußere zu Grunde gegangen war. So war Cato, der letzte Römer, ein stoischer Philosoph, von welchem Lucian sagt *): Sein Mahl war, den Hunger zu stillen, und seine kostbare Kleidung, eine zottichte römische Toga, um die Glieder geschlagen. Er konnte die Frey-

---

*) Huic epulae, vicisse famem; magnique panates,
Submovisse hyemem tecto; pretiosaque vestis,
Hirtam membra super Romani more Quiritis
Induxisse togam.

Lucan. II. 384 — 387.

heit, deren Ideal in seiner Brust lebte, nicht mehr in der wirklichen, verderbten Welt herstellen, und entzog sich der Dienstbarkeit, die dem Vaterlande und ihm drohte, durch den Tod.

Auch andere reiche und vornehme Römer, an ihrer Spitze Seneca, der Philosoph, fühlten schneidend den Gegensatz von der alten, freyen, tugendhaften Zeit zu der Entartung ihrer Umgebungen, sie straften diese in ihren Reden und Schriften, wie aus dem finstern Tone des Tacitus hervorgeht, der überall, und besonders in den Sitten der Germanen, seinen Landsleuten einen strafenden Spiegel vorhält, und suchten sich von den unsichtbaren aber drückenden Fesseln der Leidenschaften, Lüste, Gewohnheiten, der falschen Scham des Zeitalters (wenn man Säculum so übersetzen darf) welche sie Andere neben ihnen zu Boden, und unter das Joch der Tyrannen beugen sahen, zu befreyen. Sie strebten ihre Ruhe, ihre Selbstständigkeit und innere Würde herzustellen und zu behaupten, weil sie nur in denselben ein wahres Glück zu finden wußten, sie erkannten die Unzulänglichkeit aller äußern Mittel zu diesem großen Zwecke, ein höheres Licht erleuchtete sie nicht, von Nirgends her wußten sie Kraft

und Unterstützung zu hohlen; so suchten und fanden sie sie (wenigstens zum Theil) in der eigenen Brust, in dem starken Willen. Aus dieser kleinen aber kräftigen Wurzel sollte sich nun der Baum der Glückseligkeit erheben, und allen Stürmen des innern und äußern Lebens Trotz biethen. Nichts war Übel als das Unrecht, Unabhängigkeit von äußerer Gewalt und innern Leidenschaften das höchste Gut, und jene (die äußere Gewalt) nicht mehr zu fürchten, sobald uns keine falsche Ehre, keine Furcht vor Schmerz und Tod beherrschten. Wer zu sterben wußte, durfte nicht dienen; wer keines äußeren Guts bedurfte, bedurfte auch keines Gönners, keiner Unterstützung, konnte Königen trotzen, und die Trümmer einer stürzenden Welt furchtlos über sich zusammenbrechen sehen *).

So war die kalte, helle Höhe beschaffen, auf welche der Stoiker sich zu erheben trachtete. Ob er, ob je ein Mensch sie erreicht habe, erreicht haben könnte, und von welchen Wirkungen es aufs Ganze gewesen wäre, wenn dieses

*) Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Horat.

System allgemeine Richtschnur fur Viele oder Alle geworden wäre, wollen wir später untersuchen. Jetzt sey es genug, zu zeigen, daß sie etwas Großes, Edles gewollt, und was auch dem Sinn, nicht bloß den Worten nach (wie der heil. Franciscus von Sales einmahl bey einer ähnlichen Gelegenheit zu dem Bischof von Belley sagte) doch nicht so ganz verschieden von den Lehren unserer heiligen Religion, keineswegs aber ihnen so ganz entgegengesetzt war, wie jene Stelle aus dem Musäum behaupten will. Hier ist die Meinung des frommen Bischofs von Genf *), eines Mannes, der als Mensch, als Christ, als Priester und als Gelehrter uns eine helle Leuchte auf dem Lebenspfad seyn kann, aus dessen Schriften ich manchen Trost, manche Erhebung, manche heilsame Vorschrift oder Lehre geschöpft habe, und die ich Ihnen hiermit sehr eifrig als ein überaus nützliches Buch empfohlen haben will.

»Einst fragte ich ihn (es ist der Bischof von Belley, welcher spricht) um seine Meinung über folgenden Satz des Seneca: »Wer sich irdener

*) Esprite de François de Sales.

Gefäße so zufrieden und genügsam bedient, als wenn es silberne wären, ist großherzig; viel großherziger aber ist der, der auf silbernen eben so gleichgültig speiset, als wenn es irdene wären.« Er gab mir zur Antwort: »Dieser Philosoph hat Recht, so zu sprechen; denn der Erste hüllt sich in eine leere, eingebildete Größe, die leicht zur Eitelkeit verleiten kann; der Zweyte hingegen beweist, daß er viel zu hoch stehe, als daß Reichthümer ihm von größerm Werthe seyn sollten, als der Staub auf den Straßen.«

»Da ich aber hierauf fortfuhr, diesen Philosophen zu preisen, und meinte, seine Sätze näherten sich sehr denen des Evangeliums, antwortete er: »Ja, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach.« Warum das? fragte ich ihn. Weil, erwiederte er, der Geist des Evangeliums will, daß wir uns selbst verlassen, um uns der Tugend und Christo zu ergeben, daß wir uns selbst verläugnen, um allein und gänzlich nur von seiner Gnade abzuhängen, wo hingegen dieser Philosoph uns immer auf uns selbst zurückweist, und nicht will, daß seine Anhänger ihre Zufriedenheit und ihr Glück wo anders hernehmen, als eben aus sich, was doch ein

augenscheinlicher Hochmuth ist. Der weise Christ muß in seinen eigenen Augen geringe seyn, so geringe, daß er sich fur nichts achtet; statt dessen will dieser Philosoph, der Weise soll sich einbilden, über alle andern Wesen erhaben, der Herr des Weltalls, und der Schöpfer seines eigenen Glückes zu seyn. Eine unerträgliche Eitelkeit!«

Sie sehen aus dieser angeführten Stelle, daß manche Andere, so wie der hier zurecht gewiesene Herr Bischof von Belley, so ziemlich meiner Meinung waren, und zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums viele Ähnlichkeit fanden. So wenig ich nun mich anmaßen möchte, einen Mann, wie der heil. Franciscus von Sales, der in so vielen Beziehungen hochehrwürdig vor uns steht, zu widersprechen, so wage ich doch zu behaupten, daß er bey diesem Ausspruche selbst zu sehr bey den Worten der Stoiker stehen geblieben sey, und ihren wahren, tiefen Sinn, den Quell, woraus ihre Sehnsucht, so wie ihr Bestreben, diese zu stillen, geflossen ist, einer genauern Prüfung nicht recht gewürdigt habe. Jene Stelle aber in dem Musäum scheint mir ganz oberflächlich und bloß darum geschrieben worden zu seyn,

um den Christianismus auf Kosten der erhabensten, und von alt und neuer Zeit verehrten Philosophie ein wohlgefälliges Opfer zu schlachten. Nein, mein jugendlicher Freund, wohl verschieden, aber nicht entgegengesetzt in ihren Grundmeinungen finde ich Stoa und Christenthum. Die Sehnsucht nach einem bessern Zustande, als die Erde geben konnte, war damahls in den edlern Gemüthern aufgewacht. Düster und bitter gestimmt von dem Anblick der sie umgebenden lastervollen Welt, strebten ihre Seelen aufwärts in unbekannte Höhen; ein Widerspruch zwischen Geist und Fleisch wurde ihnen dämmernd klar, eine Ahnung von einem höhern Frieden, als den die Welt gibt, schwebte ihnen vor. Sie tappten im Dunkel, aber ihr Wille war der rechte; und hätte das Licht des Christenthums dazumahl vom Osten her, wo es der beglückten Erde aufging, seine Strahlen bis zu ihnen übers Meer verbreitet gehabt, aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie den verwandten Geist, der in demselben weht, anerkannt, und begierig aufgefaßt haben. Werfen Sie mir nicht ein, was jene zwey angeführten Stellen auszusagen scheinen, daß der Hochmuth des Stoikers dem demüthigen Geist des

Christenthums zuwider, und ein Hinderniß für diese eitlen Menschen gewesen wäre, das Kreuz auf sich zu nehmen und ihrem Meister nachzufolgen. Der echte Stoiker, der es nicht den Worten, sondern der tiefen Ahnung vor etwas Höherm in der Natur und der Sehnsucht darnach war, würde leicht den wahren Geist erkannt, und den Weg eingeschlagen haben, der ihn viel sicherer, viel sanfter und viel trostreicher an sein erhabenes Ziel führte. Gern würde er auch sein Nichts und die Fehlbarkeit seiner menschlichen Natur erkannt haben, sobald die Idee eines allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden, und allliebenden Gottes sich seinem Geiste lebhaft dargestellt, und ihm seine Abhängigkeit, seine Unbedeutenheit, seine Werthlosigkeit, aber trotz allem diesem auch den allbarmherzigen Vater, der seine fehlenden Kinder liebt, gezeigt hätte.

Vor diesem Gotte, der unsere Herzen prüft, und jeden unserer Gedanken kennt, dem wir nicht entfliehen können, wenn wir auch in die Tiefe des Meeres, oder in die Höhe der Himmel stiegen *), der den Wassern gebothen

*) Ps. 138.

hat: Bis hierher und nicht weiter *), der die Berge anruhrt und sie rauchen **), der seinen Odem wegnimmt, und die Creatur stirbt ***) — würde jeder eitle Gedanke, der auf sich selbst wurzelte und thronte, vergangen seyn, und der bekehrte Philosoph mit Freuden uber diese Erkenntniß ausgerufen haben: O Herr! Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Nicht mehr in mühsam gehaltener Kraft, der die rebellische Natur und die Macht der Leidenschaft sich in jedem unbewachten Augenblick zu entziehen streben; nicht in ewigen Kämpfen mit blindwaltenden Naturkräften; nicht mehr in trostloser Resignation, leiden zu müssen, weil es nach den Gesetzen der Körperwelt nicht anders möglich war; nicht mehr mit der stolzen Fassung, sich nach einem unbefriedigenden, vielleicht schmerzvollen Leben zum ewigen Schlafe niederzulegen, hinter welchem nur Wenige eine bessere Zukunft ahneten; nicht mehr auf sich und seine Kraft allein beschränkt, durfte nun der vom Christenthum erleuchtete Stoiker den Vater im Himmel, der ihn liebte, wieder lie-

---

*) Buch Hiob. **) Ps. 103. ***) Ebend.

ben, seine dargebothene Hand gläubig fassen, sich von ihm nach väterlicher Waltung durch's Leben führen lassen. Er durfte dem vertrauen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, der alle unsere Tage gezählt, ehe sie da waren, und uns unser Schicksal auf gerechter Wage zugewogen hat *). Er durfte in seinen Unternehmungen wie in seinen Verirrungen kindlich zu ihm aufblicken, von ihm, der Alles vermag, Kraft und Unterstützung erflehen, und mit dem Troste, daß seiner nach den Leiden dieser Zeit eine größere Herrlichkeit, ein schöneres Daseyn im Anschaun und Erkenntniß Gottes werde, durchs Leben und aus dem Leben gehn.

Nach dieser Ansicht möchte ich sagen, daß der Stoiker zwar eine Ahnung des Wahren gehabt, aber bey dem fehlbaren Lichte der Vernunft, die sich in keinem Individuum rein und zuverlässig ausspricht, und der Bildungsstufe seiner Zeit gemäß, sich demselben auf einem entgegengesetzten holprichten, und für die Menge nie gangbaren Wege genähert habe. Eine

*) Ps. 138.

leichte Beherzigung der Forderungen, welche die Stoa an den Menschen stellt, die Erfahrung, daß sie sich nie viel aus den Hallen der Philosophen ins practische Leben verbreitet habe, und daß das einzige Mahl, wo sich in der spartanischen Gesetzgebung eine Idee von ihr verwirklichte, sie sich nur durch die strengste Isolation, und auf verhältnißmäßig kurze Zeit im Conflicte mit der übrigen Menschheit erhalten konnte, alle diese Betrachtungen werden uns lehren, daß die stoische Philosophie niemahls Weltansicht zu werden, noch den Menschen wahrhaft zu beglücken im Stande sey.

Wie schmerzlich mußte der Stoiker seinen Frieden erkämpfen! Wie düster waren seine Aussichten, wie kalt und unzulänglich sein Trost, in Vergleich mit den milden Lehren des Christenthums, das man wahrhaft eine Religion der Unglücklichen nennen kann, und von dem einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten Dichter sagt: **J'ai pleuré, et j'ai cru** *).

Vieles, was das Christenthum von seinen Bekennern fordert, um sie hier zufrieden, und dort der Seligkeit werth zu machen, stimmt im

*) Chateaubriand.

Ganzen mit den Vorschriften überein, welche die Stoa ihren Jüngern gab. Nur sprechen diese sich rauher, unerbittlicher aus, und wenn wir einige Worte vertauschen, oder vielmehr statt des kalten, finstern Begriffes, den der sich selbst überlassene Verstand sich von seinem Verhältniß zum Unendlichen bilden konnte, die tröstenden, liebevollen Ausdrücke setzen, in welchen unsere Religion uns lehrt, uns dem höchsten Schöpfer und Vater zu nähern, so werden wir sehen, daß der Christgewordene Stoiker nicht sehr viel an seinen sittlichen Vorschriften zu ändern haben, und in seinem Benehmen gegen sich und Andere so ziemlich derselbe wird bleiben können.

Wenn der Christ den Widerspruch des Geistes und Fleisches fühlt, wenn er dieses zu bekämpfen, sich selbst zu verläugnen, das Irdische auszuziehn, und nach dem Himmlischen zu streben sich vorsetzt, wenn er hierin seinen Beruf, seine Würde, sein Glück in dieser und jener Welt setzt: so bekämpft auch der Stoiker nicht bloß Leidenschaften und ungeordnete Lüste, er streift Alles ab, was nicht sein ist, das heißt, worüber er keine Gewalt hat, und blickt, freylich mit schwankender Zuversicht, aber doch nicht

ohne Ahnung vor einer liebevollen Waltung der Vorsicht, und den Schönheiten der künftigen Welt, furchtlos dem Tode entgegen, der — im schlimmsten Falle, wie er meint — doch wenigstens seinen Leiden ein Ende machen, vielleicht aber auch ihn in eine selige Ewigkeit führen wird. Lassen Sie mich manche Stellen, die ich mir früher angemerkt, jetzt zu diesem Behufe hierher setzen, und zum Vergleich ähnlich lautende aus unsern besten christlichen Schriftstellern beyfügen!

»Einige Dinge sind in unserer Gewalt, als: Meinung, Verlangen, Abscheu; andere nicht, als: Ehre, Gesundheit, Glücksgüter u. s. w. Jene kann uns Niemand rauben; die zweyten, wenn wir darnach verlangen, können uns genommen, und wir dadurch sehr unglücklich werden, ja selbst ihr Besitz macht uns zu Sclaven. Wenn dir ein Wunsch nach Etwas aufsteigt, so erforsche zuvor, ob es in deiner Macht steht; ist dieß nicht, so entsage ihm, denn sonst nimmt der Wunsch wie der Besitz dir deine Freyheit.«

Epictet.

»Erforsche den Grund aller Dinge, halte dir ihre Nichtigkeit und Vergänglichkeit gegenwärtig, so wird dich ihr einstiger Verlust nicht betrüben.«

Epictet.

»Nie habe ich dem Glücke getraut, selbst, wenn es Frieden mit mir zu halten schien. Alle Güter, die es mir mit verschwenderischer Hand gab, Ehre, Reichthum, Ruhm, ließ ich an einem Ort gestellt seyn, woher es dieselben wieder nehmen konnte, ohne mich zu beunruhigen. So hat es sie denn zurückgenommen, aber nicht wieder entrissen« *).

Seneca, vom Troste an Helvia.

»Alles, was der Zufall Glänzendes um uns aufgehäuft hat, ist fremder, geliehener Prunk, nichts davon unser wahrhaftes Eigenthum. Einiges nimmt er uns am ersten, Anderes am

---

*) La maniere de renoncer aux bonnes choses est de n'en user jamais qu'avec moderation pour la necessité. — — Cest qu'il faut sans passion faire moderement ce'quon peut pour conserver ces choses, a fin d'en faire un usage sobre, et non pas en vouloir jouir et y mettre son coeur.

Fenelon, sentimens de piété.

zweyten Tage, und nur Weniges bleibt uns bis ans Ende.«

Seneca, vom Troste an Helvia.

»Wir sind etwas Besseres, und zu etwas Besserem geboren, als Sclaven unsers Körpers zu seyn, den wir als eine Fessel betrachten müssen, die unsrer Freyheit angelegt ist.«

Seneca, Brief 65.

»Die Verachtung unsers Körpers ist der sicherste Weg zur Freyheit.«

Ebend.

»Hältst du nicht auch, mein Lucilius, jene Überzeugung, daß es nur Ein wahres Gut, das Rechte (honestum) gebe, für den sichersten Weg zur Glückseligkeit? Wer sein Glück in die Tugend setzt, hat dasselbe in sich; wer andere Güter wünscht und sucht, ist dem Zufall verfallen, und unter fremder Bothmäßigkeit.«

Seneca, Brief 74.

»Gegen den Zufall gibt es keine unüberwindliche Schutzwehr, als die in unserer Brust. Wenn wir dort sicher sind, so können wir wohl erschüttert, aber nicht überwältiget werden. Du fragst, wie wir hierzu gelangen? Wir müs-

sen über keine Schickung murren, die uns trifft, wir müssen denken, daß das, was uns verletzt, in den Zusammenhang des Ganzen gehöre.«

Seneca, Brief 74.

Welchem von diesen Sätzen müßte der Christ entsagen? Welchen dürfte er nicht in seine innerste Überzeugung aufnehmen? Aber lassen Sie uns weiter gehn, der Spur folgen, welche die letzten Worte des letzten Satzes enthalten, und die Begriffe prüfen, welche sich der Stoiker von der Vorsicht, von unserm Verhältnisse zur Gottheit, von dem Gebethe, dem Tode, der Unsterblichkeit macht!

»Das ists, was uns täuscht, was uns entmannt, wenn ein Unglück über uns kömmt, daß wir es nicht für möglich halten.«

Seneca, vom Troste an Marcia.

»Was Einem geschehen ist, kann Allen geschehen.«

Ebend.

»Die Klippen sind nicht ins Meer gestellt, damit die Schiffe daran scheitern: so ist auch

das Übel nicht um des Übels willen in der Welt.«

Epictet.

»Das erste Geboth der Frömmigkeit ist, die Götter erkennen, wissen, daß sie Alles gut und gerecht verwalten, und ihnen in Allem gehorchen.«

Ebend.

»Zwischen den guten Menschen und Gott ist durch das Band der Tugend, Freundschaft — ja, was sage ich, Freundschaft? Es ist eine Art von Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen ihnen. Der gute Mensch ist nur durch die Zeitlichkeit von Gott geschieden; er wird von ihm belehrt, er strebt ihm nach, und ist sein wahres Kind, das der unendliche, herrliche Schöpfer, der scharf auf Tugend dringt, wie ein ernster Vater, streng erzieht.« *)

Seneca, von der Vorsicht.

---

*) Nous ne sommes sur la terre que pour souffrir, malheur a ceux, qui ont leur consolations dans ce monde.

Fenelon, sentimens de piété.

Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Gott züchtigt, weil er liebt.

»An unsern Söhnen erfreut uns die Sittsamkeit, den Kindern der Sclaven erlauben wir Muthwillen. So handelt Gott mit uns; den guten Menschen hält er nicht weich, er versucht ihn, er härtet ihn ab, er bereitet ihn für sich.« *)

Seneca, von der Vorsicht.

»Der Tugendhafte ist über äußeres Unglück erhaben. Ich sage nicht, daß er es nicht fühlt, aber er überwindet es, und sieht es als eine Prüfung an.«

Ebend.

»Ich werde zu nichts gezwungen, ich leide nichts wider Willen, ich unterwerfe mich Gott nicht, sondern ich stimme ihm bey, um so mehr, als ich weiß, daß Alles nach ewigen Gesetzen fortschreitet. Das Schicksal führet uns, und was uns bevorsteht, war in der Stunde unserer Geburt bestimmt.« **)

Ebend.

---

*) Dieu eprouve par les maladies, et par les sujetions de dehors. Il faut mettre tout a profit.

**) La croix aimé n'est qu'une demi croix, parceque l'amour adoucit tout.

Fenelon, sent. de pieté.

Noch ungestaltet sahn mich deine Augen, da stan-

»Warum aber duldet Gott, daß dem Tugendhaften so viel Übel geschehe? Er duldet es nicht. Was wirklich Übel ist, Laster, Verbrechen, unreine Gedanken und lüsterne Anschläge hält er von ihm fern.«

Seneca, von der Vorsicht.

»Noch würdiger ist Jener, der nicht aufhört, die Götter zu ehren, auch wenn sie ihm zürnen.«

»Daran kannst du erkennen, daß du von allen (unrechten) Begierden frey bist, wenn du es dahin gebracht hast, Gott um nichts bitten zu wollen, als was du öffentlich von ihm begehren darfst. Lebe mit den Menschen, als ob Gott dich sähe, bethe zu Gott, als ob die Menschen dich hörten!« *)

Seneca, Brief 10.

»Wir sollen uns einen edlen Mann erwählen, und stets vor Augen haben, in dessen Ge-

---

den schon in deinem Buch die mir bestimmten Tage, als Keiner noch derselben war. Ps. 138.

*) Unser schönstes Gebeth, das Vater unser, enthält Alles, was wir mit Recht von Gott erbitten können, und kann und pflegt laut gebethet zu werden.

genwart gleichsam wir wandeln. Selig derjenige, welcher nicht allein sein Äußeres, sondern auch seine Gedanken reiniget! Selig, wer irgend einen Menschen so verehrt, daß dessen Andenken ihm zur Richtschnur und zum Vorbild diene! Wer fähig ist, einen Andern so zu verehren, wird bald selbst verehrungswürdig seyn.«

Seneca, Brief 11.

»Ich habe gelebt und den Lauf vollendet, den die Natur mir vorschrieb. Will Gott mir den morgigen Tag zulegen, so werde ich ihn dankbar annehmen. Der ist am glücklichsten und am sichersten, der dem kommenden Tage ohne alle Sorge entgegen sieht.«

Ebend. 12. Brief.

»Wirf Alles von dir, wenn du weise seyn willst, ja, damit du weise werdest! Du fürchtest den Druck der Armuth erleiden zu müssen? Du solltest sie vielmehr wünschen. Der Reichthum hat Viele an der Weisheit gehindert, die Armuth ist sicher und schnell befriedigt.« *)

Ebend. 17. Brief.

---

*) Es ist leichter, daß ein Kamehl durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich.

»Gleichwie die Strahlen der Sonne die Erde wohl berühren, aber dort sind, von wannen sie ausströmen, so wandelt ein edler Geist, der darum herabgesendet ist, damit wir das Göttliche naher kennen lernen, zwar unter uns, aber er hängt mit seinem Ursprung zusammen.«

Seneca, 31. Brief.

»Er hatte ein erhabenes und zu jener Vollkommenheit ausgebildetes Gemüth, welches sich schon dem göttlichen Geiste nähert, von dem sich ein Theil auch in diese sterbliche Brust gesenkt hatte. Nie aber ist dieser seines göttlichen Ursprungs mehr eingedenk, als wenn er seine Sterblichkeit beherzigt, und denkt, daß der Körper nicht seine Wohnung, nur seine Herberge sey.«

Ebend. 120. Brief.

»Ich sage dirs, mein Lucilius, es ist ein großer Beweis für den hohen Ursprung unserer Seele, wenn ihr das, womit sie umgehn muß, enge und gering erscheint, und wenn sie nicht furchtet, diese Erde zu verlassen; denn wenn sie bedenkt, woher sie kam, so weiß sie auch, wohin sie kommen wird.«

Ebend.

»Wenn einst jener Tag erscheint, der diese Mischung von Göttlichem und Menschlichem scheidet dann werde ich diesen Körper lassen, wo ich ihn gefunden habe; ich werde zu den Göttern zurückkehren. Doch auch jetzt bin ich nicht ganz ohne sie, nur daß das schwere Irdische mich noch hält. Die Zeit unsers Erdenlebens ist gleichsam das Vorspiel zu einem bessern und langern. So wie uns der mütterliche Schooß durch neun Monathe einschloß, und nicht für sich, sondern für jenen Aufenthalt bereitete, den wir, wenn wir zu athmen und die freye Luft auszuhalten fähig sind, betreten; so reifen wir in dem Zeitraum, der von der Kindheit bis zum Alter währt, einer zweyten Geburt entgegen. Dann erwartet uns ein anderer Anfang, eine andere Gestalt der Dinge. Jetzt können wir den Himmel nur von ferne betrachten; darum blicke unerschrocken auf die Stunde der Entscheidung hin! Sie ist nur für den Körper, nicht für den Geist die letzte. Was dich hier umgibt, betrachte als die Unbequemlichkeiten eines Ortes, wo du zu Gaste bist; es geht voruber. Die Natur entkleidet den Eintretenden wie den Austretenden von allem Fremden. Du wirst nicht mehr aus dem Leben

mitnehmen, als du in dasselbe brachtest; ja selbst von dem, was du mitgebracht, mußt du einen großen Theil zurücklassen. Diese Haut, welche dich als letztes Kleid umgibt, wird dir genommen werden, es wird dir das Fleisch und das Blut, welches durch den ganzen Körper läuft, genommen werden; es werden dir die Knochen und Nerven, diese Stützen des Flüssigen und Festen, genommen werden. Dieser Tag, welchen du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Hülle ab! Was zögerst du? Hast du nicht auch einst den Körper, in welchem du verborgen lagest, verlassen müssen? Du sträubst dich? Auch damahls gebahr dich deine Mutter mit Anstrengung. Du seufzest? du weinst? O selbst diese Thränen sind die Zeichen eines neugebornen Kindes! Damahls aber war es dir zu verzeihen. Unerfahren und unwissend in Allem kamst du auf die Welt, eine freyere Luft blies dich, kaum dem Schooße der Mutter Entschlüpften, rauh an; dann verletzte dich die harte Berührung der Hände, und Alles, was dich umgab, stauntest du als neu und ungewohnt an. Nun aber ist es dir nichts Neues mehr, dich von dem zu trennen, was einst ein Theil deiner selbst war. Ver-

laß also mit Gleichmuth diese uberflussige Hulle, und lege den lang bewohnten Körper ab! Er wird begraben, zerstört werden. Traure nicht! Es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge. Immer gehn die Hüllen des Neugebornen zu Grunde. Es kommt der Tag, der auch dich entkleiden, und aus der trüben, niedrigen Wohnung des Leibes befreyen wird. Entschwinge dich ihm also schon jetzt, so viel du kannst, entferne dich, so viel wie möglich, von den nothwendigen Dingen, mit welchen du verbunden bist, und beschäftige dich mit großen und erhabenen Gegenständen! Einst werden dir die Geheimnisse der Natur enthüllt, die Finsternisse vertrieben werden, und das helle Licht wird dich von allen Seiten umstrahlen. Stelle dir vor, wie groß jener Glanz seyn werde, wo so viele Sterne ihr Licht vermengen! Jene Helle trubt kein Schatten mehr, jede Seite des Himmels glänzt in vollem Schimmer; denn Tag und Nacht sind nur Abwechslungen der unteren Luft. Dann wirst du glauben, bisher in Finsterniß gelebt zu haben, wenn du ganz dieß ganze Licht schaust, das jetzt nur durch den engen Weg der Augen in dich drang, und

das du auch aus dieser Entfernung bewunderteſt *).

Seneca, 102. Brief.

Sie ſehen, welche Ahnungen, welche Anſchauungen möchte ich ſagen, dem weiſen Heiden dämmerten; wie ſelbſt die erhabene Idee des ewigen Lichtes, das den Thron Gottes umgibt, das Schauen jenſeits nach dem Glauben dieſſeits, die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbar werden, ſich in ſeinem Geiſte mehr oder minder deutlich entwickelt hatte. Wie weit hätte denn dieſer chriſtliche Heide noch gehabt, um wirklich ein Chriſt zu werden? Gewiß nicht ſo weit, als manche unſerer heidniſchen Chriſten, die trotz der Wohl-

*) Die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet ſie, da wird keine Nacht ſeyn. Apocal. 21. Cap.

O du ſeligſte Wohnſtätte in der heiligen Stadt, die da droben iſt! O du lichtheller Tag der Ewigkeit, den keine Nacht verdunkelt! Die höchſte Wahrheit ſelbſt iſt deine Sonne, ihr Licht deine unvergängliche Heiterkeit! Du Tag der Sicherheit, du Tag der Freude, du kenneſt keinen Wechſel, biſt ewig Ein und derſelbe Tag.

Thomas a. Kempis, 3. Buch. 48. Cap.

that Gottes, welche sie durch Geburt und Umstände zur Religion seines Sohnes berief, sich Grundsätze und einen Lebenswandel erlauben, wodurch sie sich von dem Wesen des Christenthums weit mehr entfernen, als jene Stoiker, die bey dem schwachen Lichte der sich selbst überlassenen Vernunft mit strengerer Redlichkeit ihren Pflichten nachgefolgt, und sich ihrer Bestimmung gemäß betragen haben.

Doch lassen Sie uns unsere Weltweisen nicht bloß in den Beziehungen auf ihre Seelenruhe, ihre Unsterblichkeit und ihren Schöpfer betrachten! Auch für den Umgang mit Andern, auch für das Benehmen mit der Welt, finden wir liebenswürdige, und den Lehren unserer Religion nicht unähnliche Vorschriften.

»Ich bin nicht weise, ich werde es auch nicht werden, ich verlange nicht den Besten gleich, nur besser als die Schlimmen zu seyn, und ich will mich begnügen, wenn ich jeden Tag nur Etwas von meinen Fehlern und Irrthümern ablegen kann.«

Seneca, vom glücklichen Leben.

»Meinen Freunden will ich angenehm, meinen Feinden mild seyn, ich will mich geneigt

finden lassen, ehe ich gebethen werde, und billigen Wünschen zuvorkommen. Ich will die Welt als mein Vaterland ansehen, und die Götter als Herrscher derselben, die über und neben mir als Aufseher meiner Handlungen wohnen.«

Seneca, vom glücklichen Leben.

»Wenn aber die Natur meinen Geist zurückfordert, oder meine Vernunft ihn selbst entlaßt, so werde ich mit dem Bewußtseyn aus der Welt gehen, das gute Gewissen, so wie die Wissenschaft geliebt, und keines Menschen Freyheit, am wenigsten meine eigene, verkümmert zu haben.«

Ebend.

»Es liegt viel mehr daran, was wir uns selbst, als was wir Andern scheinen. Die Gunst nichtswürdiger Menschen laßt sich nur durch nichtswürdige Mittel erkaufen.«

Seneca. 29. Brief.

»Das ist mein Streben, mein steter Gedanke, den alten Fehlern ein Ziel zu setzen, und mich zu bemühen, daß ein Tag mir statt eines ganzen Lebens gelte.«

Ebend. 61. Brief.

»Das Rechte (honestum) ist das vollkommene Gut, wodurch wir glücklich werden, durch dessen Berührung auch andere Dinge ihre Würde erhalten. Es gibt nähmlich einige Sachen, die an sich weder gut noch böse sind, als der Kriegsdienst, eine Gesandtschaft, die Gerichtspflege u. s. w. Wenn diese dem Rechten gemäß (honeste) geübt werden, so werden sie etwas Gutes, und gehen aus der Classe der gleichgültigen in die der guten über. Durch die Verbindung mit dem Rechten werden jene gut; das Rechte ist gut für sich allein« *).

Seneca, 8. Brief.

»Dann magst du dich für glücklich halten, wenn alle deine Freuden aus dir selbst ent-

---

*) C'est a nous d'avoir toujours devant nous l'alignement de la Charité, faisant tout pour Dieu suivant cette parole de l'Apotre : Soit que vous buviez, soit que vous mangiez, ou quelqu'autre chose que vous fassiez, faites tout au nom de notre Seigneur Jesus Christ.

Esprit de St. Fr. d. Sales.

Was aus Liebe geschieht, das ist groß, das bringt große Frucht, so gering und ungeachtet es im Auge der Menschen immer seyn mag.

Th. a. Kempis, v. d. Nachfolge Christi 1. B. 15. H.

springen, wenn du unter den Dingen, welche die Menschen suchen, bewahren, sich einander entreißen, nichts findest, was du — ich will nicht sagen — wünschest, sondern auch nur haben möchtest. Dann hast du das Beste erreicht, wenn du einsiehst, daß die sogenannten Glücklichen meist die Unglücklichsten sind« *).

Seneca, 124. Brief.

»Wenn du in dem Guten weiter kommen willst, so dulde es, daß man dich in den Äußerlichkeiten des Lebens für blöde, ja, für thöricht halte! Maße dir nie den Schein an, als wüßtest du Etwas; wenn Andere viel auf dich halten, mißtraue dir selbst! Es ist schwer, seinen Willen

---

*) Il y a des desirs terrestres, et des desirs celectes. De ces derniers on n'en scauroit trop avoir, pour les autres qui regardent les biens passegers et caduques, on ne s'auroit en avoir trop peu. C'est de cette espece de desirs que notre Bienheureux etoit fort vuide. Voici comme il en parloit. Je veux fort peu de choses, ét ce que je veux je le veux fort peu. Je nai presque point de desirs, et si j'etois a renaitre, je ne voudrais point en avoir du tout.

Esprit de St. Fr. de Sales.

und die äußeren Umstände der Natur gemäß zu erhalten« *).

Epictet.

»Beklage dich nicht, daß das, was geschieht, nicht nach deinem Willen geht, sondern bemühe dich, mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zufrieden zu seyn, und du wirst ruhig leben.«

Ebend.

»Ist dir jemand bey einem Gastgeboth oder bey anderer Gelegenheit vorgezogen worden? Betrübe dich deßhalb nicht! Du hast dich nicht um diese Ehre bemüht, hast Keinem den Hof gemacht, Keinem geschmeichelt oder den Preis gegeben, um welchen er seine Gunst verkauft.«

Ebend.

»Dein Vater schlagt dich? Er schmäht dich? Dulde es! Die Natur hat dich mit einem Vater, nicht aber mit einem guten Vater verbunden. Dein Bruder zankt mit dir? Sieh nicht darauf, was Er thut, sondern was die Natur dir zu leisten auferlegt hat!«

Ebend.

---

*) Lege kein großes Gewicht darauf, ob dieser Mensch für dich, oder jener wider dich sey, sondern lieſ

»Schweige gern und oft, sage das Nothwendige mit kurzen Worten! Wenn du unter Fremden bist, so schweig, damit du nicht etwa die Weichlinge und Schwelger tadeln, oder sagen müßest, daß du alle die gerühmten Dinge nicht brauchest.« *)

Epictet.

»Wenn du einen Sieg erhalten hast, freue dich dessen bey dir, und schweige. Wenn du Wasser trinkest, sage nicht bey jeder Gelegenheit: ich trinke nur Wasser« **).

Ebend.

»Wenn man dir erzählt, der oder jener hat Übles von dir gesprochen, so widerlege das Ge-

---

allein laß deine Sorge seyn und dein Thun, daß es Gott in Allem mit dir halte.

Th. a. Kempis, 2. B. 2. Hptst.

*) Vous devez maintenant travailler a vous taire autant que la Bienseance du commerce vous le permettra. Le silence epargne beaucoup de paroles rudes et hautaines.

Fenelon, Sent. d. piété.

**) Ce n'est pas une moindre vertu de cacher ses vertus que ces vertus là mêmes, que l'on cache. Dieu est un Dieu caché, qui aime a etre servi, prié et adoré en secret.

Esprit de Fr. d. Sales.

sagte nicht, sondern antworte: Er wird die übrigen Fehler, die ich an mir habe, nicht wissen« *).

Epictet.

Sie sehen aus den angeführten Stellen, lieber Freund, wie sehr, wie in dem innersten Marke ihrer Grundsätze so zu sagen, die stoischen Philosophen mit unsern besten und verehrungswürdigsten christlichen Lehrern übereinstimmen, wie ihr Weg zu demselben Ziele führte, wie sehr sie das Gleiche beabsichtigten, und ich glaube, Sie können sich nun beruhigen. Behalten Sie den Geist Ihrer stoischen Lehre bey, streifen Sie aber ab, was aus Mangel besserer Erkenntniß von zu vieler Zuversicht auf eigne Kraft und Selbstrechtfertigung zeugt; suchen Sie das mit Liebe auf, worin diese Vorschriften mit denen unsers heiligen Glaubens

---

*) On venoit quelques fois dire a notre bienheureux que quelques uns medisoient de lui — — au lieu de s'excuser et de se defendre il disoit avec douceur: Ne dissent ils que cela? Ho! vraiement ils ne scavent pas tout; ils me flattent, ils m'epargnent Dieu soit loué, il faut se corriger.

Esprit de Fr. d. Sales

zusammenstimmen, und Sie werden nach und nach die trüben Nebel schwinden, die unruhigen Zweifel sich legen sehen. Ein milder Tag wird sich vor Ihnen verbreiten, das hohe Ziel menschlicher Vervollkommnung wird Ihnen in seinem Glanze erscheinen, und die Menschen aller Zeiten, aller Religionen und Secten, auf weitern und nähern, dunklern oder hellern, rauhern oder mildern Pfaden zu demselben wallend, ohne es auf Erden zu erreichen. Jene im heitern Lichte geoffenbarter Religion, diese, umstrickt von Wahnbegriffen, Selbstpeinigungen, niedrigem Aberglauben, andere, kämpfend mit den Leidenschaften der eignen Brust, sich selbst allein und ihrer Kraft vertrauend, oft wankend, oft den felsigen Pfad mit ihrem Blute netzend, alle wollen und wollten etwas Ähnliches, allen strahlte trüber oder heller ein Strahl des Lichts, das einst, im heiligen Anfang unserer Welt vom Throne Gottes herabströmend, unser beginnendes Geschlecht erleuchtete, damahls, als Gott noch sichtbar unter ihnen wandelte, und sie unter Edens Bäumen seine Stimme vernahmen. Dann änderte der Sündenfall Alles; Nebel und Finsterniß legten sich um uns, und durch diese hin suchte die Menschheit mühsam

den verschiedenen Weg, bis die Zeit der Erfüllung kam, und Jener auf Erden erschien, der uns den Vater im Geist und in der Wahrheit anbethen lehrte.

Nehmen Sie zum Schluß noch eine Stelle aus einem der mildesten christlichen Weisen, aus den Schriften des verehrungswürdigen Bischofs **Fenelon**, von mir an! Sie ist aus seinen **Sentiments de piété**, woraus ich Ihnen schon mehrere Sprüche angeführt, und nahmentlich aus dem kleinen Aufsatze: **Sur le bon usage des croix** genommen. Auch hier ließe sich fast Stelle für Stelle mit ähnlichen aus den Stoikern vergleichen.

»So lange wir nicht aus uns selbst herausgehen, sind wir dem Widerspruche, der Bosheit und Ungerechtigkeit der Menschen ausgesetzt; unsere Launen kommen mit den ihrigen, unsere Leidenschaften mit denen unserer Nachbarn in Streit, unsere Wünsche sind eben so viele verletzbare Stellen, wo wir den rauhen Angriffen unserer Nebenmenschen bloß stehen; unser Hochmuth, der sich mit dem der Andern nicht verträgt, erhebt sich, wie die Wellen eines ungestümen Meeres; Alles kämpft mit uns, stößt

uns zurück, greift uns an, wir sind durch die Reizbarkeit unsers Gefühls, und die Eifersucht unsers Stolzes allen Angriffen offen. In uns selbst ist kein Frieden zu hoffen, wo tausend unersättliche Begierden ihr Spiel treiben, und das Ich nie befriedigt werden kann, das so eifersüchtig, so verletzbar und so mißtrauisch gegen Alles ist, was dasselbe berührt.«

»Daher kommt es, daß wir im Umgange mit Andern wie Kranke zu betrachten sind, die an langwierigen Übeln darnieder gelegen. Ihr Körper hat kein Fleckchen mehr, das man berühren könnte, ohne ihm weh zu thun; die kranke Eigenliebe hat immer Mitleid mit sich selbst, schreyt bey jedem leisen Angriff laut auf, und glaubt sich verwundet, wenn man sich ihr nur mit der Fingerspitze nähert. Stelle nun mit dieser Zartfühligkeit die Rohheit des Nächsten, der voll Unvollkommenheiten ist, und sie selbst nicht kennt, zusammen, stelle mit ihr zusammen dessen Ungeduld gegen unsre Schwächen, die nicht kleiner ist, als die unsrige gegen die seinigen, und du siehst die Kinder Adams Eins dem Andern zur Qual leben, du siehst die Eine Hälfte des Menschengeschlechts unglücklich durch die andere, und bereit, dieser das Un-

recht, welches sie von ihr empfing, treulich zu vergelten; du siehst endlich in allen Nationen, in allen Städten, in allen Gemeinden, in allen Familien, ja sogar unter zwey Freunden, die Eigenliebe auf der Folter.«

»Der einzige Weg zum Frieden ist das Heraustreten aus sich selbst, man muß auf sich selbst verzichten, und alle sündliche Anhänglichkeit aufgeben, damit man nichts Verderbliches mehr zu verlieren, zu fürchten, zu schonen habe. Dann schmeckt man den wahren Frieden, der jenen Menschen bewahrt ist, die eines guten Willens sind, das heißt, Jenen, die keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes, den sie zu dem ihrigen gemacht haben. Dann vermögen auch die Menschen nichts mehr über uns, denn sie können uns weder bey unsern Wünschen, noch bey unsern Sorgen fassen; dann wollen wir Alles und Nichts, wir sind dem Feinde unzugänglich, wir sind unverwundbar. Die Welt vermag nichts gegen uns, als wozu ihr Gott den Willen und die Macht gibt, und weil das, was sie besitzt an Macht und Willen, ihr durch Gottes Willen gegeben worden, so ist es auch der unsrige. In dieser Stimmung der Seele ist unser Schatz so hoch gestellt, daß kei-

ne Hand daran reichen kann, um ihn uns zu rauben. Man wird unsern guten Nahmen zerreißen, wir haben nichts dagegen; denn wir wissen, wie heilsam Demüthigungen sind, die Gott uns sendet. Wir finden uns in der Freundschaft getäuscht; desto besser, unser einziger wahrer Freund ist eifersüchtig auf die andern, er löset unser Herz von ihnen ab, um unsere Neigungen von Allem, was sie beflecken könnte, zu reinigen. Wir sind belästiget, überlaufen, eingeengt; Gott will es so, das muß uns genügen, wir lieben die Hand, die uns schlägt, und finden Frieden mitten im Schmerz. Seliger Friede, der uns bis zum Kreuze folgt! Man will nur das, was man hat, und nichts von Allem, was uns versagt ist. Je vollkommner unsre Ergebung an Gott, je tiefer unser Friede. So lange uns noch Wünsche und Bande an die Welt knüpfen, ist dieser Friede nur halb; wenn alle Fesseln gelöset wären, würde die Freyheit vollkommen seyn. Mögen Schmach, Schmerz und Tod sich gegen mich erheben: ich höre Christi Stimme, die sagt: Fürchtet die nicht, die nur den Leib tödten können, und sonst nichts über euch vermögen. O wie schwach sind sie, selbst

dann, wenn sie uns das Leben nehmen! Wie kurz dauert ihre Macht! Was können sie denn thun, als ein Gefäß von Erde zerbrechen, als das tödten, was täglich von selbst stirbt, und den Tod, der wahre Freyheit gibt, um Etwas beschleunigen. Dann entschlüpfen wir ihren Händen, und retten uns zu Gott hin, wo uns ewige, unzerstörbare Ruhe empfängt!»

Inhalt.

Seite

Gleichnisse

